



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

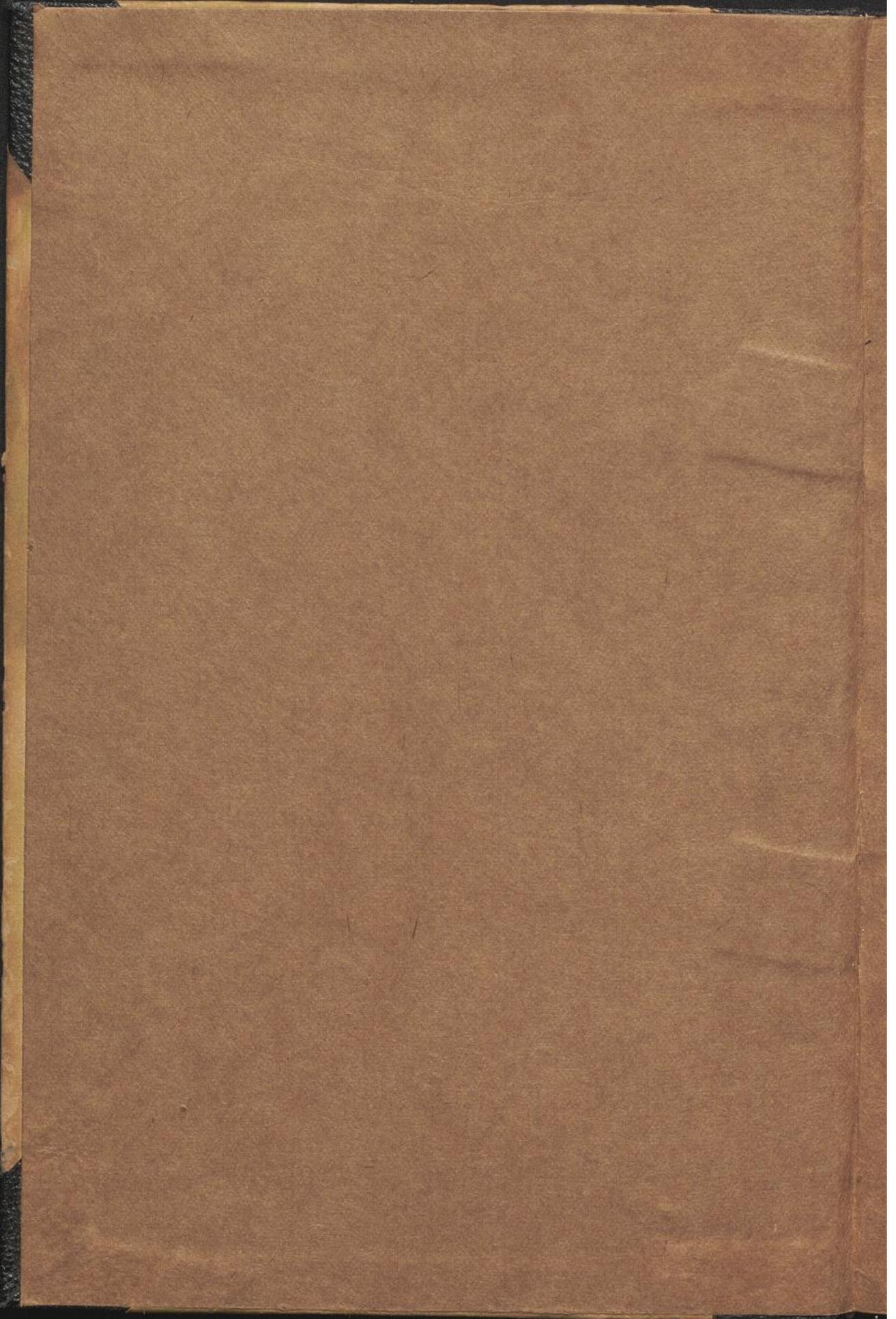
Caritasblüten aus der Mission

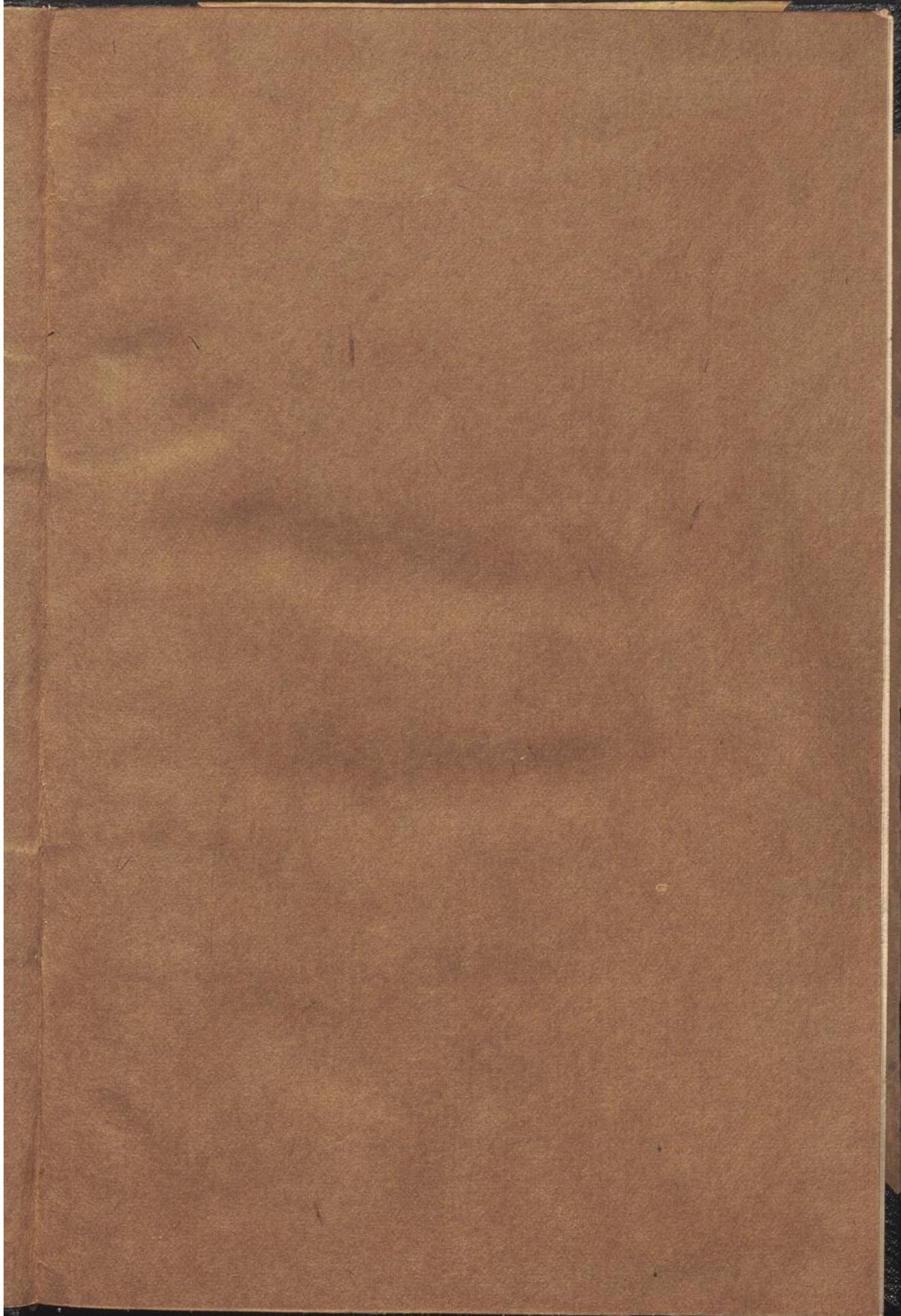
1938

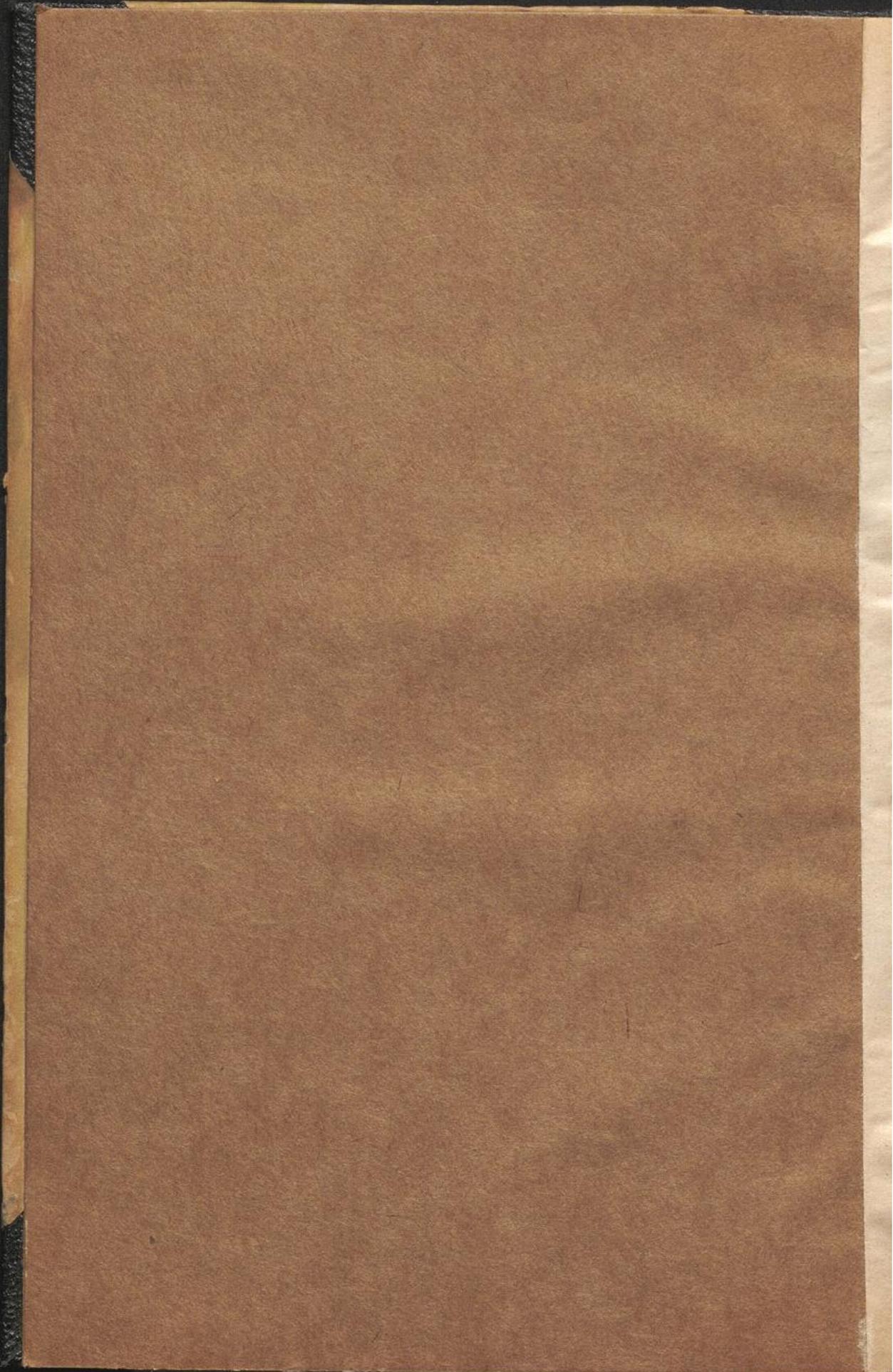
[urn:nbn:de:hbz:466:1-79143](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79143)

ten









Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1938



Mit Jesu Gnadenlicht und Jesu Blut
Ins neue Jahr vertrauensvoll hinein,
Dann birgt es Kraft und Lebensmut
Und wird für uns glücklich sein!

Müller-Verlag
Paderborn
1918



PHOTO: ARCHIV

Glückseliges Neues Jahr!

Gottes reichsten Segen!

all unsern

lieben Lesern und Leserinnen!

Visitationreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Textula

Wer sich das sonnige Afrika noch gerne weiter anschauen möchte, ist herzlich eingeladen zu einer Reise nach Telgte, von wo aus noch andere Stationen besucht werden. Unser schwarzer Chauffeur fühlt den Magen knurren, geht zur Küchentür und sagt zur Schwester Köchin, auf die Magengegend zeigend: „E Nkosazana kupulile konke lapa“ („Herrin, darin ist alles fertig, alles leer“). Das ist Negerart. Ein schwarzer Maurer sagte bei Errichtung einer Mauer zur Schwester Oberin: „Weißt du, bei dem Bauer habe ich nur mit meiner Kraft gearbeitet, bei dir muß ich auch mit dem Verstand arbeiten, darum mußt du mich für beides bezahlen!“

Wir steigen in unser Fahrzeug und steuern Tropro zu, wo wir übernachteten, um des andern Tages die Missionsstation „Maria Telgte“ zu erreichen. Die Schwestern und der Pater Missionar standen schon bei der Kirche, welche mit dem Schwesternhaus verbunden ist, und begrüßten uns aufs herzlichste. Hier wird die Schule schon von schwarzem Lehrpersonal geleitet. Unsere gute Schwester Valentine, eine alte erfahrene Katechetin, übt noch treu ihren Beruf aus. Der eifrige Missionar versammelt seine Schäflein auf sieben Außenstationen und gibt ihnen so Gelegenheit, ihre Christenpflichten zu erfüllen.

In Telgte hatte die Regenzeit im vergangenen Jahr die schöne Weizenernte fast ganz vernichtet. Im Vertrauen auf Gott wird wieder gesät. Der Eingeborene sorgt nur für das, was er selbst braucht. Wegen der Trockenheit, dann auch wegen der schweren Gewitter, und nicht weniger wegen der Heuschreckenplage wagt er es nicht, sein Arbeitsfeld zu vergrößern. Telgte gehört zur Präfektur Mount Curre und wird von den Patres Franziskanern betreut. Wir besuchten dann noch unsere beiden Schwestern in Matatiele, wovon die eine für die Schule der Halbweißen und die andere für Kirche und Haushalt sorgt. — Dann ging es nach Farviem. Diese Reise zeigte uns ein ganz anderes Bild in Gottes freier Natur. Wir durchfuhren längere Zeit gewaltige Schluchten. Links und rechts gab es nur Felsen. Dann kamen Steine in allen Größen, große und mächtige, kleine und schwächliche, friedlich lagen sie nebeneinander und duldeten nur, daß sich hie und da ein kümmerlicher Grashalm durchzwängte. In anderen Gegenden zeigten uns unzählige Blumen in träumerischer Farbenpracht die Liebe und Güte Gottes. Hier wurden wir durch die wuchtigen Steine und schroffen Felsen an die Macht und Gerechtigkeit des

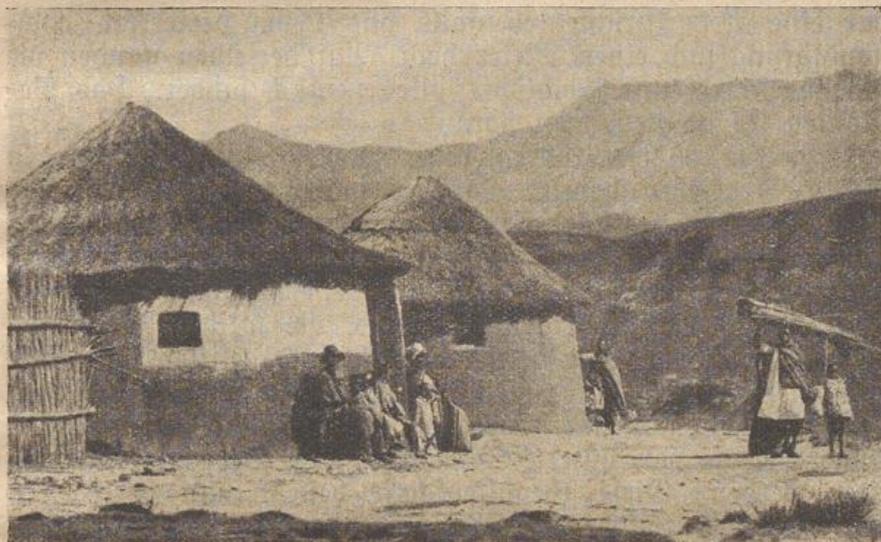
allmächtigen Gottes erinnert. Ein Schauern durchzuckte manchmal unsere Glieder. — Da kamen auf einmal einige Kühe und Ochsen daher, ausgehungert zum Erbarmen. Sie konnten ihren Hunger nicht stillen und nahmen die Richtung nach dem Flußbett, um wenigstens den Durst zu löschen, aber, o weh, sie finden es leer. Drei- bis viermal mußten wir durch einen ausgetrockneten Fluß; das starke, reizende Element, das in der Regenzeit oft wildschäumend dahergebraust kommt, hat hier seine gewaltigen Spuren hinterlassen. Das Flußbett ist an den meisten Stellen tief zerklüftet. Menschen und menschliche Wohnungen sind hier nicht zu finden, womit sollten sie auch ihr Leben fristen?



Ochsenfuhrwerk, Maria Zell, Süd-Afrika
(Photo: Archiv)

Wohlbehalten kommen wir an unser Ziel. Die herzliche Wiedersehensfreude der guten Schwestern tut uns wohl nach dieser steinigen Fahrt. Der Heiland wohnt hier in einer schönen neuen Kirche, für den Turm fehlen jedoch noch die Mittel. Die Patres Missionare mußten selbst die Hand ans Bauen legen, wegen Mangel an Kräften. Unser Aufenthalt kann hier nicht lange dauern, wir mußten nach Mariazell, einer unserer größten Missionsstationen. Gegen Abend grüßt uns der Kirchturm schon aus weiter Ferne, die weißen Schleier unserer Schwestern leuchten uns entgegen, aber zwischen ihnen und uns ist eine weite Kluft: der Mabele-Fluß, der sich zu den Füßen der Station durch das Tal windet, er hemmt unsere Fahrt. Wir suchen die Einfahrt, und sehen, daß wir uns dabei immer weiter von der Station entfernen. Ein Hirtenbüblein zeigt uns den rechten Weg. Wir durchqueren den

Fluß und in wenigen Minuten hält unser Fahrzeug vor dem Schwesternhause. Ein begeistertes Willkommlied erschallt von den Zöglingen des vielbesuchten Kollegs. Mariazell ist die schönste und meist zivilisierte Missionsstation. Die geräumige, aus Bruchstein gebaute Kirche hat sechs Altäre. Die Christengemeinde zählt 1200—1300 Gläubige. Das Seminar zählt 360 Schüler und Schülerinnen, welche von unseren Schwestern unterrichtet werden. Auch Industrie und Haushaltungsunterricht wird hier erteilt. Selbst Andersgläubige besuchen diese Schule mit Vorliebe. In der Elementarschule sind 180 Kinder. Es ist hier ein lustiges Leben und Treiben, man kann hier die verschiedensten Typen sehen. Gar manche kommen über



Basuto's Heimat
(Photo: Archiv)

die hohen Drakensberge und stillen hier ihren Weisheitsdurst. Von Mariazell aus hat man einen herrlichen Blick auf diese einzigartige Gebirgsgegend, man nennt sie „die südafrikanische Schweiz“, und mit Recht, wohl ist der ewige Schnee ein Vorrecht der Alpen, obschon man auch im Basutoland im Winter mit einem hohen Schneefall rechnen muß.

Wir besuchten auf unserm Rundgange die Hütte eines Arbeiters von der Station und staunten über die Sauberkeit, die in und um die Kraale herrschte. Die Basutos verstehen es großartig, mit den geringen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, ihre Hütten gemütlich und wohnlich zu gestalten. Die Hütten waren immer weiß getüncht, unten war ein ungefähr 1 Meter hoher Sockel in bräunlich-roter Farbe, die obere weiße Hälfte war von einer geschmackvoll zusammengestellten Blumenborde durchzogen. An der Wand befand sich ein aus Lehm gemachtes, aber

in netten Farben gestrichenes Wandbrett. Fein und sauber standen in Reihe und Glied Tassen und Teller, Schüsseln und Schüsselchen. In der andern Ecke stand ein Eisenbett mit einer blendend weißen Bettspreite zugedeckt. Nun hätten wir auch gern die Küche gesehen! Wir lenkten unsere Schritte zu einer anderen Hütte. In der Mitte des Zimmers war eine kleine runde Vertiefung, die einen etwa 5 Zentimeter hohen Rand hatte. Hier ist die Feuerstelle. Als Brandmaterial dienen Holz, abgeschälte Maiskolben, hauptsächlich aber trockener Kuhdünger, dieser ist in Afrika ganz unentbehrlich. Man benützt ihn sogar zur Mörtelbereitung bei großen Bauten. Als Bodenwiche ist er altbekannt. Nun brennt ein lustiges Feuerchen, worüber ein Dreifußtopf gestellt wird. Im Hintergrund war eine Art Anrichte, ebenfalls aus Lehm verfertigt, halbmondförmig und einen Meter hoch. Auf derselben standen die Küchengefäße und Kochtöpfe, alles peinlich sauber. Das Bafutovolk ist in allem weit voraus.

Es würde zu weit führen, alles zu beschreiben, was wir in Mariazell gesehen haben. Darüber später einen eigenen Artikel! Die Zeit zur Abreise war angebrochen und die Schwestern vom nahegelegenen „Marialinden“ warteten auf unsere Ankunft. Wie überall, so auch hier, ein herzlicher Empfang. Noch einmal berührten wir Emmaus, die weihewolle Stätte, wo unser Vater Stifter gelebt, gewirkt und gelitten hat. Wir konnten wohl nicht lange bleiben, denn unser nächstes Ziel war Assisi, das Noviziatshaus der eingeborenen Franziskanerinnen, welche von unsern Schwestern zum Ordensleben angeleitet werden. Diese Genossenschaft besteht nun bereits 15 Jahre, hat 31 Schwestern mit ewigen und 54 mit zeitlichen Gelübden. 40 Kandidatinnen sind auf verschiedenen Stationen bei unsern Schwestern zur praktischen Ausbildung. Einige studieren in Mariannahill im Kolleg. Wir staunten über die kindliche Fröhlichkeit der schwarzen Schar, sowie nicht weniger über ihre Leistungen und Kunstfertigkeit. Von Assisi ging die Reise nach Mariatrost, wo 11 eingeborene Schwestern unter Leitung von unsern Schwestern die Arbeiten verrichten. Durch die Heranziehung der Eingeborenen wird das Missionswerk immer mehr gefestigt, es kann sich weiter ausbreiten, da der Mangel an europäischem Missionspersonal immer fühlbarer wird. Die Christianisierung und mit ihr die Zivilisation schreiten riesig voran und fordern mit Macht die Mitarbeit der Eingeborenen. Die Opfer der ersten deutschen Pioniere und Pionierinnen zeitigen jetzt ihre Früchte. Das Licht des Glaubens dringt überall durch. Möge bald ein Hirt und eine Herde werden!

Unsere neue Mission in Indien

Die Katholiken in Holland sind in ihrem Eifer für die Ausbreitung des wahren Glaubens in jeder Beziehung vorbildlich; besonders in den letzten Jahrzehnten hat der Missionseifer gewaltige Fortschritte gemacht, der sich natürlicherweise zuerst den eigenen Kolonien zuwendete. Lange Zeit waren diese in religiöser Beziehung recht vernachlässigt worden. — Als im 17. Jahrhundert kalvinistische Kaufleute das reiche Inselindien eroberten, rotteten sie den Glauben, den portugiesische Missionare mitgebracht hatten, vollständig aus. Seitdem stand Indien für den Islam offen, welcher sich dann auch riesig ausbreitete und Christi Kreuz verdrängte. Niederland bereicherte sich mit den indischen Schätzen und zählte durch diese überseeischen Besitzungen zu den hervorragendsten Völkern.

Das einheimische Volk wurde jedoch seiner Unabhängigkeit beraubt und bekam für die Produkte seines reichen Landes einen spärlichen Lohn.

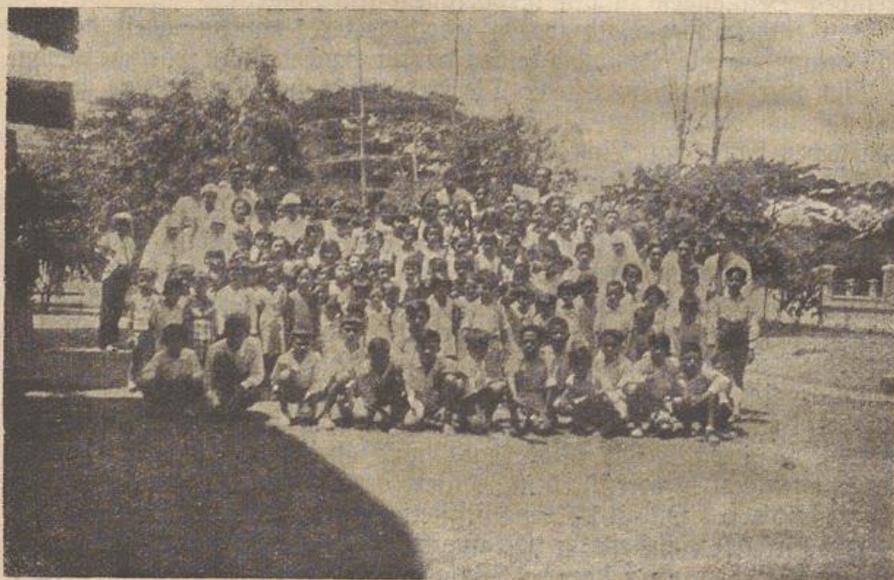
Nun aber tagt es im Osten! Die niederländischen Ordensleute machen sich auf, um dem gelben Millionenvolk das Beste zu bringen, was man ihm geben kann, das Licht Christi, den wahren Glauben.

Vor 1902 arbeiteten in Indien die Jesuiten, die sich damals fast ausschließlich mit der Seelsorge der Europäer befaßten. Wohl waren auch ungefähr fünf Brüder- und Schwesternkongregationen dort tätig; aber der eigentliche gewaltige Stoß zur Missionierung ist von dem großen Organisator, dem Kardinal van Rossum, ausgegangen. Als Präfekt der Kongregation der Propaganda zerlegte er das große Werk der Missionsgebiete und verteilte es an die verschiedenen Missionsorden nach dem Wahlspruch: „Divide et impera!“ — „Verteile und herrsche!“ So wurde, um bei Java zu bleiben, diese Hauptinsel vom indischen Archipel, die viermal so groß ist wie Niederland, im Jahre 1923 unter fünf Priesterkongregationen verteilt: den Jesuiten, den Karmeliten, den Lazaristen, den Kreuzherren und 1927 den Missionaren vom heiligsten Herzen. Java ist jetzt kirchlich eingeteilt in das apostolische Vikariat von Batavia und die apostolischen Präfecturen: Malang, Soerabaia, Poerwokerto und Bandoeng. Im apostolischen Vikariat Batavia sind außer den Jesuiten in letzter Zeit auch die Franziskaner und die Missionare von der heiligen Familie auf dieses große Arbeitsfeld gezogen. — Auch das übrige Indien ist nach genannten Grundsätzen verteilt. Es liegt auf der Hand, daß riesige Vorteile mit dieser Arbeitsweise verbunden sind. Unter anderem wird das Werk in großem Maßstab und von allen Seiten zugleich angefaßt. — So bleibt das Ganze auch für die Propaganda Fide übersichtlich. Wie ermutigend und anspornend ist es für die Missionskongregationen, wenn ihnen von Rom ein bestimmtes Gebiet bei diesem allgemeinen Angriff auf Satans Reich angewiesen wird.

Die Karmeliten, in deren Mission unsere Schwestern jetzt mithelfen sollen, bekamen Javas östliche Ecke, ein Gebiet, dessen Oberfläche mit ungefähr Dreivierteln des Heimatlandes gleichsteht. Es umfaßt die Residenzen Malang, Besoeki und die Insel Madura, mit einer Seelenzahl von insgesamt sechs Millionen. Selbstredend beeilen sich die Missionare, für die verschiedenen Gebiete Hilfskräfte anzuwerben, und sie klopfen darum auch bei Brüder- und Schwesternkongregationen an; diese sind ja meistens die Wegbereiter für die Missionare. Ohne sie findet der Priestermissionar nach allen Seiten Hindernisse. In der apostolischen

Präfeetur Malang arbeiten die Karmeliten bereits mit den Ursulinen, mit den Schwestern Unserer Lieben Frau von Ammersfoort, mit den Barmherzigen Schwestern von Bormeer und mit den Schwestern vom armen Kinde Jesu, mit denen jetzt Missionschwestern vom kostbaren Blut die Hilstruppen verstärken sollen. Das ganze katholische Missionspersonal in Ostindien besteht jetzt aus 15 Priester-Orden oder -Kongregationen, 8 Brüder- und 37 Schwesterngenossenschaften und 1 beschaulichen Frauen-Orden. (Diese Statistik ist der „Kolonialen Missionszeitung“ entnommen.)

Wenn man bedenkt, daß dieses Missionsgebiet 67 Millionen Seelen zählt, wovon 50 Millionen Mohammedaner sind, dann ist die Schar der Streiter Christi sicherlich nicht zu groß. Früher galt die Ansicht, daß die Mohammedaner nicht zu bekehren seien; obwohl die Arbeit bei ihnen



Nähezu 120 Schulkinder warteten auf unsere Schwestern in Soemenep-Madura
(Photo: Archiv)

eine überaus zähe und schwierige ist, beweisen die Tatsachen doch das Gegenteil. Momentan herrscht unter den jungen, gebildeten Islamiten eine Strömung, die sich vom alten Gottesdienst mit seinen äußerlichen Zeremonien und seiner innerlichen Leere abwendet; das nimmt jedoch nicht weg, daß die gewaltige Masse noch festhält an dem großen Propheten und seiner verderblichen Irrlehre. Zu dieser Masse gehören die breiten Volksschichten unter den Eingeborenen. In unserm Fall die Sapaner und Maduresen, welche die sorben angegebenen 50 Millionen ausmachen.

Es sind hier aber auch erfreuliche Tatsachen zu vermelden. Unter den javanischen Bekehrten finden wir bereits viele Priester- und Ordensberufe, ein Zeichen der Blüte im Glaubensleben der Sapaner.

Unsere Missionare haben im Osten mit drei Volksgruppen zu tun: mit den Europäern, den bereits besprochenen Eingeborenen und als dritten den Eingewanderten, hauptsächlich den Chinesen. Diese bilden in Indien einen hervorragenden Teil der Bevölkerung. Die meisten von ihnen

sind hier geboren und erzogen, sehen Indien als ihr Vaterland an und sprechen holländisch. Sie sind größtenteils Kaufleute und können mit dem Mittelstand verglichen werden. Sie sind keine Mohammedaner, wie die Javaner, sondern Heiden. Sie legen großes Gewicht auf Studium und lassen ihre Kinder gerne in die holländisch-chinesischen Schulen gehen, deren man überall in Ostindien findet. Vor dem Weltkrieg erhielten die Schulen vom Gouvernement eine Unterstützung. Jetzt ist es schwierig, eine solche zu erhalten, weil auch in Indien „Sparen“ das Lösungswort ist.

Mit einer solchen holländisch-indischen Schule eröffnen wir in Soemenep in Madura unsere Mission, ohne die geringste Unterstützung von seiten der Regierung. Das sind schwere finanzielle Opfer für unsere Genossenschaft; denn sie muß für die Reisekosten, für die Einrichtung usw. aufkommen. Wir vertrauen jedoch fest auf die göttliche Vorsehung, welche uns nicht verlassen wird, denn sie hat die Anregung gegeben, dieses Werk zu unternehmen.

Einer dringenden Bitte von Msgr. Albers, dem apostolischen Präfekten von Malang, entsprechend, soll sich zur Schule auch die Krankenpflege gesellen, wie die Leser aus dem Brief der Dezembernummer ersehen haben. Freilich werden die Bekehrungen in Madura nicht Schlag auf Schlag erfolgen; das Volk muß erst sehen, daß unsere Religion besonders an den Werken der Nächstenliebe zu erkennen ist. „Seht, wie sie einander lieben“, so sprachen die Heiden in der Zeit der ersten Christen. Darum können auch Krankenpflegerinnen so unendlich viel Gutes auf dem Missionsgebiet tun. Staatlich geprüfte Pflegerinnen, die den Ruf zur Mission in sich fühlen, sind darum auch herzlich willkommen! Das Arbeitsfeld ist groß, denn im schönen Indien sind unter den 70 Millionen noch keine halbe Million Katholiken. Java allein zählt 40 Millionen, unter denen nur 35 000 Katholiken sind.

Indien steht am Wendepunkt. Überall werden die Furchen gezogen, die Saat gestreut, und sie beginnt schon zu keimen und zu sprossen; aber der Arbeiter sind viel zu wenig im herrlichen Sonnenland. — Möge bald das Licht Christi in den finsternen Seelen des Mohammedanismus und des Unglaubens erstrahlen!

Allelei aus der Mission

Bulawayo in Rhodesia

In der Presse wurde wiederholt darüber geklagt, daß die Schwarzen einander das Haar öffentlich in den Straßen der Stadt schneiden. Nun hat man herausgefunden, daß diese Gewohnheit ihren Grund im Aberglauben der Eingeborenen hat. Sie glauben nämlich, daß, wenn sie ihre Haare in ihren Hütten schneiden würden, könnte ein Feind die abgeschnittenen Locken finden, und sie damit behezen. Darum gehen sie weit weg von ihren Wohnungen auf die offenen Straßen, damit der Feind den Eigentümer der Haare nicht finden kann.

Aus dem gleichen Grunde schneiden sie auch ihre Nägel nie zu Hause, sondern möglichst weit weg vom Kraal oder in der Stadt auf offener Straße. — Die Schwarzen sind davon überzeugt, daß Hexentum und Zauberei in großen Städten blühen.

Aus Dareda, Ost-Afrika

Ich bin für einige Tage hier in Dareda, ungefähr 10 Stunden von Ufiomi, um die Kranken zu versorgen. Diese Missionstour verlief aber nicht ohne Abenteuer. Hier gibt es bekanntlich sehr viele Schlangen. Eines Tages bemerkten wir vom Fenster aus ein prachtvolles Exemplar, wohl zwei Meter lang; es verschwand im Gartenzaun. Wir waren alle eins, daß diese Schlange getötet werden muß. Schnell waren 5—10 Männer beisammen, und ohne die Gefahr zu kennen, begab ich mich mit einem langen Knüppel auch zur Stelle.

Die Eingeborenen kannten aber die Gefahr besser als ich und nahmen Reißaus, sobald sich die Schlange sehen ließ. Auf einmal kam ihr dicker Rücken aus der Hecke zum Vorschein. Blitzschnell versetzte ich ihr zwei ordentliche Hiebe auf das Rückgrat; aber, o weh, in dem Moment hat das Ungeheuer mir sein Gift in das Gesicht gespuckt. Ich war sofort förmlich blind und konnte die Schmerzen nicht beschreiben. Man wusch mir die Augen anhaltend mit Milch und machte Aufschläge von Milch. Nach drei Tagen konnte ich wieder sehen. Ich war um eine große Erfahrung reicher geworden und werde in Zukunft jeder Schlange ferne bleiben.

Inzwischen hatten die Männer die Jagd auf diese gefährliche Schlange fortgesetzt, bis es ihnen gelang, sie zu töten.

Schw. M. Philippina.

Mariannahill, Süd-Afrika

Es war an einem Sonntag im Monat Juli, da machten wir uns zu sieben Schwestern auf den Weg. Die Sonne brannte nicht so heiß, somit wurde uns das Wandern leicht. Das Ziel der Reise war St. Xaver, eine Außenstation von Mariannahill, die wir nach zweistündigem Marsch erreichten. Kaum angekommen, lief uns eine Frau entgegen, warf sich händeringend auf den Boden und flehte uns an, ihren schwerkranken Bruder zu besuchen. Wir fanden außerhalb der Hütte einen alten Greis in der Sonne sitzen. „Schwester, taufe mich, ich möchte in den Himmel kommen“, rief er uns entgegen. Da keine Todesgefahr vorhanden war, wollten wir das Tausen dem Pater Missionar überlassen. Wir gaben ihm Weihwasser und einen Rosenkranz, den er sofort um die Hände schlang, und versprachen ihm, daß wir dem Missionar gleich bei unserer Heimkehr Nachricht geben werden. Voll Freude über diesen ersten Erfolg

gingen wir weiter ins Tal hinein, wo wir eine große Schar von Heiden trafen, denen die nötige Leibesbedeckung fehlte. Wir durchwanderten das Heidendorf und trafen einen Engländer, der die Aufsicht über die eingeborenen Eisenbahnarbeiter hält. Er empfing uns sehr freundlich, bot uns sofort eine Tasse Tee an, die wir aber dankbar ablehnen mußten, weil wir noch einen weiten Weg vor uns hatten. Wir wollten noch viele Heiden besuchen. In einem Kraal fanden wir sie beim Trinkgelage. Als sie uns bemerkten, sprangen sie auf, denn sie haben es nicht gerne, daß wir sie beim Bierkrug finden. In einiger Entfernung tummelte sich eine ganze Schar Kinder im Freien herum. Einem dieser Kinder zogen wir ein neues Kleidchen an. Wie stolz war nun die Mutter desselben! Beim Abschiednehmen versprach sie uns, auch ein Kind der Kirche werden zu wollen. Bald winkte der Abend, und somit die Zeit zum Heimgehen. Noch ein kurzer Besuch bei unserm 70jährigen Greis, den der Pater am folgenden Tage auf den Namen Alexius taufte. Drei Wochen später starb er, gerade am Feste des heiligen Alexius. Welche verborgene Opferseele mag ihm die Gnade der Bekehrung erbeten haben?

Schw. M. Silva.

Neues Noviziat für Eingeborene in Ngolole, Ost-Afrika

Am 11. September 1936 siedelten Schwester M. Amabilis und Schwester Fabiana von Morogoro nach Ngolole, um unter den schwierigsten Verhältnissen das Noviziat für eingeborene Mädchen zu eröffnen. Das Haus war ganz zerfallen. Zusammengebundenes Schilfrohr bildete die Decke. Die Umgebung, echte Islamiten, waren ihnen sehr abgeneigt. Infolge der übermäßigen Arbeit und der Unsauberkeit, mit der sie zu kämpfen hatten, erkrankten erst beide Schwestern. Das Werk war wirklich mit dem Kreuz gesegnet. Die göttliche Vorsehung jedoch, welche augenscheinlich gezeigt hatte, daß sie diesen Ort für ihre schwarzen Bräute erwählt hatte, segnete diese Opfer und Entbehrungen. Durch eine reiche Ernte an Gemüse und Kokosnüssen nahm er die Nahrungsfürsorge hinweg, so daß bald ein trautes Heim aus dem wilden Boden hervorstach und die erste Einkleidung der fünf ältesten, die schon jahrelang darauf gewartet hatten, stattfinden konnte.

U. S. A. Germantown

In unserer hochzivilisierten Stadt „Deutschen Stadt“ befinden sich schwarze Menschen genug. In unserer Nähe ist selbst eine Pfarrei von schwarzen Katholiken und wir Schwestern stehen bei ihnen in hohem Ansehen. Sie freuen sich, wenn sie von uns begrüßt werden. In der Nähe von Philadelphia gibt

es auch ein ganzes Stadtviertel von Chinesen. Sie sind jedoch nach der hiesigen Sitte gekleidet; vereinzelt findet man auch noch einen langen Zopf dazwischen. Sie haben ihre eigenen Geschäfte hier, leben aber ganz nach ihren chinesischen Gebräuchen.

Dieses Jahr fand hier das 200jährige Jubiläum der Heiligsprechung vom heiligen Vinzenz von Paul statt, dem Gründer der Kongregation der Lazaristen, mit denen wir hier arbeiten. Dem Feste ging ein Triduum voraus, an welchem auch der hochwürdigste Herr Bischof teilnahm. Am Feste selbst kamen Se. Eminenz Kardinal Dongheety, zwei Bischöfe und mehrere Prälaten. Wir hatten ungefähr 150 Festteilnehmer. Um 10 Uhr war feierliches Pontifikalamt. Die Teilnehmer zogen in Prozession zum Gotteshaus; es war ein erhebender Anblick: Die hohen Kirchenfürsten in vollem Ornat, dann die Priester, Studenten und Novizen in weißem Rochet. Unser hochwürdigster Herr Bischof hielt die Festpredigt, in welcher er mit großer Begeisterung vom segensreichen Wirken des heiligen Vinzenz von Paul und dem regen Eifer seiner Söhne sprach. Nachmittags stattete Se. Eminenz den Schwestern im Refektorium einen gemüthlichen Besuch ab.

Himmelberg

Ein Pater Missionar baute sich eine Strohütte in der Wildnis und war auf der Suche nach einem geeigneten Platz für eine Missionsstation. Eines Tages kamen zwei Kinder (Zwillinge), ein Knabe und ein Mädchen im Alter von sechs Jahren, zum hochwürdigen Missionar vier Stunden weit gelaufen und meldeten, daß sie geschickt seien von einer sehr schönen weißen Frau mit dem Auftrag, daß sie wünsche, daß an diesem Platze, wo soeben der Pater Missionar seine Hütte baute, eine Mission entstehe. Die Leute (welche zu der Zeit noch alle Heiden waren) sollen sich bekleiden und bekehren. Der hochwürdige Pater Missionar staunte bei dieser Nachricht und erkannte einen göttlichen Wink und setzte sofort alle seine Kräfte ein, dem Wunsche der schönen unbekanntten Frau nachzukommen. Bald entstand eine Schule und diese zwei Kinder waren unter den ersten, welche zur Schule kamen, lernten fleißig und wurden auf den Namen Gabriel und Melania getauft. Viele andere folgten ihnen nach, und heute ist da eine blühende Missionsstation.

3

Nkoi (Der Leopard)

Unter den wilden Tieren auf dem Lande, am Kongo, macht der Leopard außer den Schlangen am meisten von sich reden. Bald holt er sich ein kongonesisches Schaf ohne Wolle, bald läßt er eine Ziege halb verSpeißt liegen. Dann stattet er wieder dem Hühnerstall einen unliebsamen Besuch ab oder überfällt die friedlichen Enten. Ist er sehr hungrig und hat er für Junge zu sorgen, so wagt er sich auch an Menschen. Die schwarzen Jäger riechen, ob der Nkoi in der Nähe ist oder schon an einem bestimmten Ort war. So riefen unsere Mädchen einmal in der

Nacht: „Schwestern, geht nicht heraus, der Nkoi ist im Hof, wir riechen es.“ Am nächsten Morgen sah man auch wirklich seine großen Takenspuren auf der Erde. Er war bis vor die Küchentüre gekommen. Ein andermal wird er auf einem Baum gesehen, bald schleicht er sich an die Hütten der Eingeborenen und wird so der Schrecken für alt und jung. Wenn er die Gegend allzu unsicher macht, wird eine Falle gebaut. Die Neger riechen ganz genau, welchen Ausgang der Nkoi gewöhnlich aus dem Urwald benützt. So wird dieses Mal die Falle in Form einer Hütte im Heidendorf Bokala gebaut. Dicke Holzpfähle dicht aneinander in die Erde gepflanzt, bilden die Wände. Das Dach wird aus dichtgeflochtenen Palmblättern gebildet. Diese Hütte ist durch eine Wand, in welcher sich eine Klapptüre befindet, in zwei Räume geteilt. Hinter dieser Türe wird ein Ziegenbock angebunden, der durch sein Gemäcker und seinen Geruch den Leoparden anzieht. An dieser mittleren Türe ist eine Schelle angebracht. Geht nun der Nkoi durch die mittlere Türe und packt den Ziegenbock, so fällt die Türe zu und gibt gleichzeitig den in einer Hütte dicht dabei harrenden Jägern Signal, daß der Nkoi gefangen ist. Sobald das Tier merkt, daß es gefangen ist, rast es wild in der Hütte umher. Es kam vor, daß es sich, wenn das Dach zu schwach war, durch dasselbe hinausgeslüchtet hat und der arme Ziegenbock dabei sein Leben lassen mußte, ohne dem eigentlichen Zwecke gedient zu haben. Nun wird der Leopard geschossen, wozu es gewöhnlich mehrerer Schüsse bedarf. Haben sich die Männer überzeugt, daß er wirklich tot ist, denn er hat ein zähes Katzenleben, und ist die Kunde ihres Fanges ins Dorf gedrungen, so rüsten sich alle Einwohner zu einem Festzug. Zuerst wird dem Tier die Zunge weit aus dem Halse gezogen, alt und jung kommt heran, streift mit der Hand über dessen Zunge und reibt sich dann mit der befeuchteten Hand den Kopf ein. Man sollte meinen, die Schwarzen tun das, um irgendeine gute Eigenschaft des Tieres zu bekommen, z. B. die Stärke u. dgl. Aber dem ist nicht so. Sie tun es, damit ihre Haare so rauh werden sollen, wie die Zunge des Nkoi, und sich dann besser afscheren lassen. Bei den Negern gibt es keine Friseur und Friseusen und auch keine scharfen Scheren, wie in Europa, und doch ist es nötig, daß von Zeit zu Zeit, bei den Frauen so gut wie bei den Männern, der Wollkopf einmal geschoren wird. Früher benutzten sie dazu eine kleine Lanzette, jetzt rasieren sie mit einer Glasscherbe ganz künstlich die Haare ab. Diese Methode eignet sich nicht gut für weiche Haare. Haben die Neger aber nur einmal in ihrem Leben mit der Hand über die Zunge des Leoparden gestrichen und den Kopf mit der so befeuchteten Hand eingerieben, dann werden die Haare rauh und lassen sich besser scheren. Das Erlegen des Nkoi ist also von doppeltem Nutzen. Zu diesem Zwecke wird die erlegte Beute in jedem Dorfe niedergelegt; einige Männer tragen den Nkoi an den Pfoten und ein Junge hält den Schwanz. Dann bewegt sich der Zug singend zuerst durch das eigene Dorf, dann geht es zu der Patresmission und zu den Schwestern und in die Nachbardörfer, das Tier von Zeit zu Zeit stolz schwenkend. Die Männer, welche die Ehre haben, den Nkoi zu tragen, singen: „Iso to-ome Nkoi-e la wanya.“ Der ganze Zug wiederholt im Refrain: „Nko la wanya la wanya“, und klatschen dabei taktmäßig in die Hände. (Wir haben getötet einen Leoparden mit Verstand — mit Verstand.) Am Abend kehrt der Zug wieder in das Heimatdorf zurück. — Nun wird dem Tier das schöne gefleckte Fell abgezogen und mit einer Rinde

präpariert. Das Fleisch wird verteilt, und zwar nur als Leckerbissen für die Männer; die Frauen bekommen nichts, diese haben nur die Ehre, für die Männer mit dem vielen Verstand das Zuckerbier und den Maniok zu liefern. — Nach einigen Tagen kommt der zweite Zug. Der älteste Mann, Mpaka (es ist eine Ehre, wie z. B. in Europa der Schützenkönig u. dgl.), ist mit dem Leopardenfell bekleidet, so daß man meint, ein aufrecht gehender Nkoi käme daher. Ein Junge trägt wieder den Schwanz. Unterwegs wird wieder das Lied gesungen mit dem Refrain: Ifo to-om ee Nkoi e-la wanya — —. Wir haben getötet einen Leopard mit Verstand. Auf der Mission und in den Dörfern wird haltgemacht. Auf dem Tam-Tam beginnt nun eine heidnische Tanzweise. Der mit dem Leopardenfell bekleidete Mann tanzt dazu und die Umstehenden klatschen in die Hände; er tanzt so schön und kunstvoll in allen möglichen Bewegungen. Wenn auf diese Weise die ganze Nachbarschaft besucht und erfreut wurde, gibt es noch ein kleines Fest im eigenen Dorf. So wissen sich auch die armen Neger in ihrer Wildnis eine unschuldige Freude zu verschaffen.

Menschen sind die Menschenkinder
 Aller Zeiten, aller Zonen,
 Ob sie unter Birkenbüschen
 Oder unter Palmen wohnen. (Dreizehn Linden.)

Schwester M. Virgilia, C. P. S.

3

Seltame Bescherung

Man hat Beispiele, daß Leute oft mit einem Male reich geworden sind. Der eine hat's ererbt, der andere gewonnen, der dritte gefunden, der vierte vielleicht durch Betrug und Wucher errungen. Der Bauer aber, von dem die Geschichte Meldung tut, ist auf ganz andere Art plötzlich zu Geld gekommen. Sein Ochse hat's ihm gebracht. Ein schlauer Dieb nämlich war insgeheim zur Nacht in den Stall geschlichen und hatte den Ochsen weggetrieben. Er war schon mit ihm im Freien und glaubte seine Beute in Sicherheit zu haben. Da kam er an einen breiten und tiefen Graben, über den der Ochse nicht zu bringen war. Um das Tier nun nach sich ziehen zu können, schnallte der Dieb seine Geldgurte ab, band sie dem Ochsen um die Hörner und zog, was er ziehen konnte. Der Ochse aber, der stärker war, riß sich los, wandte sich um und kehrte vollen Laufes zum Stalle zurück, laut brüllend, so daß der Bauer aufwachte und nach dem Ochsen sich umsah. Da fand er denn die Bescherung, und weil der Dieb sich nicht meldete, so behielt er die Gurte samt dem Gelde.



Achte den Sammler des WfW.!

Unser Lehrer Mavimbela

Reichenau

Er war ein stattlicher Mann. Aber seinen Takt und sein feines Benehmen vergaß man sozusagen, daß er ein Neger war. Ehrfurchtsvoll und gediegen kam er jedem Priester und Bruder, sowie jeder Schwester entgegen. In jeder Hinsicht war er hilfsbereit. Mustergültig war er in seinem Berufe als Lehrer. Die Kinder hatten Achtung und Respekt vor ihm. Was Lehrer Mavimbela rügte, das wußten die Kinder, es war gemeint, was er lobte, war des Lobes würdig. Erst vor ein paar Jahren hat er konvertiert, aber er war ein ganzer Katholik. 1934 wurde er noch gestärkt im heiligen Sakramente der Firmung. Das Jahr 1935 begann bei uns in Reichenau ab Februar bis Ende April mit einer Fieberepidemie unter der Schuljugend. 20—25 Kinder lagen immer abwechselnd krank darnieder, die einen wurden besser, andere schlimmer. Für manche war der Tod fast sicher. Als erste holte sich der Todesengel ein kleines Mädchen, es lag 14 Tage im höchsten Fieber. Unser Lehrer Karl Mavimbela hatte die Kleine zur heiligen Beichte und zur heiligen Kommunion unterrichtet, und er wurde nicht müde, sie zu besuchen. Selbst schon ein wenig fiebrig, besuchte er noch treu unsere Kranken und fragte mich, ob ich Hilfe benötige usw. Eines Abends, an dem Tage, als unser kleines Thereschen begraben war, ging ich zu Tisch und desinfizierte das Zimmer, in welchem die Kleine gestorben. Da passierte es, daß den Weibern, die zur Aufsicht für die kranken Kinder da waren, ein Mädchen im Fieberwahn davonlief. Es war am Abend. Regen und Nebel umhüllten alles. Schon nach ein paar Augenblicken eilte man der Entwischten nach; doch, o Schrecken, nirgends eine Spur zu sehen oder zu hören. Unser tapferer Lehrer wollte mich mit dieser Schreckensnachricht verschonen, als aber sein und seiner Buben Suchen erfolglos war, ließ er mir die Hiobspost bringen. Alle Schwestern, Brüder und Kinder gingen auf die Suche nach dem verlorenen Schäfchen. Jedes Lämpchen und Laternchen wurde hergeholt, so ging es bergauf, bergab, den Polelastraße entlang, den Wald entlang, es war ein schauerlicher Abend. In meiner Phantasie schwebte ein zerschmettertes Kind am Abgrunde der Felsen längs des Flusses. An dem Tage konnte man fühlen, was die liebe Gottesmutter litt, als sie ihren lieben Jesus drei Tage lang suchen mußte. Da ich für meine lieben Kranken verantwortlich war und stets ihre Zahl wachsen sah, dabei vor zwei Stunden eines zu Grabe begleitet hatte, kam unter all dem Suchen ein Gefühl der Ohnmacht über mich, und ich weinte auf der Straße und sagte: „Lieber Heiland, es ist zuviel; ich kann nicht mehr.“

Bald ertönte das erlösende Wort: „nango Ester.“ Ich lief



Eingeborenen-Küche im Freien

(Photo: Archiv)

bergauf, bergab, um allen zu melden, Esther sei gefunden. Friedlich hatte sie geruht unter einem Eukalyptusbaum. Sie sagte, der Bischof hat mich hierhergerufen. Wer war eifriger bemüht, außer den lieben Mitschwestern, das Kind gut zu versorgen, als unser Lehrer Karl.

Schon kurze Zeit darauf traf unsere Station ein noch schwererer Schlag. Am Palmsonntag morgen ging ich mit einem neuen Patienten zum Arzt, der hier für einige Wochen wohnte; der Lehrer ging mit, fragte für sich Medizin, ich gab sie ihm nach Verordnung des Arztes. Einige Tage vorher klagte er über arge Kopfschmerzen. Sonntag bei der Palmprozession fiel es auf, daß der Lehrer keinen Selbstbinder oder Kragen trug; so hatte man ihn noch nie gesehen. Abends gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr sagte er zur Schwester Rosina: „Schwester, sehen Sie sich um einen anderen Lehrer um, und zwar sobald als möglich, meine Zeit ist zu Ende.“ Wir sagten unter uns, das ist krankhaft, da heißt es achtgeben. Nach der Tischzeit ging Schwester Katechetin, welche ihn vor seinem Übertritt unterrichtet hatte, um nach ihm zu sehen. Welch ein Anblick! Der Lehrer kniete vor seinem Bett, in einer Hand die brennende Taufkerze, in der anderen Hand den Rosenkranz, eifrig betend. Schwester Valentina sagte nun: „Karl, was tust du denn?“ Er antwortete: „Ich bereite mich auf den Tod vor; ich sterbe bald.“ Die Schwester suchte ihn zu beruhigen, aber er bestand darauf, er sterbe bestimmt.

Wir meldeten dies dem anwesenden Arzte. Dieser verordnete Wein und sagte, wenn er gut geruht und geschlafen nach dem Wein, dann sei es gewiß besser; er sei am Morgen doch noch so nett gewesen. Gut, wir taten so. Es war gegen 8 Uhr, der Lehrer ordnete noch alles, er stand am Tisch in seiner Klasse,

sagte genau, wem dies oder jenes Buch gehöre, wieviel Geld und welche Kleider usw. an seine Eltern abzugeben seien und wieviel für heilige Messen verwendet werden solle. Da kam der Induna und sagte: „Geht ihr Damen ins Bett, ich bleibe hier; wenn ihr so gesund wäret, wie der, dann könntet ihr froh sein.“ —

Wir gingen gewiß nicht ohne Sorgen. Am Montag morgen war mein erstes, mich zu erkundigen, wie es mit ihm stehe, und zu bitten, daß er streng bewacht werde. Unser zweiter Lehrer bekam diesen Auftrag. Bald darauf gab dieser auf unsere Frage zur Antwort, daß Karl immer vom Sterben rede und ihn gefragt hätte, ob er angestellt sei, auf ihn achtzugeben. Während er mit uns sprach, war Karl verschwunden. Eine Schwester lief gleich zum Fluß: richtig, da fand sie seinen Mantel am Ufer. Kein Zweifel, der Lehrer ist ins Wasser. Sofort wurde der Poleta den ganzen Vormittag von Männern und Buben abgefischt, der Wasserfall, alles wurde abgesucht; der Fluß durchschwommen, das Wasser wurde abgesperrt, in Reih und Glied gingen die großen Buben den Fluß ab und auf; am Ufer waren ihnen Männer mit Stangen und Seilen zur Seite, damit keinen ein Strudel erfaßte. So ging es auch am Nachmittag. Die Mädchen liefen stundenweit Berge und Täler ab, um ihn zu finden, alles vergebens. Leute munkelten, ihn irgendwo gesehen zu haben. So ging die Suche die ganze Woche fort. Reiter, vom Chief gesandt, suchten und suchten erfolglos. Er hatte nur den Nachtanzug an, alles andere war auf seinem Zimmer. Es war eine doppelt traurige Kar-



Heidnischer Festgast beim Erntefest der Heiden
in Lentocow (Photo: Archiv)

woche. Am Karfreitag hieß es, der Lehrer lebt, da und dort sei er, er hätte einen wilden Fluß durchschwommen und er schäme sich, so heimzugehen, da er nur im Nachtanzug sei. Die Leute hielten ihn im Kraal, man möge kommen, ihn holen. Voll Freude eilte alles zusammen, Betten wurden gerichtet, Wärmeflaschen gefüllt usw.

Der hochwürdige Pater Rektor machte das Auto zurecht, Bruder Schaffner sorgte für eine kleine Stärkung für den glücklich Gefundenen. Man machte sich auf den steinigigen Weg und kehrte am Abend allein zurück, doch mit der seligen Hoffnung, morgen abend den Lehrer in unserer Mitte zu haben. Früh morgens zelebrierte hochw. Pater Rektor eine stille heilige Messe, damit die Männer, die den Lehrer zu Pferd holen sollten, bald fort konnten. Der Weg war weit, fast bis Selgte. Alles auf der Station war voll freudiger Erwartung. Um so größer und aussichtsloser war der Schmerz, als die Reiter wieder nichts fanden. Als Rev. Father Rektor und Bruder Anicet am Tage vorher auf der Suche waren, lud diese ein Engländer zu einem kleinen Imbiß ein. Am heiligen Osterfeste machte die Familie dieses Engländers einen Ausflug nach hier. Sie besichtigte die Station; unter anderem den Wasserfall, und sie fanden, an den Felsen lehrend, halb aufrecht stehend unseren mit so viel Opfern gesuchten Lehrer. Wohlweislich sagten sie es nur dem hochwürdigen Pater Rektor und dem Bruder Anicet. So war es ein Geheimnis, bis am Ostermontag.

Die Eltern des Lehrers waren unterdessen schon ein paar Tage hier und warteten auf ein Wiedersehen ihres einzigen Sohnes. Ein schönes Zimmer war hergerichtet, wo sie ihren lieben Sohn bis zur Genesung hegen und pflegen konnten. Der liebe Heiland wollte uns nach einer so schweren Karwoche das heilige Osterfest mit hoffnungsfrohem „Alleluja“ erleben lassen, welches aber nur zu schnell in ein trauriges „De profundis“ überging. Am Ostermontag nach dem Gottesdienst wurde die Leiche mit Seilen aus dem Fluß über den Felsen heraufgeholt. Drei Männer stiegen hinunter in den Wasserfall, mehrere arbeiteten oben. Nur seine Kleider und Pantoffeln ließen ihn noch als den Gesuchten erkennen, sonst war er ganz entstellt und unkenntlich. Die Tiere des Wassers hatten ihn schon angefressen. Ein Auge war total ausgefressen, Nase und Ohren teilweise angefressen. Ein schauerlicher Anblick. Der Arzt sezerte ihn, und am Mittag wurde er beerdigt.

Es war eine traurige, tiefste Stunde, als er der geweihten Erde übergeben wurde. R. i. p.

Wer ihn gekannt, ist überzeugt, daß der Lehrer Karl nichts von dem wußte, was er tat. — Die Eingeborenen haben eine Medizin, nach welcher jemand ins Wasser gehen muß, er kann

nicht anders. Die Annahme ist noch mehr begründet, da er einmal Kinder strafen mußte. Diese entliefen der Schule und drohten mit der Rache ihrer noch heidnischen Eltern. Der jüngste Tag wird das Geheimnis offenbaren. Wir zweifeln nicht im geringsten, daß er drüben gut angekommen ist, sein Leben war ein edles Wirken und Gottsuchen.



Marianische Aktion in Afrika

Die holl. Zeitschrift „Marianische Legion“ veröffentlichte einen Brief vom Erzbischof Mgr. Riberi, der an seine Suffragan-Bischöfe von Südafrika gerichtet ist. In diesem Briefe sagt der apostolische Delegat unter anderem: „Die Marianische Legion kann ich mit vollem Vertrauen anbefehlen, da dieselbe ein kräftiges Mittel zur Beförderung des Christentums in den afrikanischen Gebieten bleiben werde. Sie ist vor 15 Jahren in Irland entstanden, hat sich bereits über viele Länder, ja über alle Weltteile verbreitet und steht für jeden offen, für Knaben und Mädchen, für Männer und Frauen! Sie ist organisiert und hat zahllose Zweige der katholischen Aktion als Arbeitsfeld. Die Tätigkeit der Mitglieder, die wie ein Kriegsheer auf dem Schlachtfelde unter Leitung Mariens, unserer Königin, aufgestellt sind, ist so anspornend und stärkend, daß wir uns kaum in etwas Besseres hineindenken können.“

Vor ungefähr drei Jahren hat Mgr. Gijlswijk, der apostolische Delegat von Süd-Afrika die Marianische Legion aufs dringendste empfohlen. Eine der ersten Früchte dieser Empfehlung ist das Entstehen der „Marianischen Aktion“ im apostolischen Vikariat Mariannhill. Das Organ dieser Aktion „Königin des Reiches Christi“ ladet alle zur Mitarbeit ein unter dem Wahlspruch: „Alles mit Maria, für Christi Reich!“

Wir werden in den folgenden Nummern Näheres darüber mitteilen.

Vergessen wir nicht, daß wir an der Mutterhand Mariens am sichersten durch dieses Leben gehen. Unter ihrem Schutz sind wir in allen Gefahren gut geborgen!



Maria, Königin des Reiches Christi

Die Himmel der Himmel, sie fassen Gott nicht –
Unendlich und groß ist sein Reich.
Wo sind dessen Grenzen? Du findest sie nicht,
Kein Herrscher ist jemals ihm gleich.

Er kam auf die Welt, die ihn niemals erkannt,
Und wollte sie retten vom Tod;
Für sie starb am Kreuz er, verlassen, verkannt,
Als Retter in bitterer Not.

Mit ihm litt die Mutter die Schmach und den Hohn –
Sie wich nicht vom Kreuzesaltar,
Sie opfert sich mit ihrem göttlichen Sohn
Und bringt für uns Sünder sich dar.

Nun teilt sie mit ihm auch die Herrschergewalt –
Er gab ihr ja Zepter und Kron'.
Ihr Fuß, er zertritt des Feindes Gewalt,
Und Engel umstehen den Thron.

Ja, Königin ist sie im himmlischen Reich,
Im Reiche des Königs und Herrn;
Wer ist ihr an Macht und an Güte wohl gleich?
Wer folgt ihren Wünschen nicht gern?

Sie ist ja so gütig, so mütterlich treu,
So weise, so mild und so rein.
Ihr darf man sich nahen, so ganz ohne Scheu,
Denn Mutter will allen sie sein.

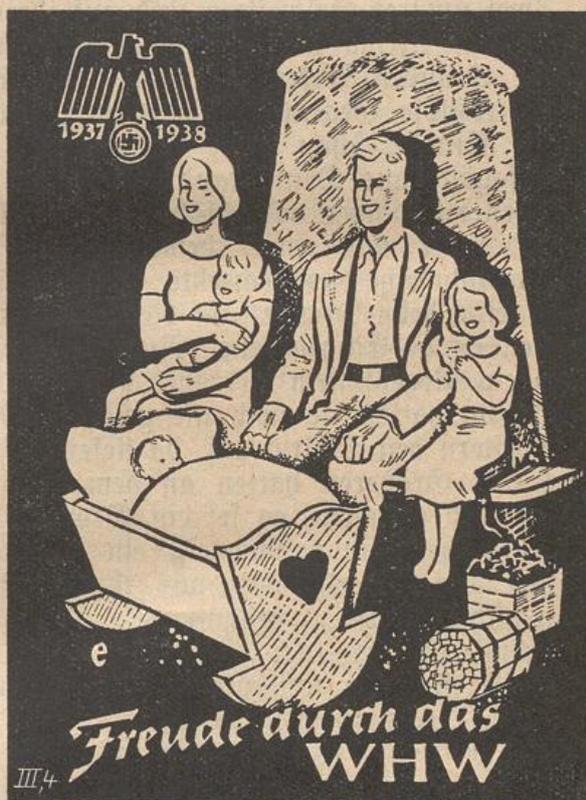
So laßt dieser Königin gänzlich uns weih'n –
Sie schützt uns in jeder Gefahr!
Bei ihr ist nur Liebe und mildes Verzeih'n,
Mit ihr sind wir glücklich fürwahr. m. B.

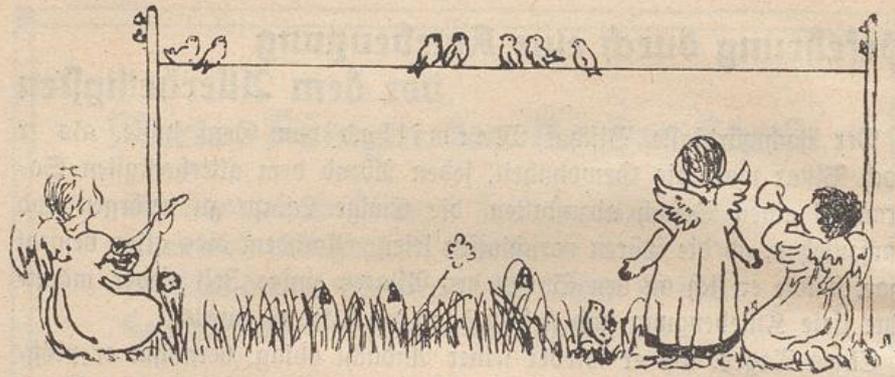
Bekehrung durch eine Kniebeugung vor dem Allerheiligsten

Der hochwürdigste Bischof Mermillod von Genf hatte, als er noch Vikar war, die Gewohnheit, jeden Abend dem allerheiligsten Sakrament einen Besuch abzustatten, die Ewige Lampe zu besorgen und nachzusehen, ob die Türen verschlossen seien. Nachdem dies alles besorgt war, kniete er sich an den Stufen des Altars einige Zeit nieder, machte eine tiefe Kniebeugung und kehrte dann nach Hause zurück.

Eines Tages, als er wieder seiner Andacht oblag, vernahm er plötzlich in seiner Nähe ein Geräusch. Er blickte hin und sah eine Dame hinter einem Beichtstuhle hervortreten und auf ihn zuschreiten. „Aber, meine Dame,“ sagte Mermillod, „was tun Sie denn zu so später Stunde hier?“ „Ich bin Protestantin,“ erwiderte sie, „ich habe Ihre Fastenpredigten gehört und bin mit Aufmerksamkeit den Beweisen gefolgt, welche Sie für die wahre, wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament entwickelt haben. Ihre Beweisführung hat mich überzeugt. Allein, es blieb mir noch ein Zweifel, und Sie werden mir erlauben, Ihnen denselben mitzuteilen. Ich dachte mir, ob er wohl auch selbst glaubt, was er sagt? Und da bin ich nun hierher gekommen und wollte mich überzeugen, ob Sie auch ganz im geheimen sich gegen das allerh. Sakrament so benehmen, wie jemand, welcher an die Gegenwart Christi in demselben glaubt. Ich war in diesem Falle fest entschlossen, katholisch zu werden. Nun habe ich gefunden, daß Ihr Verhalten ganz mit Ihren Lehren in Einklang steht. Ich kam und sah und glaubte.“ Diese Dame ist dann eine der eifrigsten Katholikinnen geworden.

Die Januarplakette des WHW 1937/38





F ü r d i e K i n d e r

Liebe Kinder! Von den vielen schönen Vögeln und den herrlichen Blumen und von den mächtigen Palmen in Afrika habt ihr schon vieles in den Caritasblüten gelesen. Daß es aber auch Gegenden gibt, wo kein Baum und kein Strauch, nicht einmal ein Gräslein weit und breit zu sehen ist, habe ich euch noch nicht erzählt.

Zwei unserer Schwestern sind auf ihrer Reise an der Westküste von Afrika in Walfischbay ausgestiegen, da das Schiff einige Stunden Aufenthalt hatte. Wie erstaunten sie, als sie diese trostlose Gegend sahen. Ein Pater Missionar wirkt in dieser Einöde schon zehn Jahre, und er freut sich, wenn Schiffsgäste aus Deutschland ihm einen Besuch abstatten. Die Schwestern nahmen vorsichtshalber ihre Regenschirme mit, denn der Himmel war etwas bewölkt. Als der Missionar, Pater Morgenschweiß, das bemerkte, hatte er über diese große Vorsicht seine helle Freude. Er rief sein schwarzes Dienstpersonal herbei, einige Eingeborene. Nun fragte er sie, ob sie wüßten, was ein Regenschirm sei; aber alle schüttelten die Köpfe. So ein Ding hatten sie noch nie gesehen! Nun spannte eine der Schwestern den Schirm auf, da liefen die Kleinen ängstlich davon, die Größeren hatten an dem „komischen Ding“ großen Spaß und glaubten, es sei ein Gewehr. Wenn es nämlich in dieser Gegend ausnahmsweise ein paar Tropfen regnet, dann laufen alle Eingeborenen aus ihren Hütten, um etwas von dem kühlen Naß zu bekommen.

Schwierigkeiten, um die Eingeborenen zu verstehen, hatten wir hier nicht im geringsten, schreibt Schwester M. Heriberta. In seiner zehnjährigen Missionstätigkeit hat der hochwürdige Pater Missionar es so weit gebracht, daß die Eingeborenen die deutsche Sprache verstehen und sprechen können. Während des Gottesdienstes hielt er in der Kirche an diesem Sonntag für

die Eingeborenen eine deutsche Predigt. Die kleinen schwarzen Krausköpfchen in den Bänken vor uns drehten sich immer wieder um, so etwas Fremdes wie Schwestern hatten sie noch nicht gesehen. Nach der heiligen Messe versammelten sich die Eingeborenen vor der Kirche und sangen uns ein schönes Abschiedslied: „Im schönsten Wiesengrunde...“ Die Schwarzen werden in dieser Einöde wohl kaum einen „schönen Wiesengrunde“ gehabt haben; wir freuten uns jedoch über diese Aufmerksamkeit.

Ihr seht, liebe Kinder, daß man überall glücklich sein kann, auch in der sandigen Wüste, wenn man Gott im Herzen hat. Sicher ist das Christkindchen am Weihnachtsfest auch in eure Herzen gekommen; habt ihr ihm dann auch einen Besuch beim Krippelein gemacht? Es wartet ja dort auf die Kinder, und freut sich, wenn ihr zu ihm kommt. Vielleicht habt ihr auch zu Hause ein Krippelein, und wenn es auch nur ein ganz kleines ist. Begrüßt das Kindlein am Abend, wenn ihr zu Bette geht. Wie schön wäre es, wenn unsere Kleinen vor dem Schlafengehen dem Christkindlein noch einen Gruß brächten, etwa wie folgt:

Süßes, liebes Jesulein,
 Ehe wir zur Ruhe gehen,
 Soll es unsre Freude sein,
 Holdes Kind, dich noch zu sehen.
 Liebe hat uns hergebracht
 Dir zu wünschen „Gute Nacht!“

Eins noch, teures Himmelskind,
 O, verzeih uns unsre Sünden!
 Mach uns fromm und gut gesinnt,
 Laß uns bei dir Gnade finden.
 Gute Nacht, lieb's Jesulein,
 Laß uns dir empfohlen sein.

Danken wollen wir auch dir,
 Für den Tag, der uns entschwunden,
 Jesulein, o möchten wir
 Weihn dir alle Lebensstunden.
 Gute Nacht, lieb's Jesulein,
 Laß uns dir empfohlen sein.

Beschütz uns auch in dieser Nacht,
 Dir auch soll sie sanft entfließen,
 Morgen, gleich wenn wir erwachen,
 Werden wir dich wieder grüßen.
 Gute Nacht, lieb's Jesulein,
 Laß uns dir empfohlen sein.

Zur Beherzigung

Ein müßiger Mensch betet wohl selten. Die am liebsten beten, sind meistens jene, die am liebsten arbeiten. Das ist nicht das schlechteste Zeugnis für den Wert des Gebetes. Das Gebet ist eine so schwierige und so ernste Arbeit des Geistes, daß nur die dazu fähig sind, welche die Arbeit gewohnt sind. Auf der andern Seite gibt es keine bessere Schule der Arbeit als eben das Gebet: wer zu beten versteht, der findet die Arbeit wenigstens erträglich.

P. A. Weiß O. Pr.

Herzlichen Dank

allen unsern Abonneten und Förderern, welche im vergangenen Monat die Beiträge einsandten. Sicher macht der eine oder andere im neuen Jahr noch den Vorsatz, das Rückständige nachzuholen. Wir bauen fest auf ihre Treue zur „Caritas-Blume“ und wünschen allen dankbaren Herzens Gottes reichsten Segen für Familie, Haus und Hof im kommenden Jahre. Möge es uns allen ein Stück vom Frieden und der Liebe aus dem lichtgewordenen Stall zu Bethlehem in die Seele hineinstrahlen. Sind wir auch arm wie Maria, die junge Mutter, die nichts für ihr frierendes Kindlein hatte als den unerschöpflichen Reichtum ihrer zarten Liebe, so wollen wir doch auch den Liebesreichtum unserer Seelen ins Kripplein fließen lassen durch Treue zum hehren Missionswerk, dem Herzensanliegen des kleinen Königs!

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut, welche dieselben vom 15. Januar bis 15. Februar gewinnen können:

Vollkommener Ablass am Feste Mariä Lichtmeß (2. Februar). Unvollkommener Ablass von einem Jahr, so oft man sich bemüht, auf was immer für eine Weise, die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

„Zu sieben verschiedenen Malen sehen wir die Purpurrose des Blutes an seinem heiligen Leibe prangen. Ist nicht rot das zarte Kindlein, nachdem es kaum auf Erden erschienen? Ist nicht rot der heiligste jungfräuliche Leib, auf dem die „Sünder“ bei der Geißelung „geschmiedet“? Ja, ganz gerötet erscheint der Herr, der Blutbräutigam, ein Bräutigam der zartesten und opferreichsten Liebe!“

P. J. Schneider.

Gebetserhörung

Dank dem heiligen Antonius für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung und ein Heidenkind, Antonius Josef, ist versprochen.

Dem heiligen Judas Thaddäus sei Dank für die gütige Erhörung unserer Bitte in Betreff einer Pachtung. Veröffentlichung war versprochen. S. B.

Das Totenglöcklein

läutet und bittet alle unsere lieben Abonneten um stilles Memento für die hochwürdigen Herren Pfarrer Unkenbrand aus Wechterswinkel, Pfarrer Alois Müller aus Massenbachhausen, beide langjährige Abonneten und Wohltäter; Frau Katharina Höfer, Tante unserer lieben Schwester M. Antonella, Frau Theresia Heumann v. Oberschönen, Pfarrei Urberg; Fräulein Theresia Antner, Frau Maria Ney, Speicher; Fr. Marg. Petry aus Theley; Fräulein Lehrerin Anna Beine aus Kösebeck und den Vater unserer lieben Schwester M. Majellis, Herrn Heiler aus Solngriesbach.

Laßt uns ihnen zu Hilfe kommen durch die Fülle des Schazes des kostbaren Blutes, damit sie bald vollends gereinigt, ganz von Liebe entflammt zu den himmlischen Regionen emporsteigen! R. I. P.

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1938

Opfergang

(Mariä Lichtmess)

Laß mich, Mutter, mit dir gehen
Deinen schweren Opfergang;
O wie schlägt dein Herz so bang,
Da der Greis dir spricht von Wehen!
Sehnsuchtsvoll in heil'ger Liebe
Schaut er jetzt das Heil der Welt! -
Laß mich sein dein Opfergeld, -
Daß dein Kindlein dir doch bliebe!
Mutter, laß mich mit dir gehn!

Nimm mich mit den Turteltauben
Hin als Opfer für dein Kind,
Daß ich bei Gott Gnade find',
Mutig kämpfe für den Glauben!
Laß mich sein die Opferkerze,
Die sich für den Herrn verzehrt,
Ihn als Gott und König ehrt,
Ihm sich schenkt von ganzem Herzen!
Mutter, laß mich mit dir gehn!

Leih' mir deine Mutterarme,
Drauf das Jesukindlein ruht
Sanft in heil'ger Liebesglut. -
Laß mich herzlich es umarmen.
Lasse mich nur ihm noch leben
Und an deiner Mutterhand
Pilgern durch dies Erdenland,
Bis mir tagt das ew'ge Leben!
Mutter, laß dein Kind mich seh'n!

m. s.



Schwarze Kinder im Süden Afrikas singen in tadelloser Aussprache ein deutsches Begrüßungslied beim Besuch unserer Würd. Mutter Generaloberin
(Photo: Archiv)

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Die Visitation in Südafrika neigt sich ihrem Ende zu. Wir besuchten noch die Stationen St. Bernhard, Einsiedeln und eine unserer ältesten Niederlassungen, Maria Katschik. Manche der hier weilenden Missionarinnen können auf ein 40- und oft fast 50jähriges Wirken auf dieser Station zurückblicken. Die Reise dorthin geht über das große Schlachtfeld bei Ladysmith, wo im Burenkrieg 1902 die Riesenschlacht stattfand.

Die Nachbarstation von Mariannahill, St. Wendel, hatte noch keinen Besuch von der Würdigen Mutter bekommen. Dort arbeiten die Solanus-Schwestern mit den eingeborenen Franziskanerinnen. Die ersteren freuten sich, etwas von der deutschen Heimat zu hören, die letzteren wurden von unsern Schwestern zum Ordensleben herangebildet und glauben daher auch ein Recht auf unsere Würdige Mutter Generaloberin zu haben. Sie freuten sich wie Kinder. Auch hier wurden wir mit einer deutschen Begrüßung überrascht. Wir können uns die Freude nicht versagen, das Willkommensgedicht der schwarzen Kinder unsern Lesern in den Caritasblüten vorzutragen.

Willkommen, willkommen, viel tausendmal,
Voll Freud', voll Freud', voll Freud'!

So rufen die Kleinen in diesem Saal,
 Voll Freud', voll Freud', voll Freud'!
 Denn du, liebe Mutter, bist gekommen heut,
 Da müssen wir singen und jubeln,
 Voll Freud', voll Freud', voll Freud'!
 Gib mal gut acht, was wir wollen allhier,
 Voll Freud', voll Freud', voll Freud'!
 Die Liedlein, die Sprüchlein, sie künden dir,
 Voll Freud', voll Freud', voll Freud'!
 Ja, hoch unsere Mutter am heutigen Tag,
 Wir singen so hell, wie man singen mag,
 Voll Freud', voll Freud', voll Freud'!

Kleine 10jährige Krausköpfchen sangen dieses lange Liedchen mit einer so guten Aussprache, daß wir alle erstaunt waren. Wir besichtigten noch die Station und machten uns dann auf den Heimweg.

Der 30. Oktober, das Christkönigsfest, wurde in Mariannhill besonders festlich begangen. Der eucharistische Heiland zieht dann in feierlicher Prozession von der Bischofskathedrale zur Herz-Jesu-Kapelle. Die Straßen werden mit Blumen bestreut und mit Fahnen geschmückt.

Wir standen vor der Abreise von Natal und unserer süd-afrikanischen Provinz. Bei der trauten Lourdesgrotte versammelten sich alle Schwestern und alle Schülerinnen des Kollegs, welche es sich nicht nehmen ließen, durch ein abwechslungs-



Mariannhill beim Fremdenhaus

Vier Schwestern von Saarlautern: Schw. Hilda, Schw. Vigoris, Schw. Pia, Schw. Silva;
 Ehrwürdige Mutter und Schw. Tertula (Photo: Archiv)

reiches Festprogramm die letzten Stunden unseres Dortseins zu verschönern.

Am 9. November fuhren wir unter Begleitung der Mutter Provinzialin und der Schwester Oberin zum Mariannhiller Bahnhof, wo das Dampfroß uns bald nach Durban brachte. Es geht nun nach Transvaal und von dort nach portugiesisch Ost-Afrika.

5

Kaffrischer Aberglaube Von Schw. M. Amata, Süd-Afrika

Mamani und Mantwana, zwei Kaffernmädchen spielten eines Tages recht vergnügt miteinander. Da plötzlich geraten sie wegen irgendeiner Kleinigkeit in Streit, und Mamani, die ältere, die sich zugleich als die Tochter des Häuptlings der andern überlegen fühlte, beißt flugs ihre Spielgefährtin in die Wange. Weinend eilt die Gebissene ihrem Kraale zu und erzählt den erschrockenen Eltern, was geschehen war.

Da gab es nun großen Lärm! Mantwana war gebissen worden, und zwar von der Häuptlingstochter Mamani. Diese aber hatte früher isihlungu, ein Gegengift gegen Schlangenbiß, eingenommen. Die Folge war, daß die kleine Mantwana eine unheilbare Wunde erhalten hatte; nur eine konnte da noch helfen, nämlich Mamani, die Übeltäterin, selbst. So glaubten wenigstens die abergläubischen Eltern, und wenn einmal eine so fixe Idee im Kopfe eines Schwarzen Wurzel gefaßt, hält es schwer, ihn eines Besseren zu belehren.

Mantwana wurde also zum Kraale der Mamani geführt, wo sofort die Kur in Angriff genommen wurde. Der Häuptling selbst holte sofort sein isihlungu herbei und gab zuerst seiner Tochter Mamani und dann der gebissenen Mantwana davon zu kosten. Zum Schlusse mußte Mamani ihre Gespielin noch einmal herzhaft in die Wange beißen und damit war die Kur vollendet. Der Biß schadete nun nichts mehr, denn er war nach uraltem Herkommen auf ganz gesetzliche Weise geheilt worden. Mantwana hatte bei dieser Kur ebenfalls isihlungu genommen, und so etwas ignoriert oder vergißt der Kaffer nicht. Das sollte sich bald zeigen.

Sie wurde nämlich einige Zeit nach jenem Vorfall mit mehreren kleinen Kindern auf das Feld geschickt und sollte dabei, als die Ältere, die übrigen beaufsichtigen und zur Arbeit anhalten. Nun befand sich ein kleiner Knabe darunter, der offenbar der Ansicht huldigte, er brauche einem Mädchen keinen Gehorsam zu leisten, und sich daher trotzig und eigensinnig benahm. Mantwana ihrerseits glaubte, solchen Ungehorsam nicht dulden zu können und wollte ihm daher mit einem kleinen Stöckchen einen gelinden Schlag versetzen. Unglücklicherweise

drehte sich der Knabe im selben Augenblicke um, und so traf ihn der Schlag ins Gesicht.

Bald erfuhren die Eltern des Knaben, was geschehen war. Der Kleine sah schrecklich aus. Er hatte ein wehes Auge und dick aufgeschwollene Lippen. Von jenem Schlage? O nein, sondern von einer Erkältung, die er sich früher zugezogen hatte. Das wußten die Eltern ganz gut, dennoch taten sie, als ob alles Unheil von diesem Schlag herrührte. Sie behaupteten: Ihr Kind war übel zugerichtet, dazu von einem Mädchen, das isihlungu genossen hatte — folglich war das Leiden unheilbar und niemand konnte da helfen, als das schuldige Mädchen selbst.

Man eilte zum Kraale Mantwanas und erzählte den Vorfall. Die Mutter des Mädchens bestätigt die Tatsache, daß ihr Kind isihlungu bekommen und teilt natürlich bombenfest die fixe Idee aller übrigen. Also schnell zur Kur geschritten! Nein, es besteht noch ein Hindernis. Der Knabe hatte sich heute schon gewaschen, daher wirkt die Kur nicht. Morgen in aller Frühe, bevor noch ein Tropfen Wasser sein Gesicht benetzt hat, muß das Gegenmittel in Anwendung kommen.

Richtig, kurz nach Sonnenaufgang ist die Mutter mit dem Knaben schon wieder da. Ich kam gerade auch dazu und wollte den betörten Leuten die Nichtigkeit ihres Beginnens vor Augen stellen. Zugleich erklärte ich mich bereit, den Knaben mit in unsere Schule zu nehmen, wo er bald geheilt sein würde. Vergebliche Liebesmühe! Die Raffern sprechen in solchen Dingen den Weißen einfach jedes Verständnis ab und haben für all seine Beweise nur ein mitleidiges Lächeln. So auch hier. Der Knabe mußte in gesetzmäßiger Weise kuriert werden. Wie geschah das? Sehr einfach: Der Knabe war durch einen Schlag mit der Hand verletzt worden, also hieß es, von beiden Kindern die Oberfläche der Hand mit isihlungu einreiben. Dann mußten sie die Medizin ablecken; Matwana hatte überdies ihre Hand mit Speichel zu benezen und damit das Gesicht des Knaben einzureiben. Ein kräftiger Biß in die Wange vollendete die Kur. Nach dem Urteil der Schwarzen war der Knabe geheilt. Ich wagte, darauf hinzuweisen, der Knabe habe noch immer sein wehes Auge und seine geschwollenen Lippen. Tut nichts! innerlich ist er schon geheilt, nur die äußeren Folgen halten noch eine Weile an, und auch diese werden in Bälde verschwinden.

Ich verzichtete auf einen weiteren Disput; gegen die Dummheit streiten die Götter vergebens.

Der Sammler ruft



zum Winterhilfswerk des Deutschen
Volkes! —

Also bist auch Du gemeint.

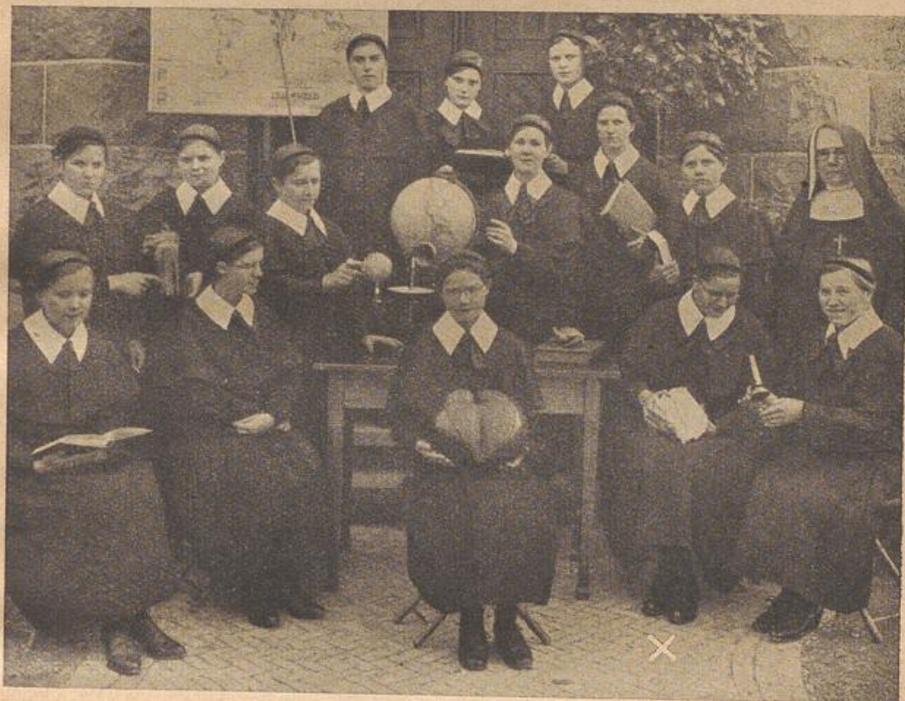
Eine junge Opferseele

Von Schw. M. Julia

In unserm schönen Herz-Jesu-Heim bei Troppo, wo manche unserer alten Missionspionierinnen im Alter von 80 Jahren und noch darüber oft lange und sehnsüchtig auf die Ankunft des göttlichen Bräutigams warten, hat der Tod diesmal alle übergangen und pflückte sich eine junge frische Blume, unsere liebe Schwester Gottfriedis, die das 27. Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Sie war ein heiterer und lebensfroher Charakter, im schönen Rheinland gebürtig. Als junges Mädchen trat sie in unsere Missionschule in Neuenbeken ein und studierte fleißig von morgens früh bis abends spät. Der Schulberuf war ihr sozusagen schon angeboren, ein Erbstück von ihrem Vater. Besonders großes Talent zeigte sie auf dem Gebiete der Musik. Wie schnell flogen ihre feinen schlanken Finger über die Tasten des Klaviers oder des Harmoniums in der Kapelle, wenn der Priester zum Altare schritt, um das heilige Meßopfer zu feiern, oder um Segensandacht zu halten.

Am 2. Februar 1931 trat sie in den Ordensstand, um ihr Leben Gott und der Rettung der armen Heidenseelen zu weihen. Während zweier Jahre wurde die junge Seele besonders in geistiger Hinsicht geschult für die künftige große Aufgabe des Missionswerkes. Anfangs Dezember 1932 trug das Schiff sie über die Wogen des Weltmeeres zum fernen Süden Afrikas. Ihr Wirkungskreis war in der Schule von halbweißen Kindern beim Sanatorium, Troppo. Mit ganzer Seele widmete sie sich der schönen Aufgabe der Erziehung dieser armen, oft verwaisten und verwahrlosten Kinder. Als gute Sängerin hatte sie bald einen schönen, wohlgeschulden Sängerkor aufzuweisen, dichtete und komponierte selbst die schönsten Lieder, worunter eine Herz-Jesu-Messe in Englisch besonders Erwähnung verdient. Ihre Gesundheit war jedoch nie eine kräftige, und sie mußte zu wiederholten Malen auf den Operationstisch. So war es auch wieder Mitte Juli dieses Jahres. Aber bald hatte sie sich wieder erholt und nahm ihre lieb-gewonnene Arbeit von neuem auf. Schon seit längerer Zeit fühlte sie sich gedrängt, sich dem Heiland ganz als Opferseele zu schenken, und sie tat es auch. Wie sehr ihm das Opfer angenehm war, wollte Er bald zeigen. Der erste Freitag des Monats September, nachdem sie noch die Hälfte des Hochamtes mit ihrer silberhellen Stimme gesungen hatte, brachte man sie wieder aufs Krankenlager. Zwei Tage darauf mußte sie wieder auf den Martertisch für eine Blinddarmoperation, die zwar gut verlief. Nach einigen Tagen jedoch drohte wieder Lebensgefahr. Wir ließen noch einen andern Arzt kommen, der in einer Nacht hin und zurück mehr als 180 Meilen per

Auto zurücklegte, aber alle menschliche Anstrengung schien vergebens. Ganz ergeben in Gottes heiligen Willen lag sie auf ihrem Schmerzenslager und harrete freudig der Ankunft ihres göttlichen Bräutigams. Kurz vor ihrem Tode verriet sie uns, daß sie ihr Leben geopfert hatte für die Schule der halbweißen Kinder und für unsere Mutter, die heilige Kirche. Zu wiederholten Malen drückte sie den Wunsch aus, unsere Würdige Mutter Generaloberin noch vor dem Tode zu sehen, die auch wirklich am 16. September abends kam. Kurz nach der Begrüßung fing der Todeskampf an, der drei Stunden dauerte.



Die mit dem X Bezeichnete ist Schwester Gottfriedis als Missionschülerin
(Photo: Archiv)

Sie hatte das seltene Glück, drei Priester segnend und betend an ihrem Sterbebette zu haben, worunter der hochwürdigste Herr Bischof von Mariannahill selbst war.

Es war ein schweres Opfer für uns alle, diese junge hoffnungsvolle Schwester von uns scheiden zu sehen, aber es war ebenso der Wille Gottes. Die Kinder weinten bitterlich und baten, sie noch einmal im Sarge sehen zu dürfen, und fast alle rührten ihre Rosenkränze und Medaillen an ihren kalten Händen an, weil sie meinten, dadurch ein letztes Andenken von ihr zu haben. Der Trauerzug zum Friedhof hatte etwas Wehmütiges, aber doch Erhebendes an sich. Viele der kleinen Kinder waren weiß gekleidet und trugen Lilien in ihren Händchen, während die großen Mädchen der Marienkongregation die

Bereinsfahne, mit Trauerflor geschmückt, trugen. Der Schmuck des einfachen weißen Sarges war feines Grün mit weißen Blumen und Rosen. Zu beiden Seiten schritten Schwestern mit brennenden Kerzen, denen die übrige Schwesternschar in tiefer Trauer folgte. Kinder und Erwachsene brachten ihre Sparspennige, die für ungefähr zwanzig heilige Messen reichten, um der lieben Verstorbenen eine letzte Freude zu bereiten. Gewiß dürfen wir hoffen, daß diese junge Opferseele bald eingereicht wird, oder es schon ist in den himmlischen Sängerkhor, wo sie ihre schöne Stimme aufs neue erklingen lassen darf, und die Harfe mit den Englein um die Wette spielen kann.

3

Marianische Aktion in Südafrika

Wenn wir das Reich unserer Königin Maria sowohl in den einzelnen Seelen, als in der menschlichen Gesellschaft errichten wollen, damit durch das Reich der Mutter das Reich ihres göttlichen Sohnes zu uns komme, dann ist der Zusammenschluß aller Gleichgesinnten notwendig. Sie mögen sich in der Marianischen Aktion vereinen, um dieses Ziel zu erreichen und den marianischen Gedanken Tat werden zu lassen. Der selige Ludwig Maria Grignon von Monfort hat der marianischen Aktion den besonderen Beruf und Kern ihrer Tätigkeit vorgezeichnet: Das Leben mit, durch und für Maria im Heiligen Geiste. Pflege der Innerlichkeit! Marianischer Geist muß unsere Herzen erfassen, unsere Seelen erfüllen und unser Leben beherrschen. Das Goldene Buch oder die vollkommene Andacht zu Maria, das Hauptwerk des seligen Grignon, ist bereits in den Händen von Tausenden und für viele eine Fundgrube solider, ja außerordentlicher Heiligkeit.

Kardinal Vaughan sagt: „Die Heiligung unserer Seele hängt mehr von der unablässigen Sorge und mütterlichen Liebe der allerfeligsten Jungfrau ab, als von dem Einfluß irgendeines anderen Geschöpfes. Wie die Menschwerdung Gottes abhing von ihrem guten Willen und ihrer Zustimmung, so ist die Erhebung des Menschen zum Zustand ewigen Glückes abhängig von ihrer Hilfe. Maria ist nicht weniger notwendig für die Erlösten, als sie notwendig war für den Erlöser. Die Priester bedürfen ihres Beistandes am meisten. Eingesezt als Führer der Menschen auf den rauhen Lebenspfaden, sind sie doppelt verpflichtet, besonders darüber nachzuforschen, welchen Platz Maria einnimmt beim Werke der Heiligung der Seelen. Es ist nicht genug, ihre einzigartigen Vorzüge zu

erkennen, wir müssen sie verkünden, bis alle Menschen sie kennen, sie lieben und zu ihrer Mutter eilen, der seligen Pforte des Himmels. Maria ist die Form, in welche wir uns schmiegeln müssen, um geformt zu werden, nach dem Bilde ihres anbetungswürdigen Sohnes. Wir müssen uns ihr hingeben und durch sie an Christus.“

Alles durch Maria! Nichts ohne sie! Durch Maria zu Christus!

M. A.

Fortsetzung folgt.



Von links nach rechts; Schw. M. Agreda Clemens und Schw. M. Ansgara Brune
(Photo: Archiv.)

Aus dem Mutterhaus

Am letzten Tag des Jahres schifften sich noch zwei unserer Schwestern ein, um die Reise nach Südafrika anzutreten. Zweiunddreißig junge Missionarinnen waren im Jahre 1937 bereits nach dem Süden, Osten und Westen Afrikas gesegelt, um ihre Laufbahn auf dem apostolischen Felde zu beginnen. Schwester M. Agreda und Schwester M. Ansgara vollendeten die Zahl 34, und verließen mit frohem Mut und echtem Missionseifer das Mutterhaus.

Schwester M. Agreda vollendete auf der Universität in London ihr Studium und wird mit Sehnsucht im Seminar in Mariannahill als volle Lehrkraft erwartet.

Schwester M. Ansgara verwertet ihre erworbenen Kenntnisse im Haushalt. Beiden wünschen wir Gottes reichsten Segen und eine langjährige Wirksamkeit für Gottes Reich.

Die schönste Wallfahrt

Gemütliche Plauderei von Schw. M. Engelberta, Rivungilo, Ostafrika

Von Rivungilos Höhen machte ich eine Wanderung nach Gare, einer unserer Nachbarstationen. Es war ja gerade kein Kunststück, aber doch eine große Leistung für eine so alte Afrikatante, die bereits den Siebziger auf dem Rücken hat, denn selbst junge Leute müssen acht geben, um auf diesem Wege nicht abzurutschen. Der schmale Fußpfad geht über viel Steingeröll, sehr steil abwärts, stellenweise an Schluchten vorbei, und da ist sogar unsere tüchtige, hand- und fußfeste, furchtlose Schwester Oberin, Schwester Ancilla, einmal heruntergepurzelt, und zwar nicht allein, sondern mit der sie verfolgenden, über einen Meter langen Schlange. Mir ist dieses Glück hier noch nicht passiert, wohl hatte ich hie und da eine Begegnung am Wege mit so einem im Sonnenglanz glänzenden Reptil, aber ich wich sehr anständig im weiten Bogen aus und so blieb es ebenso anständig ruhig liegen.

Also ich kam auch diesmal wohlbehalten, nur mit hochroten Röslein auf den Wangen ganz auffallend verziert nach Gare, wo mich das Hausmütterchen, Schwester Domitilla, gar freudig empfing. Auch die beiden anderen Schwestern Evodia und Agathana freuten sich ebenfalls, denn, wie es so der Brauch ist, bringen alte Tanten gewöhnlich etwas mit, ein schönes Buch zum Lesen oder sonst etwas Nützliches. Ich muß sagen, „so a bissel müd“, sagt der Wiener, war ich schon; aber eine erfrischende Kneipkur und ein Täßchen Kaffee aus der eigenen Pflanzung verscheuchte Müdigkeit und Weh. — Weil ich als zufriedener Mensch überall nur das Schöne sehe, gefällt es mir in Gare sehr gut. Die dortigen Christen sind einfach, reinlich gekleidet, musterhaft in ihrem Benehmen. Allerliebste kleine Kinder kommen an der Hand der Väter, die allerkleinsten im Arme der jungen Mütter.

Ich machte auch sofort wieder Bekanntschaft mit meinem ehemaligen alten Freund, dem Einäugigen (einem alten photographischen Apparat), ich hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, und da wunderten wir uns beide, daß wir indessen so alt geworden sind. Aber wir freuten uns doch gegenseitig, eines hatte mit dem andern Geduld, und wir nahmen uns vor, die paar Tage, die ich in Gare zubringen wollte, friedlich miteinander zu arbeiten. Er ist ja auch ein Wiener und unsere Bekanntschaft stammt schon aus dem Jahre 1910. Damals machte er noch wunderschöne Bildchen, und ich als Malerin war stets eine gute Freundin von ihm.

„Aber, aber, meine lieben Leut',
Das Alter bringt halt manches Leid!“

Der arme Kerl steht nicht mehr gut, arbeitet nach uraltem System und hat nicht einmal einen Kripser; somit kann man keine Momentaufnahmen machen. Habe aber dann doch, um den Schwestern eine Freude zu machen, mit seiner schwachen Hilfe ein paar Bildchen fertiggebracht. Das Häuschen mit der schönen, breiten Veranda ließ sich noch am besten nehmen. Schwerer wurde es uns, die Schwestern und Kinder unter den Lilien zu bekommen; denn wie gesagt, mit dem armen Alten ist nicht viel zu machen, und doch bin ich froh, daß wir ihn haben.



Unter Lilien in Gare (Photo: Archiv)

Schnell vergingen die paar Tage, welche ich hier zubringen wollte. Da gab es noch eine Überraschung, die meinem Namenstag und meinem 50jährigen Jubiläum galten. Die Kleinen von Gare machten einen Tanz, waren ganz in grüne Bananenblätter eingehüllt. Plötzlich stand unsere Schwester Oberin von Rivungilo vor der Türe und legte mir dicke Gratulationsbriefe auf den Tisch. Sie hatte in Gare Geschäftliches zu erledigen und stürmte dann, mit Tropenhut und Bergstock versehen, wieder über die Höhenpfade hinauf nach Rivungilo zurück. Lange habe ich ihr nachgeschaut und dabei mit geheimem Grausen gedacht, daß ich bald denselben beschwerlichen Weg hinaufwandern muß. Sonntag blieb ich noch in Gare und freute mich über den schönen Kirchengesang. Am Montag aber hieß es, sich rüsten zu der Wallfahrt nach Rivungilo zum

Marienfels hinauf. Es wird nicht allzu schwer werden, dachte ich, und ich stellte mir im Geiste vor, daß ich mit unserer lieben Frau über das Gebirge hinüberwandere und sie zu ihrer Base Elisabeth begleite. Unsere liebe Frau ist jung, hat flinke Füße, dann darf ich, alte Tante, nicht weit zurückbleiben. Den Bergstock und den Rosenkranz in der Hand, ging es wirklich leicht voran. Es war ein wunderschöner Morgen und es schien mir, als ob die Sonne noch nie so gestrahlt und gefunkelt hätte, und der Himmel so blau und leuchtend gewesen wäre. Als Maria über das Gebirge ging, schwebten gewiß Engelhöre in der Luft, die entzückend schöne Lieder sangen; wehte nicht auch heute so ein sanfter Wind und machte die Bergluft so rein und klar?

Das kurze Säglein: „Maria machte sich eilends auf!“ zeigt ihre große Herzensfreude an. Ich malte mir das alles in meiner Betrachtung aus und fühlte gar nicht, daß ich zu jener Anhöhe kam, wo der eigentliche Zickzackweg beginnt. Nun ging's unwillkürlich langsamer und ernste Bilder des heiligen Kreuzweges erfüllten die wandernde Seele. Endlich kam ich bis zur 14. Station. Hier machte ich Ruhepause und setzte mich mit den zwei Mägdlein aus Gare, die mich begleiteten, an dem kleinen Gebirgsbächlein nieder. Zehn, aber nur zehn Minuten lang. Wahrlich, so wenig beschwerlich war mir der Aufstieg nach Kivungilo noch nie gewesen. Nach der kleinen Rast ging's wieder tapfer weiter. Von oben winkte bald der Marienfels. Der Weg wurde ebener in schlangenartiger Richtung. Es war, als wäre er wirklich mit goldenen Rosen bestreut, und die Hoffnung auf das baldige Ende desselben gab mir Kraft und Freude, das traute Heim in Kivungilo bald zu erreichen. Nun bog ich in die lange, schöne Zypressenallee ein, und schon sprangen mir die Kinderchen Rosamaria und Liese aus dem Don-Bosco-Hause entgegen. Mit weit ausgebreiteten Armchen flogen sie förmlich auf mich zu und riefen: „Mama mzee, mama mzee.“ Ich mußte mich feststemmen, daß sie mich nicht umwarfen. Hinterdrein läuft unser treuer Wächter Simi, bellend vor Freude.

So, nun ist die Wallfahrt zu Ende. Ich trete in den stillen Klostersgang. Die geschlossene Veranda mit den Blumentöpfen und Blattpflanzen und den vollblühenden Rosenstöcken gleicht einem Rosengärtlein. Angelangt im Hauskapellchen, sagte ich dem Heiland ein kurzgefaßtes, aber tief empfundenes Dankgebet für den Schutz von Gare nach Kivungilo.

Schon jahrelang sucht man nach einem besseren Weg; aber der vielen Schluchten und Felsblöcke halber ist an ein Gelingen nicht zu denken. Wir können von hier aus unsere Nachbarstation Gare vollständig vor uns liegen sehen, und schicken uns gegenseitig oft Grüße zu. Nachdem ich also

jetzt mehr als 50 Jahre in Afrika zugebracht habe, fühle ich mich, und zwar mit Freuden, dem Ziele nahe.

Wohlauf, mein Herz, so sei vergnügt
Und schwing dich himmelan,
Wie Gott der Herr dein Leben fügt,
So sei es wohlgetan!
Ein Stündlein noch, dann ist er aus,
Der Traum, der Leben heißt,
Dann schwingt sich in sein ewig Haus
Der gottversöhnte Geist. (Louise Hensel.)

3

Die Feier der Einkleidung der ersten eingeborenen Schwestern

im neuen Noviziat des Vikariates Bagamoyo

Mariä Himmelfahrt, das Krönungsfest unserer lieben himmlischen Mutter, nahte heran. Feierliche Stille breitete sich über unser liebes Ngolole aus, wo vor kaum einem Jahre das erste Noviziatshaus für eingeborene Schwestern unseres Vikariates Bagamoyo errichtet worden war. Das muntere Geplauder der zwölf ersten Postulantinnen war verstummt. Leise flüsternd huschten sie hin und her; denn die fünf ältesten aus ihnen waren in Exerzitien zur Vorbereitung auf den Beginn des Noviziates, welches am Festtage der Himmelsmutter, deren unbeflecktem Herzen die neue Genossenschaft geweiht ist, mit der feierlichen Einkleidung beginnen sollte.

Festtag morgen! Bewundert bleiben die vorübergehenden Christen, Heiden und Mohammedaner stehen. Was bedeutet das flackernde Fähnlein hoch auf der Spitze des Türmleins? Was der bekränzte Eingang zur Kapelle? Wie oft mußte ich die Erklärung des Spruches über der Kapellentür geben: „Veni Sponsa Christi“ (Komm, Braut Christi), bis allen ein Licht über die Bedeutung des Festes aufging. Bald brachte das Missionsauto hohe Gäste, vor allem den hochwürdigsten Herrn Bischof, Msgr. Hilhorst, der selber die Festfeier vornehmen wollte. Die kleine Kapelle faßte kaum alle hochwürdigen Herren, Patres, Brüder und uns Schwestern, denen die Freude vergönnt war, dieser seltenen Feier beiwohnen zu dürfen. Geschmückt in langen, weißen Kleidern, bräutlichem Schleier und dem himmelblauen Kränzchen zogen die Bräutchen ein, geführt von zwei Engelchen. Nach einem innigen „Veni Creator“, vom hochwürdigsten Herrn Bischof angestimmt, um die Gnadenfülle des Heiligen Geistes auf unsere Festkinder herab-

zuflehen, legte der Exerzitenmeister den Anwesenden in kurzen, sinnreichen Worten den Sinn und Zweck der Feier dar, er rief den Bräutchen kurz den Hergang ihrer Auserwählung und Berufung zur innigen Nachfolge Jesu ins Gedächtnis zurück und ermahnte sie, dem lieben Gott recht dankbar für die Gnade des Berufes zu sein. Besonders möchten sie in dankbarer Liebe ihrer Eltern gedenken, die nach heidnischen Begriffen ein übermenschliches Opfer gebracht haben, als sie ihnen die Erlaubnis zu diesem Schritte gegeben haben.



**Einkleidung der eingeborenen Schwestern vom hl. Herzen Mariä,
Difariat Bagamoyo (Photo: Archiv)**

Wem stand da nicht unwillkürlich die eigene Berufung vor der Seele? Dann rief der hochwürdigste Herr die einzelnen vor und auf seine feierlich gestellten Fragen antworteten sie mit klarer, fester Stimme. Wie eigen klangen diese Worte in der Swahilisprache unsern Ohren! Wie mag der Himmel gejubelt und die Hölle gezittert haben ob dieses feierlichen Versprechens! Ob Satan die Macht des Heidentums nicht wanken fühlte? Jede empfing ihr geweihtes Ordenskleid aus der Hand des hochwürdigsten Herrn Bischofs. Während sie sich entfernten, um dasselbe anzulegen, sang der Chor den sinnreichen Psalm: „In exitu Israel de Aegypto . . .“ Feierlich zogen sie wieder ein, worauf ihnen der hochwürdigste Herr Bischof den weltlichen Schleier abnahm und ihn mit dem geweihten der Jungfräulichkeit vertauschte. Dann lauschten alle den neuen Namen, die er ihnen nun gab: Magdalena . . ., von nun an heißt du Schwester Theresia vom Kinde Jesu, Schw. Rosa von Lima,

Schw. Margareta, Schw. Dorothea, Schw. Bernadette. Da knieten sie nun vor uns, wirklich Novizinnen, denen das Glück aus den Augen strahlte. Ein feierlicher Segen beschloß die kirchliche Feier, nach welchem sich die neuen Novizinnen ihrer himmlischen Mutter vorstellten mit dem andachtsvollen Lied: „Ich bin ein Kind Mariens.“ Das Refektor der neuen Schwestern war einfach und zierlich geschmückt, dem Geiste der heiligen Armut entsprechend. O wie wenig ist notwendig, um das Herz dieser guten Naturkinder zu erfreuen. Ein einfaches Festmahl diente zur Erquickung des äußern Menschen. Am Nachmittag erwachte auch der Frohsinn wieder. Weiße und eingeborene Schwestern spielten fröhlich im Klostergarten, dem lieben Gott dankend, der sich würdigte, unsere kleine Schar europäischer Missionarinnen durch Berufe unter den Eingeborenen zu vermehren. Beten wir vereint, daß dieses neue Noviziatshaus eine Pflanzstätte wahrer Missionarinnen werde, gebildet nach dem Herzen Mariä.

Schw. M. Majellina C. P. S.

Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten

Von Schw. M. Amata C. P. S., Litaure

Sor etwa zwei Jahren kam ein Kaffernweib mit Sobane, ihrer ältesten Tochter, hierher. Das Mädchen war in eine alte Wolldecke eingehüllt und hatte noch eine zweite als Schlafdecke mitgebracht. Auf die Frage, was sie hier wolle, erklärte die Mutter, Sobane sei die Schwester eines unserer Schulknaben, Gerard mit Namen, sie wolle wie er in die Missionschule eintreten, lernen und getauft werden.

Alles gut und schön, doch wie steht es mit der Gesundheit des Mädchens? Ihr Bruder, vor seiner Taufe Laibone genannt, hatte bei seiner Aufnahme eine schlechte Wunde im Gesicht, die dem Ausfall auf ein Haar gleich sah. Und was bedeuten denn die sonderbaren Narben, die das Mädchen im Gesicht hat? „O, das hat nichts zu sagen“, entgegnete rasch die Mutter, die offenbar auch dieses Mädchen, wie einst den Knaben, möglichst rasch loshaben wollte, „mein Kind hat einmal an recht heftigem Kopfweg gelitten, und da habe ich ihr, um dem Schmerz einen Ausweg zu schaffen, mehrere Wunden beigebracht, von denen diese Narben da zurückblieben.“ So die Mutter; mehrere unserer Schulkinder aber wußten nur zu gut, daß Sobane schon lange krank war, und von allen als aussäzig gemieden wurde. Sie war nämlich als Kind eine Zeitlang bei ihrer aussägigen Großmutter gewesen und dort

offenbar angesteckt worden. Weit und breit hatte sie vergebens Heilung gesucht, und die Mutter suchte die Krankheit ihres Kindes möglichst zu verbergen und wegzuleugnen. Jedenfalls war hier Vorsicht geboten.

Bei näherer Untersuchung entdeckten wir da und dort recht böartige Wunden, namentlich an den Händen und Füßen, und ein paar Finger waren schon verkrüppelt; doch wollte Schwester Oberin, die ein herzliches Mitleid hatte, einige Heilversuche mit der Kranken machen und nahm sie deshalb mit Zustimmung des hochwürdigen Pater Superiors in Pflege. Tatsächlich schien auch die Wasserkur gewisse Erfolge zu erzielen, allein, während die einen Wunden zuheilten, brachen an anderen Stellen neue auf.

Joane blieb also hier; eine geraume Zeit fühlte sie sich recht einsam und verlassen; denn die übrigen Kinder scheuten sich, ihr zu nahen, aus Furcht vor Ansteckung. Sie war schüchtern und beobachtete jede Handlung der Schwester Oberin, die es doch so gut mit ihr meinte, mit großem Argwohn. Als diese eines Tages mit einem Stück Holz ins Krankenzimmer trat, sprang das geängstigte Kind entsetzt auf und starrte zitternd die Schwester an. Offenbar wähnte sie, ihr letztes Stündlein sei gekommen und sie werde nun ohne Erbarmen totgeschlagen. Nur mit Mühe konnte man sie wieder beruhigen.

Allmählich jedoch erkannte die Kleine, daß ihr bei uns kein Leid geschehe, und daß es jedermann recht gut mit ihr meine. Zulezt wurde sie recht kindlich und zutraulich und erzählte wiederholt von ihren Träumen; denn oft sei es ihr nachts vorgekommen, Polizisten seien gekommen, um sie nach Durban, ins Ausfäzigenheim fortzuführen. Als man einst eine Bemerkung fallen ließ, ihre Wunden seien so schwer zu heilen, erwiderte sie rasch: „Ihr habt doch meinen Bruder Gerard auch vom Ausfäze geheilt; er hatte dieselbe Krankheit wie ich. Gebt mir eine solche umuti (Arznei) wie ihm! Ich gehe von hier nicht mehr fort, ich will lernen, mich taufen lassen und ein Kind Gottes werden!“

Nur zu gern hätten wir sie noch länger bei uns behalten; allein, da der Arzt mit aller Bestimmtheit erklärte, sie sei mit dem Ausfäze behaftet, mußten wir sie der andern Kinder wegen wieder nach Hause schicken. Das ging schwer! Ihre Angehörigen waren froh, sie los zu sein, und sie selbst schüzte jeden Tag ein neues Leiden vor, das es ihr unmöglich mache, heimzugehen. Endlich ergab sie sich doch in ihr Schicksal. Um sie zu trösten, sagten wir, wenn die Wunden geheilt seien, dürfe sie wiederkommen; auch solle sie manchmal, wenn ihr Zustand es erlaube, in die Kirche gehen. Für genannten Zweck schenkten wir ihr eigens noch ein Kleidchen, das sie mit vielem Dank entgegennahm.

Jobane ließ sich bald wieder bei uns sehen. Zuweilen bat sie um eine Arznei, um ein Kleid oder ein Hemdchen, fügte aber regelmäßig die Bitte bei, wieder hier bleiben zu dürfen; denn sie wolle lernen und Christin werden. Zu Hause war sie mehr als überflüssig. Einer ihrer nahen Verwandten wollte heiraten; doch die Braut weigerte sich, ihm in sein Heim zu folgen, solange die aussägige Jobane dort weile. Was tun? Das lästige Kind mußte fort! Wohin? Nun wohin anders als nach unserer Missionsstation.

So lenkte also die Mutter mit dem armen, kranken Kinde abermals ihre Schritte der Missionschule zu. Es war gerade um Weihnachten. Es scheint, das liebe Jesuskind hat mit besonderer Huld auf dieses arme Geschöpfchen herabgesehen, das seine Krankheit so geduldig trug und sich so sehr nach der heiligen Taufe sehnte; denn merkwürdigerweise waren plötzlich alle seine Wunden verschwunden, nur die Narben waren noch zurückgeblieben. „Es sind jetzt gerade Schulferien“, sagten wir zu ihr, „in 14 Tagen beginnt wieder die Schule, und wenn bis dahin die Wunden nicht mehr zum Vorschein gekommen sind, darfst du hier bleiben.“

Am genannten Termine war Jobane wieder hier; sie hatte keine offene Wunde und wurde daher in die Missionschule aufgenommen, nur mußte sie vorläufig noch getrennt von den übrigen schlafen. Anfangs wichen ihr die übrigen Kinder scheu aus, doch bald wußte sie dieselben durch Erzählen von Märchen zu gewinnen, so daß sich in der freien Zeit alle um sie scharten. — Jobane war talentiert und lernte mit großem Fleiße, nur eines schmerzte sie, daß sie nämlich noch so lange auf die hl. Taufe warten müsse. Wir pflegen nämlich grundsätzlich kein Schulkind zu taufen, bevor es einen gründlichen zwei- bis dreijährigen Unterricht genossen hat. Doch es sollte anders kommen.

Anfangs Juni brachen unter unsern Schulkindern die Masern aus. Auch Jobane wurde davon erfaßt, und zwar viel heftiger als die andern; sie litt beständig unter großer Atemnot. Still und geduldig wie immer erduldet sie alles, ohne ein Wort der Klage, nur um eines bat sie dringender als je, um die hl. Taufe. Am 9. Juni spendete ihr unser hochw. Vater Superior dieselbe auf den Namen *Valentine*. Nun hatte sie erlangt, wonach sie sich so lange und heiß gesehnt hatte, sie war ein Kind Gottes geworden und sah fortan dem Tod ruhig entgegen.

Von ihren Angehörigen wurde ihr wenig Liebe und Aufmerksamkeit zuteil. Die Mutter war zwar gekommen, als sie gehört hatte, ihr Kind sei dem Tode nahe, allein von Pflege wollte sie nicht viel wissen. Stundenlang lag sie nach Raffernart draußen in der Sonne, während ihr sterbenskrankes Kind drinnen im dunkeln Krankenzimmerchen mühsam nach Atem

rang. Um so inniger schloß sich die kleine Kranke an den lieben Heiland an.

Am 14. Juni hatte sie mitten in der Nacht die hl. Kommunion empfangen, desgleichen die letzte Ölung und die Generalabsolution. Still und ruhig, zuweilen kurze Stoßgebete ver richtend, lag sie da, bis zum 16. Juni abends. Dann sagte sie zu ihrer Mutter: „Ma, lebe wohl! Ich gehe jetzt zum lieben Gott. Er wird gleich kommen, mich abzuholen!“ Dann bat sie um das Sterbekreuzchen, küßte es, drückte es an die Brust und legte sich dann wie zum Schlafe nieder. — Nach einer Weile war alles still. Die Mutter wunderte sich, daß sie das schwere Atmen ihres Kindes nicht mehr höre, leuchtete ihr ins Gesicht, legte ihr die Hand aufs Herz und fand, daß es aufgehört hatte zu schlagen. Valentine, das arme, ausfägige, von ihren Angehörigen so verachtete Kind, war zum lieben Heiland gegangen. Er hat sie sicher mit Liebe aufgenommen, war doch ihre Seele mit dem unbefleckten Kleide der Taufunschuld geschmückt.

4

Die Insel der Einsamen

Im fernen Südost liegt sie; tiefblaue Wellen des Indischen Ozeans umspülen ihre korallenene Fundamente. Kokospalmen lugen über Dickicht von Mangroven hinaus und recken ihre schlanken Stämme himmelan, wo aus luftiger Höhe die großen Palmblätter liebe Grüße senden aus den Regionen des Friedens. Zwischen buntblättrigen Sträuchern finden sich die tropischen Bäume mit dichtem Blätterdach und großen, bunten Blumen von leuchtender Schönheit und starkem Duft. Ringsum herrscht die weihevollte Stille des Schöpfungstages — nur unterbrochen vom leisen Plätschern der Wellen oder dem fernen Rauschen des Meeres, zuweilen auch vom lieblichen Vogelgesang.

In diesem paradiesischen Fleckchen Erde liegt vereinzelt ein Landhaus, von frischem Grün umrahmt, stets bereit, müden, erholungsbedürftigen Menschen ein angenehmes Heim zu bieten. Dies ist die Insel der Einsamen. Die englische Regierung legte dieselbe an, um Gelegenheit zur Erholung zu schaffen. Hierher dringt kein Störenfried, weder durch Post noch durch Telephon oder Rundfunk. „Weit und ferne kreist die Erde, weit und ferne kreist das Leben. ... was dich hegte, was dich plagte, Wolke ist es, weiße Wolke nun vor deiner Seele Licht.“ Das Wort bewahrheitet sich hier so ganz: „Der Himmel nah und fern, er ist so still, so feierlich, so ganz als wollt er öffnen sich ...“ Hier ist die Nähe des Herrn...

Zwei Jahre sind es, seit den Missionschwestern vom kost-

baren Blut in Zanzibar dies friedliche Plätzchen an der Ostküste, 22 Meilen von der Stadt entfernt, für die Ferien zur Verfügung steht. Im Landhaus des Sultans von Zanzibar, das gleich am Meere gelegen, nehmen sie Wohnung. Es ist ein massives Gebäude, von drei Schiffen, das Mittelschiff hat nur den Speisesaal nebst Vorzimmer, die Seitenschiffe je zwei große Schlafzimmer und einen Baderaum. Alles wird von Aufsehern und Bedienten in Ordnung gehalten. Außer dem notwendigen Proviant für die Ferien brauchen sie nur Besteck und Bettwäsche mitzubringen. In gewisser Entfernung vom Herrenhaus ist eine geräumige Kochküche und ein Autoraum. Eine breite, überdeckte Veranda umschließt das Haus an drei Seiten und bietet einen angenehmen Aufenthalt, wo man selbst zur Regenzeit geschützt im Freien sein kann. Wie wohl tut dem Auge das saftige Grün der Bäume! Die gelbgefiederten Böglein bieten eine herrliche Abwechslung. Sie wiegen sich am schwankenden Palmblatt, wo man oft mehr als hundert Nester zählen kann, wovon eins am andern an den äußersten Enden der Blätter hängt, gleichsam an einem Faden — ein wirklich seltsames Bild...

Zuweilen treibt verlassen ein alter Einbaum auf der leichtbewegten See — — — dann wechseln die Gezeiten: wenn die gewaltige Wassermasse sich weit, weit zurückzieht und die wenigen Fischer sich plagen, um „Köder“ zum Fischen zu bekommen; denn sie müssen etwas bringen zum Anbeißen. So sieht man sie oft Kokosnußhülsen eingraben in den Strand für einen Tag. Wenn diese ganz verfault sind, sammelt sich kleines Gewürm in denselben, und dieses wird beim Ausgraben gesammelt zum versprechenden Fang.

Regelmäßig kommt die Flut. Am Horizont macht sie sich bemerkbar; wie kleine Wölkchen glänzen die weißschäumenden Seerosse. Unwillkürlich singt man: „Was kommt dort von der Höh...“ In kurzer Zeit sind die Wellen am Strand, um ihre Schätze aus Meerestiefen am Waldrand niederzulegen oder am steinigen Felsen zu zertrümmern. Aber dann wird es keineswegs eintönig. Die Flut setzt die Segelboote der Fischer in Bewegung. Wie Pfeile schießen sie am Bungalow (so nennt man das Landhaus) vorbei, weit hinaus in die offene See. Die Melodie der Wellen ist liebliche Musik, und die Schönheit der Farben des Meeres ist alle Tage neu. Am Freitag: In früher Morgenstunde ist die Sonne gerade in Rot und Gold über dem Horizont erschienen; da sieht man die schwarzen Frauen zum Strand eilen. Notdürftig gekleidet, tragen sie zu sechs oder acht (etwa sechs Frauen bilden eine Gruppe) große, weiße Tücher, mit welchen sie eine Art Tanz aufführen. Zwei Frauen nehmen eines der großen Tücher, breiten es aus und waten vorwärts. Vier andere stampfen takt-

mäßig hinterher, ungefähr 30 Schritte. Dann bleibt die Gruppe stehen, die Begleiterinnen umtanzen kreisförmig das Tuch, das darauf ins Wasser gesenkt wird. Hierauf scharen sich alle um dasselbe, mit Händen und Füßen das Wasser um sich her treibend, dem Tuche zu. Vorsichtig heben sie das Tuch hoch und nähern sich, um kurz darauf ähnliche Zeremonien zu beginnen. Bald waten sie wieder vorwärts, so 30 Schritt, und diese Übungen wiederholen sie stundenlang. Sie geben aber nur ausweichende Antwort, wenn man sie über dieses Spiel befragt. Man nimmt an, es sei eine religiöse Übung, eine Reinigung; denn sie wird stets Freitags, dem Sonntag der Mohammedaner, vorgenommen.

So vergeht die schöne Ferienzeit. Das nahe Wäldchen lockt zum Spaziergang, und gern benützen die Schwestern die kühlen Morgen- und Abendstunden, um einmal recht tief Atem zu holen in würziger Waldluft, oder sich die frische Seebrise, die über den Indischen Ozean getollt, um die Stirne wehen zu lassen.

An Leib und Seele gestärkt geht es dann wieder auf den Kampfplatz des Lebens, an die Front, in die staubige, belebte Stadt Zanzibar; und mit neuem Mut geht's an die geistlichen Waffen des Glaubens und der Liebe mit dem begeisterten: Haltet aus! Lasset hoch das Banner wehen, das Banner des Kreuzes Christi!

Denn: In diesem Zeichen wirst du siegen!



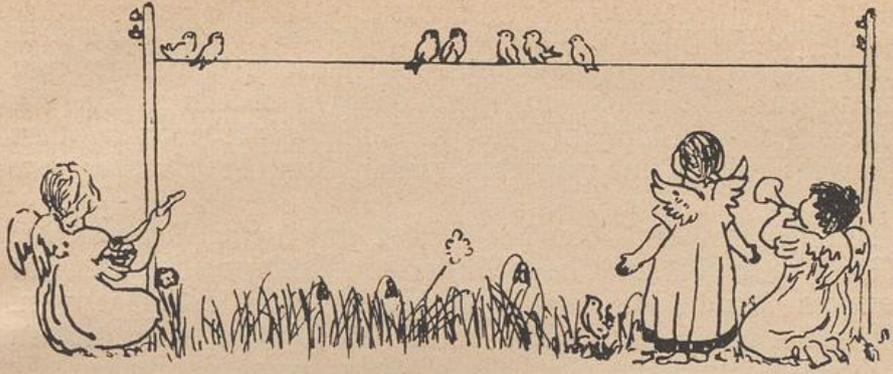
Beim Kreuze

Beim Kreuze knierend will ich schau'n die Wunden,
 O Heiland Jesu Christ,
 Die du aus Lieb' zu mir gesucht, gefunden,
 Die mir so bitter und beredt bekunden,
 Wie groß die Süße deines Herzens ist!

Ich fühl' mein Herz so bange in mir beben,
 Weil es von Lieb' so leer!
 Du wolltest lassen mir zulieb dein Leben
 Und noch des Blutes letzten Tropfen geben;
 Dein sterbend Herz durchstieß der spitze Speer!

Unendlich guter Gott, laß Gnade finden
 Mich bei dem Kreuze hier!
 Wohl schlug ich dich ans Holz durch meine Sünden,
 Doch wird zur Liebe es mein Herz entzünden:
 Nie mehr vergess' ich deine Liebe dir!

Dein Kreuz will ich in meine Arme schließen,
 Die einz'ge Hoffnung mein!
 In Neu' und Demut lieg' ich dir zu Füßen,
 Laß mich in Liebe deine Wunden küssen! -
 O, führ' auch mich zum Paradiese ein!



F ü r d i e K i n d e r

S heute bekommt ihr eine Geschichte zu hören, die eine unserer Missionschwwestern selbst miterlebt hat. Sie erzählt: Ganz in unserer Nähe liegt ein großer Bauernhof. Dreizehn rotbackige Kinder sitzen mit den Eltern und dem Gesinde mittags am mächtig großen Eichentisch. Ein glücklicher Haushalt. Die Bäuerin leitet mit mütterlicher Liebe und Umsicht das große Hauswesen. Alle werden im Hause gleich gehalten und gut versorgt. Der Bauer behandelt die Erdschollen seines elterlichen Gutes als Spenderinnen der Gottesgabe, welche ihm immer zur rechten Zeit Früchte bringen und die Scheunen mit Garben und die Kammern mit Vorrat füllen. — So sind die Tage in ungestörter Ruhe dahinflossen. Seit seinen jungen Jahren hat er immer selbst die Räder der eigenen Mühle, die draußen zwischen den Waldungen in der Nähe von einem Wasserfall steht, mit Sicherheit aufgedreht, wie der Uhrmacher seine Spiralfeder im Uhrwerk. Es war ihm ein Hochgenuß, die ihm von Gott geschenkten Weizenkörner in schneeweißes Mehl für seine Lieben zu mahlen.

An einem sonnenklaren Nachmittag ging er wieder zur Mühle und nahm sein vierjähriges Söhnchen Alois mit, um der Mutter etwas Ruhe vor dem Kleinen zu verschaffen. Er war ein Kind voll Lust und Leben, aber brav und folgsam. Während der Vater schweigend das Mehl bereitete, wollte auch der Kleine fleißig sein und schlich leise zur Mühle hinaus. Beim Hinweg hatte er Millionen von Blümchen gesehen, weiße Margariten, blaue Kornblumen, rote Steinnelken, die wollte er alle pflücken und jedem einen Strauß nach Hause bringen. So trippelte der Bub tiefer in den Wald hinein und als es dunkelte, setzte er sich ermüdet ins Moos und schlief fest ein. Als nun Alois am kommenden Morgen Hunger verspürte, fing er leise an zu wimmern und rief: „Mutter, Mutter!“ Da

kam eine gar schöne, jugendliche Frau mit einem glitzernden Schüsselchen und schimmernden Löffelchen und brachte dem hungrigen Kind etwas zu essen, das wie warme Milch mit süßem Honig gemischt schmeckte. Dann spielte er mit seinen Blumen fröhlich und zufrieden weiter, denn der Hunger war gestillt.

Indessen hat der Vater des Kindes eine kleine Pause in der Mühle gemacht und das Butterbrot, welches die Bäuerin sorgsam ihm in die Kitteltasche gesteckt hatte, herausgezogen. Er wollte dem kleinen Alois seinen Teil abgeben. Zum größten Schrecken konnte er aber sein Bübchen nirgends finden. Er suchte den ganzen Wald ab, bis er spät abends ohne das Kind heimkam. Ein niederschmetternder Schrecken besiel das ganze Haus. Der Vater machte sich Vorwürfe, daß er nicht besser auf das Kind achtete. Die Geschwister warfen sich mit der weinenden Mutter vor das Altärchen, das auf der altmodischen Kommode stand, auf die Knie und beteten laut: „Lieber Gott, sei so gut und behüte unser liebes Bruderlein, du bist ja allmächtig und vermagst alles. Da kamen noch die Nachbarn dazu und allerlei Mutmaßungen wurden im Dorfe ruchbar: Der kleine Alois ist verloren —, er ist in ein Loch hinter dem Wasserfall gefallen und ertrunken. — So war alles in Aufregung und Betrübnis. Sie sagten zu einander: „Morgen in aller Herrgottsfrüh gehen wir auf die Suche nach dem Buben.“ Allein der Abend kam, und alles Suchen war vergebens. Am dritten Tag ließ sich die Mutter nicht länger mehr zurückhalten. Sie ging selbst, den Schmerzensrosenkrantz in der Hand, hinaus, ihr Kind ausfindig zu machen. Auf dem Wege versprach sie dem lieben Gott: „Wenn ich den Buben gesund wiederfinde, soll er, wenn er will, Priester und Missionar werden und den armen Heiden den Weg zu Gott zeigen.“ Maria, die Scherzenuutter, lenkte daraufhin die Schritte der suchenden Mutter zu einem schönen Plätzchen, aus dessen Blätterreich in tiefer Waldeseinsamkeit laut und traut die Stimme ihres Kindes an ihr Ohr drang. Sie flog hin zu ihrem Kinde: Da saß es vergnügt und unbeschädigt zwischen einem Haufen zusammengeschleppter Blumen. Zärtlich hob sie den Schatz vom Moosteppich auf ihre Arme und mit Kindeseinfalt sagte der Kleine: „Endlich bist du gekommen! Ich habe nach dir gerufen, aber weil du nichts gehört hast, kam schnell das schöne Himmelmütterchen herbeigesprungen und hat mir auf ein glitzerndes Tellerchen aus einem glitzernden Schüsselchen ausgeschöpft, so Gutes, wie es nur Christkindchen bekommen kann. Es roch so fein wie Milch und Honig.“

„Kind, du hast wohl am hellen Tag geträumt“, sagte die glückberauschte Mutter. Aber Alois wußte die schöne Himmelsmutter so genau zu schildern, daß auch die andern Bauern,

welche inzwischen zusammenliefen, voll Respekt auf das kleine Knäblein schauten. — Der Vater schloß tiefgerührt sein verlorenes und wiedergefundenes Kind in seine Arme, drückte es an seine wettergebräunten Wangen und mit Freudentränen in den Augen lud er alle, die suchen halfen, zu einem Festmahle ein.

Als mittlerweile Alois im Knabenalter war, wo unser göttlicher Heiland drei Tage verloren und wiedergefunden wurde, zögerten die guten Eltern nicht länger und übergaben ihn einer Studienanstalt. Auch drei seiner Schwestern ließen sie für den Dienst Gottes ausbilden.

Nachdem Alois seine Studien vollendet hatte, wählte er freiwillig den Stand, den sein Mütterchen gewünscht hatte. Bei der Feier seiner Primiz waren alle Häuser seines Heimatdorfes bekränzt und mit Festesfang und -klang wurde wieder ein Freudenmahl gehalten. — Das Ereignis aus seiner Kindheit war aber allen noch im Gedächtnis.

Dieselbe schöne Jungfrau, die ihn im Walde gespeist, führte ihn auch zum Altar. Davon waren besonders seine tiefgläubigen Eltern überzeugt. Nun hat Alois als eifriger Missionar in Afrika bereits viele verstockte Heiden aus den Klauen des höllischen Raubvogels befreit. Mit einer seltenen Begabung und Festigkeit erzieht er die schwarzen Christen für den katholischen Glauben und prägt ihnen eine tiefe Verehrung zur Mutter Gottes ein.

Diemel WSW

Postkarte



*Sende ich
an alle meine
Freunde u. Bekannten
im ganzen Kreis*

**Demmit helfe ich dem
Winterhilfswerk**

wert 6+4 Rpfy.

IX. 7

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im vergangenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten; doppelt dankbar in dieser schweren Zeit für jede Hilfe, versichern wir Sie des täglichen Einschlusses in unser und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Februar bis zum 15. März gewinnen können.

1. Am Tage der Einschreibung, wenn man beichtet und kommuniert und nach der Meinung des Heiligen Vaters betet. 2. In der Todesstunde, wenn man nach Empfang der Sakramente, oder, wenn man sie nicht empfangen kann, reumütig mit dem Munde, oder, wenn dies nicht möglich ist, im Herzen den süßesten Namen Jesu anruft. Es können ferner die Eingeschriebenen von den zur Aufnahme bevollmächtigten Priestern den apostolischen Segen in der Sterbestunde empfangen, womit ein vollkommener Ablass verbunden ist. 3. An jedem Tage, an welchem man nach Empfang der heiligen Sakramente, eine Stunde lang mündlich betet, teils betrachtet, zum Andenken an das Leiden unseres Herrn Jesu Christi und an die Schmerzen seiner heiligen Mutter. Außerdem muß ein Gebet verrichtet werden nach der Meinung des Heiligen Vaters. 4. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

„Das Wunder,“ sagt Ludwig v. Granada, „das der Herr am Schächer wirkte, war das letzte in seinem irdischen Leben, aber auch das größte, und er wirkte es, um die Kraft jenes himmlischen Heilmittels klar vor Augen zu stellen, das er in seinem Blute zur Rettung der Seelen bereitet hatte.“ Drum verzage nicht, meine Seele, derer wegen, die dir nahe stehen und auf ihren Abwegen nicht mehr glauben, hoffen, lieben können. Im Blute Jesu liegt auch für sie Rettung.

P. J. Schneider.

Gebetserhörnung

Dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef, dem hl. Antonius von Padua, der hl. Margareta vielen herzlichen Dank in mehreren großen Anliegen Leibes und der Seele. Veröffentlichung war versprochen. F. N.

Das Totenglöcklein

möchte alle lieben Leser und Leserinnen um ein stilles Memento bitten für unsern verstorbenen Wohltäter und Abonnenten, Bruder unserer Schwester M. Flamina, Herrn Florian Huck aus Busenbach, Baden. Möge ihm kraft des Blutes Jesu bald die Anschauung Gottes zuteil werden gemäß seinem treuen Wirken für das große Anliegen unserer heiligen Kirche: Die Mission. Frau Joh. Smets, M. Gladbach, Mutter unserer Schwester M. Johannesta. R. I. P.

Caritasblüten

Nr. 3

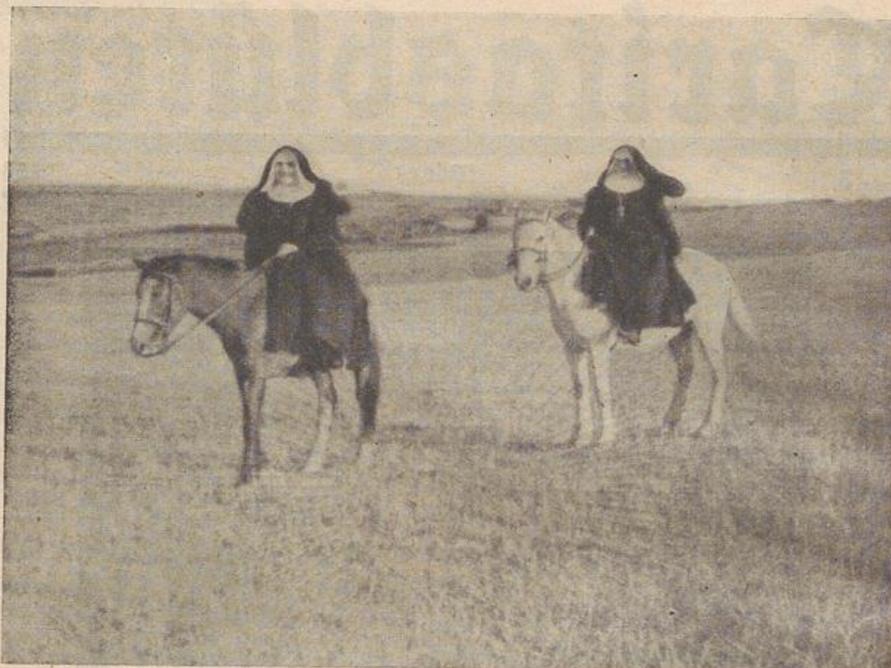
März

1938



O Herr, mit unsrer Schuld beladen,
Wie ringest Du für uns um Gnade,
Dass Todesangst befällt Dein Herz!
Für uns hast Du Dein Blut vergossen,
Für uns ist es am Kreuz geflossen,
Für uns ertrugst Du all den Schmerz!
Hab' Dank, Du edles Gottesherz!

M. B.



Bei starkem Wind ging's zu den Kranken
Mutter Tertula auf dem braunen Pferd und Schw. Hyazintha auf dem Schimmel
(Photo: Archiv.)

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Wir waren auf der Reise nach Transvaal. Das Räderwerk des Eisenbahnzuges knurrte und surrte ein eintöniges Schummerlied und sorgte für kostenloses Geschaukel. Unterdessen war der 10. November angebrochen. Wiederholt mußte unser Zug haltmachen, um Passagiere zu entlassen. Für uns sollte diese glückliche Stunde erst am 11. November um 8 Uhr morgens schlagen. Es kam aber anders! In Ermelo, einem kleinen Städtchen, klopfte es an unser Abteil. Es war nachmittags 4 Uhr. Wir öffneten, und der Missionar, der dieses Städtchen mit seiner Hirtenfürsorge betreut, brachte uns die Meldung, daß der hochwürdigste Apostolische Präfekt Mohr uns am selben Tage abends gegen 11 Uhr in Marchadort, wo wir ungefähr zwei Stunden Aufenthalt hätten, abholen und uns noch zu unseren Schwestern auf die Missionsstation Maria-Trost, Leidenburg, bringen wolle. So vertauschten wir denn gegen 11 Uhr abends unser Wagenabteil mit dem Auto des hochwürdigsten Herrn, das er selbst lenkte. Gegen 1/2 Uhr nachts erreichten wir glücklich das Schwesternklosterchen. Hier stand der hochwürdige Pater Missionar mit unsern guten Schwestern, und alle begrüßten freudig unsere würdige Mutter. Ein „Willkommen“, mit schönen Fähnchen verziert, leuchtete uns entgegen. Msgr. fuhr mit seinem Begleiter wieder zu seiner Wohnung

zurück. Im kleinen, armen Kirchlein, welches kaum genügend Platz für die Gläubigen bietet, dankten wir am anderen Morgen dem lieben Gott für den besonderen Schutz auf der Reise. Im kleinen Familienkreis wurde nun geplaudert von nah und fern. Grüße wurden ausgerichtet und in Empfang genommen für Bekannte und Verwandte in der teuren Heimat. Wir machten einen Rundgang auf der Station, wo das Provinzialhaus der Söhne des heiligsten Herzens ist. Die großen Eukalyptuspflanzen verschönern die ganzen Anlagen. Hier sahen wir das erste afrikanische Weizenfeld. Es kann nicht mit einem heimatischen verglichen werden! Durch die 5—6monatige Trockenheit sind die Ähren bedeutend kleiner. Europäische Obst- und Gemüsearten gedeihen hier vorzüglich.

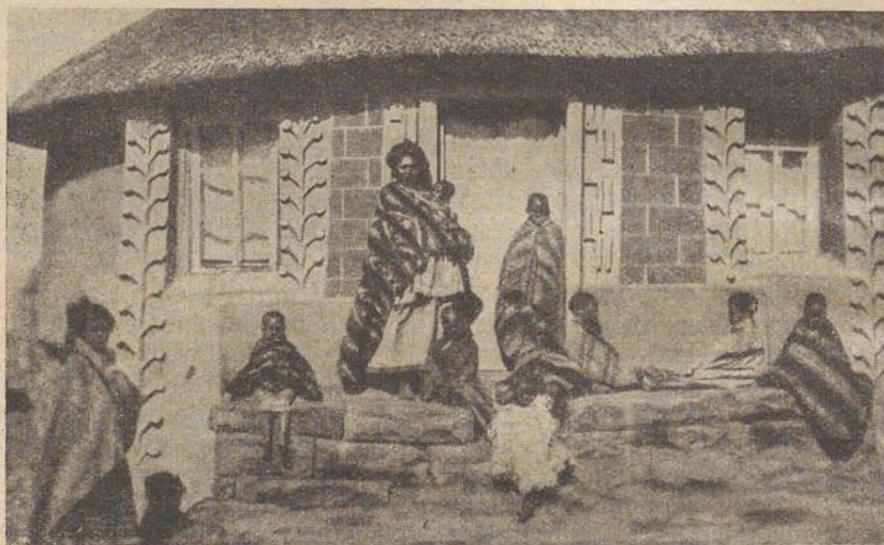
Die Schwestern, vier an der Zahl, besorgen die Kranken, betreuen die Schulkinder, sorgen für den Haushalt und geben den größeren Mädchen Gelegenheit, sich im Kochen und in häuslichen Arbeiten auszubilden. In der Schule wurde uns eine kleine Begrüßungsfeier in herzlicher Weise vorgeführt. Am 14., nachmittags gegen 5 Uhr, setzten wir unsere Reise fort nach Lorenço Marques. In Belfast, einem kleinen Städtchen, mußten wir vier Stunden auf unseren Zug warten. Wir verbrachten diese nächtliche Wartezeit mit Lesen und Schreiben. Zwischen 11 und 12 Uhr mittags lief unser Zug in Lorenço Marques ein, wo uns die Schwester Oberin und Schwester Gerardis abholten und unsere Zollangelegenheiten in Ordnung brachten.

In ungetriebter Weise teilten wir, im Hause angekommen, mit unseren Schwestern die frohe Wiedersehensfreude. Die Haupttätigkeit der Schwestern ist hier Unterricht und Erziehung. Ungefähr 120 Schüler und Schülerinnen genießen hier Unterricht in der portugiesischen und englischen Sprache. Sie werden hier zur Aufnahme ins Gymnasium vorgebildet. Erwachsene Mädchen erhalten Unterricht in den fremden Sprachen, erlernen Maschinenschreiben, die Kuzschrift und üben sich im Malen und sonstigen Handarbeiten. Während unserer Anwesenheit fand eine Ausstellung statt, die großen Anklang fand bei den Angehörigen der Kinder, den Bekannten, Freunden und Gönnern des Institutes. Bei der Willkommensfeier von seiten der Schüler und Schülerinnen fehlte es nicht an deutschen Gedichten und Liedern. Man fühlte sich in die eigene Jugend, in die Heimat, zurückversetzt. Im Kindergarten und im Kolleg werden nur europäische Kinder aufgenommen. Wir fanden hier die portugiesische, englische und griechische Nationalität vertreten, aber auch viele von deutscher und holländischer Abstammung.

Lorenço Marques hat viele Angestellte und Dienstleute aus dem eigenen Volksstamm. Diese erhalten von unseren Schwestern Sonntags in der Bischofskathedrale Katechese. Drei Schwestern gehen zur festgesetzten Stunde zum Gotteshaus, wo ihre Zuhörer auf sie warten. Im Kreise setzen sich die Jungens verschiedenen Alters in drei Gruppen um die Schwestern, wo dann der Unterricht in halblautem Tone bis zur Nachmittagsandacht erteilt wird. Mit Spannung und Aufmerksamkeit lauschen sie dem Wort der Katechetinnen, und suchen auch das Gehörte in die Tat umzusetzen.

Die ganze Stadt mit ihren geschmackvollen Anlagen, der herrlichen Palmenallee am Meeresstrand, dem kunstvoll angelegten Stadtpark, den großartigen Strandhotels, dem prachtvollen Museum steht keiner europäischen Stadt nach. Die Bewohner sind unsern Schwestern gut gesinnt.

Von Lorenzo Marques aus besuchten wir Malaice, eine Missionsstation, die mehr im Inneren der portugiesischen Kolonie gelegen ist. Wir benutzten einen Autobus, der zweimal in der Woche diesen Weg fährt. Auf dieser Strecke verkehren wenig Europäer. Der größte Teil des Wagenabteils dient der schwarzen Bevölkerung und dem Transport. Wir nahmen darum den Platz beim Chauffeur ein, und das war unser Glück! Ebenso, daß er im gewöhnlichen Tempo fuhr. Wir kamen nämlich zu einer Wegkreuzung. Es wurde kein Signal gehört; da versperrte ein großes Lastauto uns den Weg. Mit einer geschickten seitlichen Wendung entkamen wir dem unliebsamen Zusammenstoß. Bald darauf sahen wir einen schwarzen Burschen, der am Wegesrand stand und ein rotes Fähnchen schwenkte, weil unser Chauffeur keine Notiz davon nahm,



Eine Basuto-Wohnung mit Lehmverzierung

(Siehe Text hierzu Januar-Nummer 1938, Seite 5-6. Photo: Archiv)

so glaubten wir, daß uns die Sache nichts anginge. Plötzlich aber befanden wir uns vor einem mit einer Kette versperrten Bahnübergang. Unser Chauffeur suchte alle Hebel in Bewegung zu setzen, um zu bremsen; alles mißlang, jede Anstrengung war vergebens. Mit vollem Tempo fuhr das Auto in die Eisenkette, welche entzweisprang, dann in die zweite, welche ebenfalls zerriß. Im selben Augenblick sauste aber auch schon der Eisenbahnzug an uns vorbei. Leichenblaß schaute uns der Chauffeur an. Austausch konnten wir uns nicht, weil wir die Eingeborenen-sprache nicht verstanden, als wir aber in Malaice ankamen, war sein erstes Wort: daß er den auffallenden Schutz Gottes unserer Anwesenheit verdankte. Merkwürdig war, daß unser Wagen bei dieser Fahrt keinen Schaden gelitten hatte. Es war eine schwere Fahrt, teils durch die Wildnis, teils durch sumpfige Gegenden mit meterhohem Schilf. Der Chauffeur mußte seine ganze Kraft einsetzen, um das Auto in den rechten Bahnen zu halten. Ein anderes Auto, das uns unterwegs überholt hatte, war im Sande stecken geblieben. Die Reisenden stiegen aus und schoben das Auto wenigstens so weit, daß der Weg frei wurde. Wir steuerten nun wieder weiter und mußten dreimal mit einer Fähre

über Flüsse. Erst über den Incomati, dann über den Inluani und zuletzt über den berühmten Limpopofluß.

In dem Städtchen Viela Joau-Belo lebte ein sehr reicher Herr namens Torr-de-Vale, den vor nicht langer Zeit ein grausamer Tod ereilte. Er war ein Liebhaber der Elefantenjagd und fuhr deshalb mit einer Begleitung von Eingeborenen zum Sangutanwald, wo diese Tiere noch heimisch sind. Mit Mut jagte er seiner Beute nach, die ihm eben in den Weg kam. Der Schuß verwundete unglücklicherweise das Tier nicht sofort tödlich. Durch den Schmerz gereizt, stellte es seinem Feinde nach. Er entfloh in seiner Todesnot; doch bald erreichte ihn das Unglück, daß er in einer Schlinge, die für Kleinwild gelegt wird, hängen blieb. Mit Angst und Schrecken vernahm er die nahenden, schwerfälligen Schritte des wutschnaubenden Elefanten. Dieser rächte sich unbarmherzig an dem in Todesnot zitternden Manne. Er umschlang ihn mit seinem langen Rüssel, drückte ihn fest an sich, warf ihn auf den Boden und wiederholte dieses einigemal. Die hoffnungsvolle Jagd war vernichtet; statt einer reichen Beute brachte man die Leiche nach Hause.

In der Gegend von Maputa im portugiesisch-ostafrikanischen Gebiete sind sehr große Wälder, in denen noch manche wilden Tiere hausen. An den Flüssen gibt es fruchtbare Wiesen, wo die Farmer und die Eingeborenen ihr Vieh in großen Herden weiden lassen. Die von den Flüssen weit entfernt wohnenden Neger führen ein recht kümmerliches Dasein. Die Wohnungen gleichen mehr Stallungen als menschlichen Behausungen. Sie sind aus Schilf oder einer anderen Grasart verfertigt. Ein ovales Loch bildet den Eingang und zugleich den einzigen Luftzugang. Das Schwierigste ist die Herbeischaffung des Wassers. Es scheint, daß dieses die Arbeit der Frauen ist. Mit selbstgefertigten Wasserkrügen holen sie das teure Naß stunden- und stundenweit her. Zuweilen nehmen sie ein kleines Faß von 25 bis 30 Liter und rollen es durch die glühende Sonnenhitze. (Fortsetzung folgt.)

4

Das neue Christ-König-Hospital bei Tzopo

(Siehe Bild Dezember 1937)

Schw. M. Julia

Gegenüber dem Herz-Jesu-Sanatorium, in welchem die alten Missionspionierinnen ihren Lebensabend mit Gebet vor dem ausgefakten Allerheiligsten für die Rettung der Seelen beschließen, ist ein neues Gebäude aus dem Boden gewachsen.

Eine neue Tätigkeit hat sich den Missionschwestern erschlossen; es mußte einem lang gehegten Bedürfnis Rechnung getragen werden, um das körperliche Elend der leidenden Menschheit zu lindern. Der Distrikt von Tzopo zählt mehr als 60 000 Neger, die Halbweißen und Europäer sind nicht mitgerechnet. Bis jetzt war kein Hospital in der ganzen Gegend. Die Bessergestellten konnten sich wohl eine Autofahrt nach der etwa 90 Meilen weit entfernten Stadt Maritzburg oder nach Durban leisten; aber wie viele arme Kranke, besonders unter den Schwarzen, mußten in ihrem Elend leiblich und geistig zugrunde gehen, weil keine Hilfe geboten werden konnte. Was haben diese Armen oft von den Zauberdoktoren erleiden müssen! Darum ist es nicht zu verwundern, daß das neue Hospital mit so großer Freude begrüßt wurde. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden; nicht nur in materieller Hinsicht, sondern

Gewiß dürfen wir in diesem neuen Krankenhaus auf großen Segen für die leidende Menschheit rechnen. Christus, unser König, segnet alle, die ihn darum bitten. Eines mußten wir jedoch noch entbehren: die beständige sakramentale Gegenwart des göttlichen Heilandes. Die finanzielle Lage erlaubte es noch nicht, an das Bauen einer Kapelle zu denken. Nun wurde ein Krankenzimmer dafür hergerichtet. Ein einfacher Tisch mit Tabernakel, Kerzenleuchtern und einem schönen, liturgischen Kreuz bilden den Altar. Der schönste Schmuck dieses Raumes ist ein herrliches Christ-König-Bild, ein Geschenk von dem Onkel einer unserer Schwestern. Mögen alle, die zu diesem Kunstwerk beigetragen haben, reichlichen Anteil an all den Segnungen, die davon ausgehen, genießen.

Am Sonntag, dem 17. Oktober 1937, stieg hier Christus der König zum ersten Male in der heiligen Messe in Brotsgestalt hernieder. Der hochwürdigste Herr Bischof Fleischer nahm diese erhabene Feier selbst vor. Die Priester vom naheliegenden Seminar erschienen ebenfalls mit dem gutgeschulten Studentenchor. Nach einem herrlichen *Veni Creator* und einer erhebenden Ansprache von seiten des hohen Würdenträgers erschallten die erhabenen Messgesänge. Ergreifend war der Moment, als das Ewige Licht zum ersten Male an dieser Stätte angezündet wurde. Unwillkürlich dachte man an die vielen ewigen Lichter, die in letzter Zeit in verschiedenen Ländern Europas erloscht und dagegen in den heidnischen Ländern entfacht sind. Möge dieses stille Lichtlein als Wächter des Heiligtums seinen milden Schein immer erglänzen lassen zum Segen der Bewohner des neuen Hauses unseres Christus König!



St. Josef, ein Freund der Blumen

Es waren zwei Tage vor dem 1. März, dem Monat des heiligen Josef, und noch hatte ich keine Blumen, um seine Statue zu zieren, wie das so alljährlich bei uns geschieht. Gewöhnlich machte sonst Schwester Oberin selbst den Anfang mit zwei Blumenstöckchen; aber dieses Mal schaute ich vergebens darnach aus, und übermorgen war schon der 1. März. Also ging ich vertrauensvoll in die Kapelle und sagte zum heiligen Josef: „Lieber, heiliger Vater Josef, wenn du schön geziert sein willst, dann Sorge für Blumen; ich habe keine!“ — Am selben Abend schon wurden an der Pforte im „Auftrage“ zwei schöne, prächtige Azaleen für den heiligen Josef abgegeben, am nächsten Tage kamen noch mehrere andere Blumen und am zweiten und dritten waren's so viele, daß ich nicht genug Platz fand, sie alle bei der Josefsstatue unterzubringen. Da waren Kallas und Klivien, Tulpen und Hyazinthen, Narzissen und Primeln, Azaleen und Nelken in den schönsten Farben vertreten. Kerzen wurden so viele geschenkt, daß wir jeden Tag welche ausbrennen lassen konnten. Und am Namensfest des heiligen Josef, am 19. März, brannten nicht weniger als 60 Stück vor der schön geschmückten Statue. Im Lauf des Monats kamen immer wieder frische Blumen, so daß die welken stets durch neue ersetzt werden konnten.

So auffallend viel Blumen und Kerzen wurden uns noch nie für den Monat März geschenkt, aber leer sind wir auch sonst nicht ausgegangen.

So hilft der gute heilige Vater Josef auch in so kleinen Anliegen, wenn man ihn nur vertrauensvoll anruft. Drum gehet alle zu Josef, auch ihr armen Sakristaninnen, er wird euch aus mancher Verlegenheit heraushelfen.

(Die Schwester Sakristanin aus einer unserer Filialen.)

auch in anderer Beziehung; aber Christus, der König, dem das Werk geweiht wurde, half oft ganz wunderbar.

Man fand nahe an dem gedachten Bauplatz eine Quelle, ferner ein geeignetes Terrain, das den Lehm und die Ziegel lieferte, deren über 200 000 nötig waren. Am 8. Juli 1937 war die Arbeit so weit gediehen, daß die feierliche Einsegnung und Eröffnung stattfinden konnte. Noch am selben Abend fanden sich schon mehrere Patienten ein. Bis Anfang Oktober war die Zahl derselben bereits auf 70 gestiegen.

Für uns Missionarinnen ist das Ziel der Krankenpflege nicht allein die leibliche Genesung; sondern wir suchen vor allen Dingen auch die Seele zu retten. Und darin scheint uns die göttliche Vorsehung im neuen Christ-König-Hospital sehr entgegenzukommen.

Eines Tages kam ein urwüchsiger Heide bluttriefend an die Pforte des Hospitals. Er hatte nur noch ein Auge und glich mehr einem Räuberhauptmann als einem normalen Menschen. Die Biergelage schienen sein Lebensideal zu sein; und nachdem er sich wieder mehrere Schalen von dem köstlichen Gebräu einverleibt hatte, wuchs der Kampfesmut in ihm mit jeder Minute. Spieß und Speer, der Knotenstock und lange Messer waren sein liebstes Spielzeug. Wehe denjenigen, die mit ihm in einen Wortwechsel gerieten, sie kamen nicht mit heiler Haut davon! Jetzt jedoch war die Reihe an ihm gewesen und er sollte in dieser Welt keine derartigen Waffen mehr in die Hände bekommen. Sein Gegner durchstach seine Seite mit einem langen, grauenerregenden Messer, das uns in der Gerichtsitzung im Krankenzimmer gezeigt wurde. Die Wunde brachte ihm jedoch erst nach einigen Wochen großer Schmerzen den Tod. Mit finstrem Gesicht und zu Berge stehenden Haaren lag er stöhnend auf seinem Krankenbett. Eine alte, erfahrene Missionschwester, die bereits 50 Jahre in Afrika wirkte und die Sprache der Eingeborenen beherrscht, nahm sich um ihn an. Schon nach einigen Tagen traf ein Gnadenstrahl aus dem göttlichen Herzen die Seele dieses sogenannten Räuberhauptmanns. Als die Schwester mit den übrigen Kranken betete und ihnen zuweilen etwas Unterricht erteilte, fing er an aufmerksam zuzuhören und die Worte des Vaterunsers mitzustammeln. Bald bat er, für die heilige Taufe vorbereitet zu werden. Wir befürchteten jedoch, daß er seinem Gegner nicht verzeihen werde, weil das Rachegefühl im Herzen des Schwarzen einen hervorragenden Platz einnimmt. Dieses Mal hatten wir uns getäuscht! Die Gnade hatte ihr Werk vollendet! Nicht allein, daß er dem Feinde vollkommen verzieh; sondern er bemitleidete ihn noch, daß er seinetwegen im Gefängnisse sitzen mußte.

Die Schmerzen des Kranken wurden von Tag zu Tag heftiger. Es war, als würde in ihm alles verfaulen. Als man sah, daß der Tod seine Beute bald holen werde, wurde seinem großen Verlangen nach der heiligen Taufe Folge geleistet. Freudig wartete der gute Schwächer auf das Wort des göttlichen Heilandes: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“, und sicher hat Christus der König ihn dieses Wort vernahmen lassen, als er vor seinen Richterstuhl trat.

Auch anderen Heiden wurde die Gnade zuteil, noch getauft zu werden und den sakramentalen Heiland zu empfangen. Unter diesen war auch ein Heide, der mit seiner katholischen Frau in wilder Ehe gelebt hatte. Die Frau starb und er ließ sofort zwei heilige Messen für sie lesen und verlangt mit großer Sehnsucht nach der Taufe.

Gewiß dürfen wir in diesem neuen Krankenhaus auf großen Segen für die leidende Menschheit rechnen. Christus, unser König, segnet alle, die ihn darum bitten. Eines mußten wir jedoch noch entbehren: die beständige sakramentale Gegenwart des göttlichen Heilandes. Die finanzielle Lage erlaubte es noch nicht, an das Bauen einer Kapelle zu denken. Nun wurde ein Krankenzimmer dafür hergerichtet. Ein einfacher Tisch mit Tabernakel, Kerzenleuchtern und einem schönen, liturgischen Kreuz bilden den Altar. Der schönste Schmuck dieses Raumes ist ein herrliches Christ-König-Bild, ein Geschenk von dem Onkel einer unserer Schwestern. Mögen alle, die zu diesem Kunstwerk beigetragen haben, reichlichen Anteil an all den Segnungen, die davon ausgehen, genießen.

Am Sonntag, dem 17. Oktober 1937, stieg hier Christus der König zum ersten Male in der heiligen Messe in Brotsgestalt hernieder. Der hochwürdigste Herr Bischof Fleischer nahm diese erhabene Feier selbst vor. Die Priester vom naheliegenden Seminar erschienen ebenfalls mit dem gutgeschulten Studentenchor. Nach einem herrlichen *Veni Creator* und einer erhebenden Ansprache von seiten des hohen Würdenträgers erschallten die erhabenen Messgesänge. Ergreifend war der Moment, als das Ewige Licht zum ersten Male an dieser Stätte angezündet wurde. Unwillkürlich dachte man an die vielen ewigen Lichter, die in letzter Zeit in verschiedenen Ländern Europas erloscht und dagegen in den heidnischen Ländern entfacht sind. Möge dieses stille Lichtlein als Wächter des Heiligtums seinen milden Schein immer erglänzen lassen zum Segen der Bewohner des neuen Hauses unseres Christus König!



St. Josef, ein Freund der Blumen

Es waren zwei Tage vor dem 1. März, dem Monat des heiligen Josef, und noch hatte ich keine Blumen, um seine Statue zu zieren, wie das so alljährlich bei uns geschieht. Gewöhnlich machte sonst Schwester Oberin selbst den Anfang mit zwei Blumenstöckchen; aber dieses Mal schaute ich vergebens darnach aus, und übermorgen war schon der 1. März. Also ging ich vertrauensvoll in die Kapelle und sagte zum heiligen Josef: „Lieber, heiliger Vater Josef, wenn du schön geziert sein willst, dann Sorge für Blumen; ich habe keine!“ — Am selben Abend schon wurden an der Pforte im „Auftrage“ zwei schöne, prächtige Azaleen für den heiligen Josef abgegeben, am nächsten Tage kamen noch mehrere andere Blumen und am zweiten und dritten waren's so viele, daß ich nicht genug Platz fand, sie alle bei der Josefsstatue unterzubringen. Da waren Kallas und Klivien, Tulpen und Hyazinthen, Narzissen und Primeln, Azaleen und Nelken in den schönsten Farben vertreten. Kerzen wurden so viele geschenkt, daß wir jeden Tag welche ausbrennen lassen konnten. Und am Namensfest des heiligen Josef, am 19. März, brannten nicht weniger als 60 Stück vor der schön geschmückten Statue. Im Lauf des Monats kamen immer wieder frische Blumen, so daß die welken stets durch neue ersetzt werden konnten.

So auffallend viel Blumen und Kerzen wurden uns noch nie für den Monat März geschenkt, aber leer sind wir auch sonst nicht ausgegangen.

So hilft der gute heilige Vater Josef auch in so kleinen Anliegen, wenn man ihn nur vertrauensvoll anruft. Drum gehet alle zu Josef, auch ihr armen Sakristaninnen, er wird euch aus mancher Verlegenheit heraushelfen.

(Die Schwester Sakristanin aus einer unserer Filialen.)



Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!

Da schlug die Erlösungstunde,
Als aus deinem reinsten Munde
Dieses hebre Wort erklang.
Gabriel eilt freudig wieder
Hin zum Herrn - ein Gott steigt nieder -
Folgend seiner Liebe Drang.

Müde gehst durch Bethlems Straßen:
Wo kannst du dein Kind doch lassen?
„Sieh', ich bin die Magd des Herrn!“
Gottergeben, stillvertrauend.
Auf des Herren Hilfe bauend,
Folgest du dem Abendstern!

Sehst mit Josef in die Hütte,
Weil dort, in der Häuser Mitte,
Für euch keine Herberg war.
„Fiat“ klingt's aus deinem Munde,
Auch in jener herben Stunde,
Wo die Flucht verkündigt war.

Nach Ägypten trägst in Sorgen,
An dem Busen wohlgeborgen,
Unsers Heiles Unterpand.
Später suchst du es mit Schmerzen,
Doch das „Fiat“ tief im Herzen,
Nicht aus deiner Seele schwand.

„Mir gescheh' nach Deinem Worte“
Sagtest du an jenem Orte,
Wo der Heiland Abschied nahm.
„Fiat“ klang's aus deinem Munde,
Als man dann in dunkler Stunde
Deinen Sohn gefangen nahm.

Stabat Mater! gottergeben
Opferst du mit ihm dein Leben,
Du, die treue Magd des Herrn.
Mutter bist nun aller Kinder,
Mutter aller armen Sünder,
Mutter, unser Hoffnungsstern!

m. v.

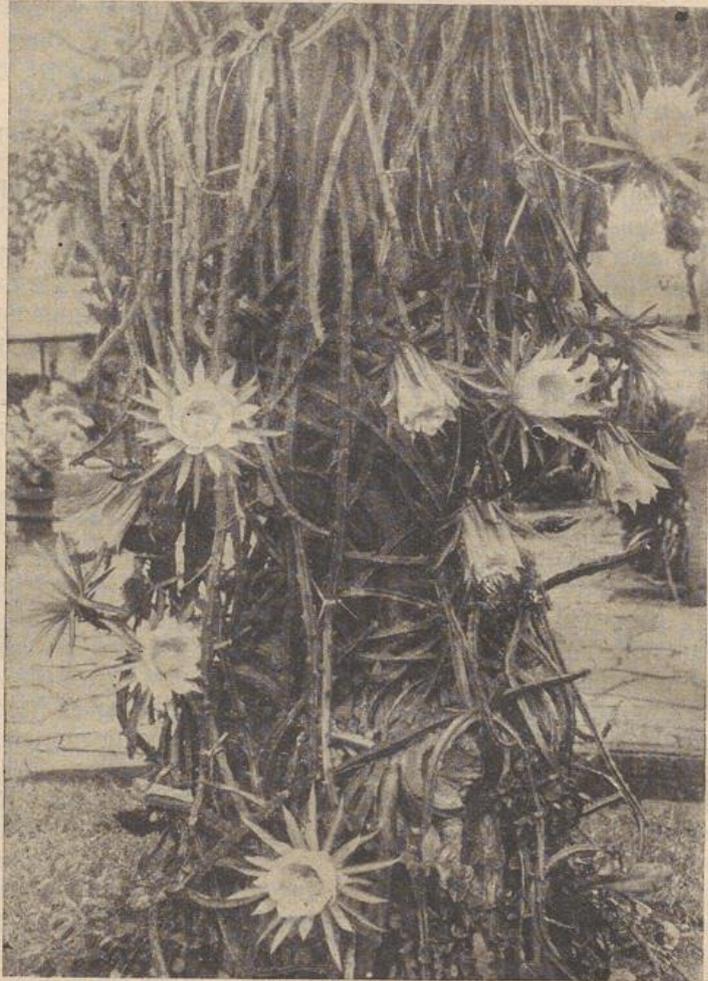
Allerlei aus der Mission

Aus Kilema

Von Schw. M. Angelita, einer früheren Missionschülerin aus Neuenbeken

Kürzlich hatte ich das Glück, an der Bekehrung eines alten Heiden helfen zu dürfen. Unser alter Trompeter Adengio kam täglich an der Kirche vorbei, aber hinein ging er nie. Er stand beim Häuptling im Dienst und mußte oft die Leute zu Versammlungen rufen. Man konnte bange werden, wenn man ihn sah mit seinem schwarzen Mantel, der ihm in vielen Fegen um die Knie hing, seinen Schlapphut tief in die Augen gedrückt, sein Horn in der einen, und eine Panga oder ein Bündelchen Fleisch in der anderen Hand. Früher hatte er den Taufunterricht besucht, hielt aber nicht durch. Wenn ich ihn auf dem Wege traf, wechselte ich stets einige gute Worte mit ihm und hatte ihn zuletzt so weit, daß er zugab, sich vor dem Tode taufen zu lassen. Einmal sagte er zu mir: „Du bist wirklich mein bester Freund.“ Am 7. September sagte man mir abends spät, ich möchte für Adengio beten, er sei schwer krank und habe die Taufe verweigert, als der Pater bei ihm war. Natürlich habe ich gleich den Himmel bestürmt. Ich hatte große Sorge um ihn, weil er so mit der Gnade spielte. In Begleitung eines jungen Mädchens begab ich mich am nächsten Morgen zu ihm. Vorher traf ich den Pater Missionar, der am Tage zuvor bei ihm gewesen war. Er sagte, ich solle ihn taufen, falls er es zugäbe. Mein alter Freund lag halb nackt unter den Bananen. Eine christliche Nachbarin und ein alter Heide waren bei ihm. Adengio freute sich, daß ich kam, aber von der Taufe wollte er nichts wissen; erst wolle er einmal etwas essen. Ich half ihm, sich aufrichten und stützte ihn, aber jetzt weigerte er sich zu essen. Schließlich nahm er doch etwas und sank dann erschöpft zusammen. Die Medizin, die ich mitgebracht hatte, nahm er nicht und als der alte Heide die Pille erst ableckte, um ihm zu zeigen, daß sie nicht vergiftet sei, schlug er sie ihm aus der Hand. Er war ganz verändert. Jedesmal, wenn man nur etwas von der Taufe sagte, stieß er ein ärgerliches „Tsha“ heraus. Der Teufel wollte sein Opfer nicht so schnell loslassen. So habe ich noch selten im Leben gebetet. Schließlich sagte er, am nächsten Tag wolle er getauft werden. Es war nur eine Ausrede. Er hatte die Taufe sein Leben lang hinausgeschoben. Nun sagte ich ihm ganz ernst, daß er das „morgen“ wohl nicht mehr hier erleben werde, und wenn er die Taufe verweigere, werde er morgen vielleicht schon tief in der Hölle brennen — für ewig. Dann ließ ich ihm Zeit, darüber nachzudenken. Nach einer Weile fragte er, ob er ein Hemd bekäme, wenn er sich taufen lasse. Ein Hemd kann er ja haben, aber sich dafür taufen lassen, das geht doch nicht. Ich machte ihm das klar und betete recht innig zur lieben Himmelsmutter für ihn. Als er dann selbst um die Taufe bat, traute ich meinen Ohren kaum. Ich vergewisserte mich, daß er es nicht wegen eines Geschenkes tue und bereitete ihn ein wenig vor. Er wählte sich selbst seinen neuen Namen, und seine Wahl fiel auf Franz. Adengio betete schön mit, was ich ihm langsam vorsprach. Dann kam der große Augenblick. Ich sprach die Taufformel laut in Kisuaheli, so daß alle Anwesenden folgen konnten. Das Taufwasser floss über die Stirne meines alten Freundes. — Maria hatte gesiegt — ihr schenkte ich diese Seele. Franz wurde ganz still; ich sagte ihm einige Worte und ließ ihn ausruhen. Später sagte er,

seine Kinder sollten alle getauft werden. Er war mir herzlich dankbar. Mittags konnte er nicht mehr sprechen, war aber noch bei Bewußtsein. Die heiligen Namen und kleine Stoßgebeten sprach ich ihm ins Ohr. Wir verschafften ihm so viel Erleichterung als möglich war. In Mariä Geburt war ihm die Gnade der heiligen Taufe zuteil geworden und Mariä Namensfest feierte er schon im Himmel.



Kaktus-Blüten in Süd-Afrika

(Photo: Archiv)

Krönungsfeier

Von Schw. M. Chantal in Nairobi

Unser Nairobi hier ist bekanntlich eine Großstadt in der ostafrikanischen Steppe und unsere schwarzen Kinder als kleine Städterinnen durften darum den Krönungstag von König Georg VI. und Königin Elisabeth besonders festlich begehen. — Die englische Regierung hatte bestimmt, daß in allen Kirchen aller Konfessionen um 11.30 Uhr morgens Gottesdienst sei, um den Segen Gottes auf das königliche Paar herabzusehen. — Man konnte sich dann auch wirklich erbauen an dem Anblick der vielen verschiedenen Schulkinder, die in Reih und Glied die

breiten Straßen unserer festlich geschmückten Stadt durchzogen, zu ihrer Kirche. Da sah man in weiße und in rosa Schleier gehüllte Indierinnen, andere wieder in weiß und gelb oder in weiß und blau, jede Schule einheitlich gekleidet. Aus einem anderen Stadtviertel sah man die in gelblichen Kakhi mit Pfadfinderhut gekleideten Europäerknaben von der Regierungsschule, während die Mädels von den Englischen Fräulein hier in Nairobi uns in weiß und blau auf ihrem Kirchgang begegneten. Kurz vor uns überquerte die Heilsarmee die Straße, alle in weiß und roter Uniform, begleitet von der dicken Trommel. Auch unsere schwarzen Kinder marschierten in unserer lieben Himmelsmutter Lieblingsfarbe — weiß und blau — zur Kirche, und der Distrikt-Kommissar vertrat dort in Festuniform den Gouverneur. Nach beendigtem Festgottesdienst gab es für alle Kinder, weiß, schwarz und gelb, Festessen, wohl jede Rasse im eigenen Schulbezirk; unsere Kinder erhielten hier bei uns ihren Festtagschmaus, aus Reis, Fleisch, Tee und Brot bestehend. Dann wurde getanzt, gesungen und gespielt, sowie für jedes Kind Festmedaillen verteilt. Abends um 7 Uhr sahen wir auf einmal über dem Lichtermeer der Stadt Nairobi Feuerwerk aufsteigen. Das war ein Jubel ohnegleichen für die Negerlein, die sich nicht genug wundern konnten, wie solches Prachtwerk in die Lüfte befördert werden könne. Sie wurden dann auch nicht müde, eine ganze Stunde lang zuzuschauen, während drei hellerleuchtete Flugzeuge hier aufstiegen, um im Dunkel der Nacht nach Thika-Kalimoni zu fliegen, wo unsere Schwestern auch eine Schule haben. —

Trotzdem sich auch dieser schöne Tag zu Ende neigte, war doch das Krönungsfest noch nicht zu Ende für unsere Kinder, denn die Regierung lud alle Schulkinder am darauffolgenden Sonntag ein, unentgeltlich die Krönungsfeier in England selbst im Film zu schauen. Einige Tage vorher waren die Soldaten, Polizisten, kurz alle eingeborenen, staatlichen Angestellten unentgeltlich in diesem Krönungsfilm gewesen, darunter waren natürlich auch viele gebildet scheinende Schwarze, doch waren auch letztere wohl noch nie im Kino gewesen, noch viel weniger kannten sie den englischen König. Nun wurde vor dem Krönungsfilm ein Lachfilm gezeigt, in welchem ein Herr immer wieder aus den erstaunlichsten Situationen als Sieger hervorging. Nachher stand in der Zeitung zu lesen, daß die schwarzen Soldaten zu ihrem europäischen Kommandanten gesagt hatten, sie hätten doch nicht gedacht, daß der englische König solchen Unsinn machen könnte; sie hatten in ihrer Einfalt den Held im Lustfilm für den englischen König gehalten.

5

**Andacht zum heiligen Josef ist Erfüllung von Gottes Willen.
Sie machte Nazareth trotz aller Entbehrung zum glücklichsten Fleck
auf Gottes Erde. Freude in unserm Beruf, Zufriedenheit bei der
Arbeit, Geduld und Heiterkeit in Entbehrungen und dies alles um
Jesu willen, das ist es, was Sankt Josef uns lehrt.**

5

Ngonji als Untersuchungsreisender

Ngonji ist kein Unbekannter für unsere Leser. In der Februar- und Märznummer 1937 haben wir den Kleinen näher kennengelernt, der aus dem Zwergvolk der Pygmäer abstammt. Ein echter Batua im Kongogebiet. — Pater Wouters, welcher mit unseren Schwestern im Kongogebiet arbeitet, erzählt uns heute von seinem Schützling:

Unsere Schulkinder, zu denen auch Ngonji gehört, waren in Ferien, als das Schreiben meines Bischofs ankam, das mich auf meinen neuen Posten rief. Ich konnte von meinen Batua-kindern keinen Abschied nehmen, und ich verließ sehr betrübt und müde Boteke, den Missionsposten, den ich hier gegründet hatte. Als die Kinder zurückkamen und mich nicht mehr sahen, gab es für sie eine unangenehme Überraschung. Einige gingen sofort wieder nach Hause. Auch mein Ngonji. — Der Mensch denkt, Gott lenkt! Dieser neu zu errichtende Posten, wohin ich gerufen war, mußte aufgegeben werden, bevor die Gründung vollendet war, und so kam ich wieder nach Boteke zurück, um mich noch mehr als vorher mit der Bekehrung der Buschmänner zu bemühen. Jetzt wurde ich reisender und umherziehender Missionar beim Batuaastamm.

Dem Leser, der dieses arme Volk nicht kennt, will ich in kurzen Zügen diesen eigenartigen Volksstamm schildern.

Die Batuas sind die ersten und ursprünglichsten Bewohner der Äquatorwälder. Es sind die sogenannten Pygmäer oder Zwerge, die immer im Urwald ihren Wohnsitz haben und ausschließlich von der Jagd und den Früchten, die sie da finden, leben. Als die Völkerwanderungen im Herzen Afrikas stattfanden, wurden die Batuas von den neuangekommenen Völkern anfangs liebevoll behandelt, aber diese Freundschaft dauerte nicht lange, oder besser gesagt, so lange als dem Eigennutz der Oberherrschenden gedient war. Die fremden Eindringlinge waren zahlreicher und besser bewaffnet, als die Batuas. Sie beeilten sich, dieselben zu Sklaven zu machen und sie wie ein Stück Vieh zu behandeln.

Seit der Ankunft der Weißen genießen die Batuas wieder eine gewisse Freiheit. Sie werden nicht mehr geschlachtet und aufgeessen. Sie können sich vermehren und sich wieder dem Jagd- und Buschleben hingeben.

Der Missionsposten Boteke wurde für sie errichtet, wir wußten jedoch nicht, wie zahlreich die Batuas waren und wo sie sich versteckt aufhielten. Als reisender Missionar der Batuas sollte es meine Aufgabe sein, sie in ihren versteckten Büschen aufzusuchen, ihre Kranken zu taufen, und ihnen den wahren Glauben zu verkünden.

Eines guten Morgens packte ich meine Kisten und kehrte wieder nach meinem lieben Boteke zurück, um von dort aus meine Reisepläne für das Innere des Landes zu regeln. Das Allernotwendigste war vor allem die Begleitung, vertraute Batuamänner zu suchen, die mich auf diesen Streifzügen begleiten sollten. Ich darf ja keine Fremden nehmen; denn dadurch würden ja die Einwohner abgeschreckt, und ich würde mein Ziel verfehlen. Die Batuas sind, wie ich schon früher erzählte, bang wie die Hasen. Sie können kein weißes Gesicht aus der Ferne sehen, oder sie ergreifen die Flucht und verschwinden in den Büschen. Ich mußte also meine Begleitung aus ihrem eigenen Stamme suchen. — Mein erster Gedanke war natürlich Ngonji, und darum schickte ich einen Jungen zu ihm, damit er ihm meine Pläne mitteile.

Einige Tage später erschien Ngonji auf der Bildfläche. Meine Pläne gefielen ihm außerordentlich gut. Er war stolz darauf, daß er von einem Weißen, und dazu noch von seinem „Fafa“ der Boy oder Knecht sein durfte. „Hat man je gehört, daß ein Batua ein Boy sein kann? Ist er denn kein Tier?“ So sprachen die Nkundo, ihre Besieger. In den Augen dieses stolzen Stammes erniedrigte ich mich sehr. Sie riefen mir nach: „Vater der Batuas, Vater der Tiere!“

Ngonji wurde also mein Boy; Ikanga Pius mein Koch; Benga mein Bote; Mputu mein Meßdiener, Wasserträger, Holzhacker usw. Wir schifften uns für unsere erste und undankbarste Reise ein. — Einen Tag fahren, dann aussteigen und in den Urwald hinein, auf die Suche nach Batuas! Die erste Begegnung war alles, nur nicht ermutigend. Überall nahm das Zwergvolk die Flucht, beobachtete uns hinter den Bäumen und Büschen. Sie sahen kein Gewehr, hörten kein Knallen und doch trauten sie uns nicht. Die Weißen sind ja so ein komisches Volk, sie können nur kommen, um uns zu töten.“ So dachten sie. Später erzählten sie mir, daß sie vor allem große Angst hatten, daß wir ihre Kinder stehlen und sie in ein fernes Land entführen würden. — Nachdem ich Stunden und Stunden gewartet und mit ihnen verhandelt hatte, durfte ich mich in ihrer Mitte zur Nachtherberge niederlassen. Wir krochen alle zusammen unter ihre Blätterdächer. Die Alten kamen herbei und fragten uns nach unserer Reise. Sie mißtrauten selbst meinen Begleitern, ihren eigenen Stammesgenossen. Am nächsten Morgen versorgte ich ihre Kranken und wusch deren Wunden. Arme Menschen, die an lebendigem Leibe verwesen. Nach und nach, aber nur sehr langsam, schwand ihr Mißtrauen. Ihr Herz ging auf, sie klagten über ihr trauriges Los, über ihre vielen Krankheiten, Wunden, Verfolgungen und Ausnutzungen, wovon sie die Schlachtopfer seien. Als ich einmal ihr Vertrauen gewonnen hatte, bat ich ihre Träger, mein Gepäck wegzubringen, mir

den Weg zu zeigen und mich nach einem anderen Dorf zu begleiten. Ich hätte kein besseres Reklamemittel erfinden können; denn die Männer beeilten sich, meinen Ruhm zu verbreiten, und bald ging es von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf: „Wir haben allein einen Fasa, der allein für die Batuas ist.“ „Unser Fasa“, so riefen die Kinder überall. Es war endlich ein Erfolg, nach unsäglichen Leiden. Monate und Monate sind wir so gereist, haben in den Urwäldern herumgesucht. Mein treuer Ngonji, und Pius, mein Koch! Zusammen haben wir Hunger und Durst gelitten, lange und tiefe Sümpfe durchwatet und reizende Flüsse durchschwommen. Wir haben Freud und Leid zusammen geteilt. Wieviel Batuaselchen warten auf uns, um getauft zu werden und dann zu sterben. Wie oft waren wir nicht Zeugen von Gottes Barmherzigkeit! Aber Seelen zu retten kostet doch oft unermesslich viele Leiden.

Nie hörte ich Ngonji und Pius klagen, und doch litten sie oft Hunger. Sie konnten noch so ermüdet sein, so daß sie sich nur so fortschleppen mußten, sie blieben doch immer heiter. — Ihre zwei anderen Kameraden mußte ich schnell wieder nach Hause schicken; denn je mehr Personal, desto mehr Unkosten, und diese mußte ich ja aufs äußerste beschränken. Ngonji arbeitete um so mehr. Eines Abends sagte er mir: „Wir arbeiten zu hart, so können wir es nicht aushalten!“ Aber am folgenden Tag taten wir nicht weniger.

Es ist begreiflich, daß dieses Zusammensein das Familienband immer fester schmiedete. Hätte es auch anders sein können? Bei Pius paart sich der beste Wille mit der größten Unkunde in seinem Fach. Aber er lernte jeden Tag! Er kann schon Wasser kochen, Tee von Kaffee unterscheiden, Brot backen und ähnliches. Er ist ein Spezialist im Zubereiten der einheimischen Hühner, deren Altertum der liebe Gott allein kennt, und wovon ich Zahnschmerzen bekomme. Manchmal trachtete ich darnach, ihm einen Unterricht in der Koch- und Backkunst zu geben; aber das fiel so schlecht aus, daß ich zuletzt meine ganze Autorität verlor, und Ngonji mit Recht sagen konnte: „Siehst Du nun, Da willst es besser können als Pius. Laß ihn nur schalten, er ist ein sehr guter Koch!“ — Ja, was muß denn jemand können, um den Titel „Koch“ führen zu dürfen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Koch vom Fasa nicht viel zu kennen braucht, um doch ein „Koch“ zu sein!

Schluß folgt.



**Habe allezeit, besonders wenn du allein bist,
eine große Ehrfurcht vor Gottes Gegenwart. Gott ehrt deine
Gegenwart; sollst du seine nicht hochachten?**

Sankt Josef sorgt

Sin französischer Missionar erzählt folgendes: „Ich ritt mühsam längs des Sandufers des Senegal in Afrika auf unbekanntem Pfaden dahin. Die Schlangen flüchteten sich in das Gras, die Krokodile stürzten in den Sumpf, die Sonne brannte heiß. Und doch zog es mich voran, mit geheimnisvoller Macht. Ich gelangte zu einer Hütte und wollte eintreten, als eine Stimme mir ängstlich entgegenrief: „Wer da?“ — „Ein Vater Missionar“, erwiderte ich, „habet keine Angst, der Friede sei in deinem Hause!“ — „Ein Priester“, sagte der Fremde in richtigem Französisch, „seien Sie willkommen. Kommen Sie gleich.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte ich, „und wie kommen Sie hierher?“ „Unnötige Fragen, mein Vater“, entgegnete er, „ich habe meinen dritten Fieberanfall, und das wird der letzte sein, wie Sie wissen; später werden wir plaudern, wenn ich's überlebe.“ In dem Augenblick ertönte das Geheul der Schakale, welche, durch den Totengeruch herbeigelockt, ankündeten, daß der Kranke nicht mehr lange leben würde. —

„Ich bin bereit, Vater“, sprach der Kranke, „wir wollen beginnen.“ Nun begriff ich den geheimnisvollen Zug, der mich hierher gebracht hatte. Um Gottes Führungen noch besser kennenzulernen, fragte ich den Sterbenden: „Sie müssen doch eifrig gebetet haben, daß Gott Ihnen einen Priester zuführen möge; denn offenbar hat Ihr Schutzengel mich hierhergezogen.“ — „Wollen Sie wissen, wie das gegangen ist?“ —

„Gewiß!“ — „Nun, ich war sicher, daß ein Priester kommen würde.“ —

„Wieso? In diesem wilden, öden Lande Afrikas?“ — „Tut nichts! Ich trage den Gürtel des heiligen Josef und gehöre zur Bruderschaft vom guten Tode. Nun war mein Gewissen in schlechtem Zustande; da mußte mir der heilige Josef einen Priester senden. Ich habe es ihm dringend anempfohlen und nicht vergeblich, wie Sie sehen.“ — „Nun wird mir alles klar“, antwortete ich. „Vertrauen Sie immer dem heiligen Josef. Der Tod naht heran, aber der Tod in Jesus, Maria und Josef, der euch führt zu Jesus, Maria und Josef.“ —

Das Fieber raste fort. Nach zwei Stunden starb der Mann.

Denke an die



Spendenkarte

Herzliches „Vergelt's Gott!“

allen unsern Abonnenten, Beförderern und Wohltätern, auch all jenen, denen wir noch nicht gedankt haben für die so treu eingesandten Beiträge für die Caritasblüten. Vielleicht dürfen wir auch mal unsere noch mit dem Zahlen rückständigen Abonnenten höflich bitten, auch mal an uns zu denken. Doch wir hoffen, daß sie diese Bitte recht verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß wir monatlich eine hohe Druckkosten-Rechnung zu begleichen haben. Der heilige Josef bringt ihnen das kleine Missionsopfer mit tausendfachem Segen aus Jesuleins Händen wieder zurück.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut gewinnen können vom 15. März bis 15. April: 1. Am Feste des heiligen Josef, 19. März; 2. am Feste Mariä Verkündigung, 25. März; 3. am Feste des Wunders des heiligen Blutes zu St. Maria in Wado zu Ferrara, 28. März; an allen Freitagen im März; am Gründonnerstag und Karfreitag; am heiligen Ostertage.

Wird wegen der Karwoche Mariä Verkündigung verlegt, so bleibt der Ablass an den 25. März geknüpft.

Goldkorn

„Das ist das Höchste, was wir einem Bruder, einer Schwester schenken können:

Das Gebet für seine Seele, getränkt
und befruchtet in Jesu Blut.“

Das Totenglöcklein

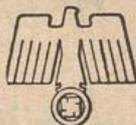
läutet drei unserer treuen Abonnenten ins Grab und in gute Herzen unserer Caritas-Abonnenten und Beförderer, und bitten um ein Gebetsalmosen: Frau Wwe. Schady aus Klein-Strehlitz in Schlesien, Mutter unserer lieben Schwester Klementia; hochwürdiger Herr Pfarrer Malberg von Lambertsberg (Rhld.); Herr Bode aus Scheidegg i. Schwaben. Mögen die Seelen dieser und aller unserer teuren Abgestorbenen bald Gott, das ewige Licht, schauen. R. i. p.

Gebetserhörung

Der lieben Gottesmutter, die heilige Maria Magdalena tausendfachen Dank für Erhörung und Hilfe bei Unglücksfall. U. L. Br.

Unserer lieben Frau von Fatima, dem heiligen Josef und heiligen Antonius innigen Dank für Erhörung in einem großen Anliegen. M. B.

Wir sollen es alle wissen:



Die Einheit unseres Volkes ist das höchste Gut, das es für uns geben kann! Sie ist durch nichts ersetzbar. Dafür ein Opfer zu bringen, ist kein Opfer, sondern ein Tribut an die Dornenkrone!

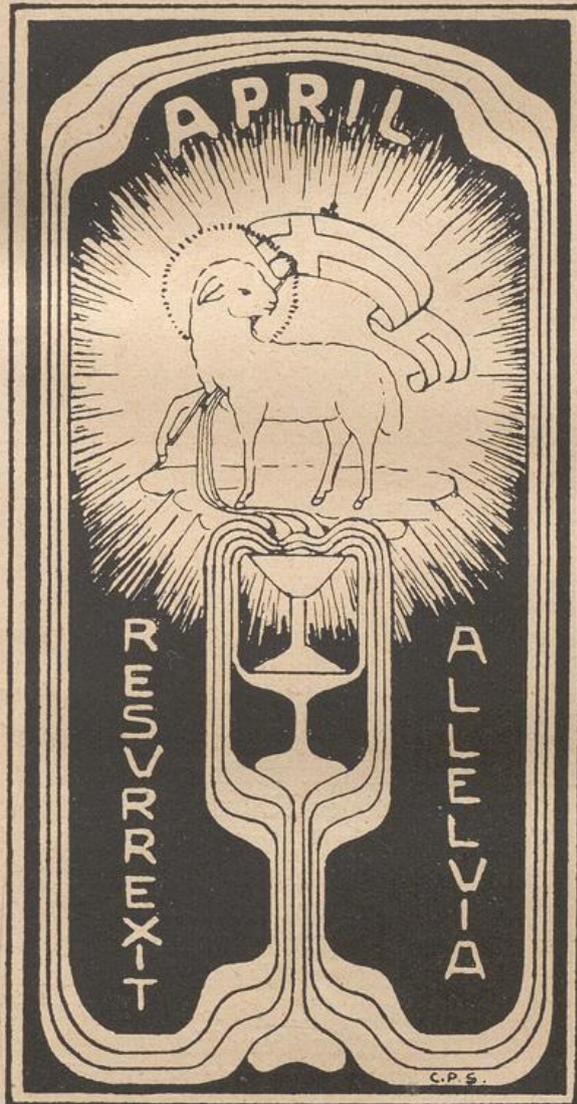
(Der Führer über das Winterhilfswerk)

Caritasblüten

Nr. 4

April

1938



Das ist das Lamm, das uns erkaufte in seinem Blut,
Für uns sich hingegeben in heißer Liebesglut.
Ja, Lob und Preis sei ihm von allen Nationen,
Von allen Stämmen, Sprachen aller Zonen,
Denn würdig ist das Lamm – getötet in der Zeit –
Daß es besitze alle Macht in Ewigkeit!
Alleluja!

M. B.



Lorenzo-Marques: Schwester M. Ingeborg mit ihren Schülern
(Kindergarten vom Colégio Europeu. Photo: Archiv.)

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Ss war bereits 6 Uhr abends, da ließ unser Chauffeur ein Alarmsignal los. Erstaunt hielten wir Ausschau und sahen in dieser Wildnis plötzlich schöne Gebäulichkeiten. Wahrhaftig eine Oase in der Wüste! Da tauchten auch schon unsere Schwestern auf und eilten zum Auto. Also richtig, es war keine Täuschung, wir waren am Ziel! Die Wiedersehensfreude war sehr groß. Zwei von unsern Schwestern unterrichten hier 190 Kinder. Der Schulunterricht wird in der portugiesischen Sprache erteilt, der Religionsunterricht darf auch in der Eingeborenen-sprache abgehalten werden. Die Eingeborenen, welche zum Bezirk Lorenzo-Marques gehören, heißen Landins. Diese werden wieder in verschiedene Stämme eingeteilt. Die Schulkinder nahmen selbstverständlich an der Freude der guten Schwestern teil, und Würdige Mutter übte sie auch nicht zu lange in der Geduld. Anderntags schrieben sie in der Aufsatzstunde ihre Gedanken über das freudige Ereignis nieder. Die kleine Esther schrieb wie folgt: „Als Würdige Mutter kam, haben wir uns alle gefreut und sagten ihr ‚Guten Tag‘. Da hat sie sich sehr über

uns gefreut. Abends teilte sie uns Doces (Süßigkeiten) aus und wir alle waren voll großer Freude. Montags kam sie in die Schule und gab allen Schülerinnen eine Medaille. Und alle dankten ihr. Die gute Mutter bat alle Kinder, sie sollen sie im Gebete nicht vergessen und den Schwestern gehorchen. Liebe Würdige Mutter ist die Mutter von allen Schwestern und deshalb sollen wir den Schwestern folgen. Es war noch eine neue Schwester bei ihr. Zuletzt sahen die beiden noch die Hefte der dritten Klasse, die Probearbeit der zweiten und das Diktat der ersten Klasse durch. Danach waren die beiden guten Schwestern so froh; auch alle Schülerinnen waren sehr zufrieden und sangen die Nationalhymne und noch einige Lieder, und das war sehr schön! — Am Dienstag machten einige Mädchen einen Reigen: 'Wir gehen jäten!' Das hat der Würdigen Mutter gut gefallen. Wir alle wünschen ihr viel Glück für ihr ferneres Leben. Dasselbe wünschen ihr alle Schwestern und die Mädchen des Internates."

Die meisten Schülerinnen kommen nur über Tag. Deren Kleidung besteht in einer Kimonobluse mit kurzem Ärmel und einem bunten Tuch, mit dem sie recht kunstvoll und geschickt ihren Körper umhüllen. Mit einem solchen Tuch sind auch die Männer bekleidet. Beim Gottesdienst tragen alle Frauen und Mädchen ein kleines Tuch um den Kopf gebunden. Je bunter, je lieber! Der Sonntagsgottesdienst war sehr rege besucht. Der eifrige Missionar, der hier wirkt, ist ein portugiesischer Weltpriester. Er kann bereits auf eine mehr als 25jährige mühevollere Tätigkeit zurückblicken.

Die schöne, geschmackvoll angelegte Missionsstation gibt Zeug-



Palmenallee in Malacca (Photo: Archiv)

nis von seinem regen Schaffen und Wirken. Das Pfarrhaus sowie das Kloster mit Schule hat ringsum eine Veranda. Die luftigen Wohnräume sind für diese Gegend ein Lebensbedürfnis, weil das Klima sehr leicht Malaria hervorbringt. Ungefähr eine Stunde weit entfernt liegt der See Lungi. Hier haufen noch die Krokodile und die Nilpferde. Die Eingeborenen leben von Mais, Reis, Bohnen, Manioka, Erdnüssen und von einer Art Süßkartoffel. Rings um ihre Kraale haben sie kleine Felder. Besonders beliebt ist die Cajuespflanze, wovon sie das Bier bereiten. Auf der Missionsstation selbst hat man eine kleine Kaffeepflanzung. Außerdem gedeihen dort die Apfelsinen, Zitronen, Granatäpfel, Bananen, eine Art Birnen, Mangas, Atas und Kokosnüsse. Die Ananas wachsen vielfach am Wegesrand und auch in der Wildnis. Wir haben auch eine herrliche Allee von Kokospalmen gesehen, die voller Früchte oben an dem 15—20 Meter hohen Stamm hingen. Es ist interessant zu sehen, wie die Eingeborenen mit kazenartiger Geschwindigkeit den Stamm hinaufklettern, um ihn von der schweren Last zu befreien.

Die Missionsstation Malaice mit ihren hellgestrichenen Bauten, zwischen dem tiefdunkeln Grün der Bäume und Sträucher, überragt von den mächtigen Palmen, bestrahlt von dem goldenen Sonnenlicht, macht einen recht romantischen Eindruck. Da sieht man, was Fleiß und Ausdauer, verbunden mit dem Segen von oben alles vermag.

So sehr es uns auch dort gefiel, wir mußten am 24. November wieder nach Lorenzo-Marques zurückreisen, weil das Schiff, das uns von dort aus nach Ost-Afrika bringen sollte, planmäßig am anderen Tag abfahren sollte. Gegen 9 Uhr morgens stiegen wir wieder in den bekannten Omnibus und hatten noch einmal Gelegenheit, das abwechslungsreiche Landschaftsbild zu beobachten. Auf Baumstämmen am Wegesrand saßen die Eingeborenen mit ihren Erzeugnissen, die sie zum Markte bringen wollten: Tauben und Hühner und allerhand Früchte. Unser geduldiges Fahrzeug mußte das alles mitnehmen. Eine in der grellen Mittagssonne grünlich schimmernde Schlange überquerte den Weg. Sie suchte in Sicherheit zu kommen; aber, o weh, es war zu spät. Mit einem kräftigen Ruck überfuhr das schwere Lastauto die Schlange. In kleiner Entfernung wurde eine andere vom gleichen Schicksal ereilt. Hier sahen wir noch 25—30 Meter hohe Kokospalmen.

Bei der Übersezung eines Flusses bemerkten wir zierliche Schwalben, welche unser Fahrzeug mit fröhlichem Gezwitscher umkreisten; kamen sie wohl aus der Heimat?

Als wir gegen Abend in Lorenzo-Marques ankamen, erwartete uns dort eine Enttäuschung. Wir erhielten die Kunde, daß unser Schiff nicht am 25. sondern erst am 28. abfähre; da-

durch wurde unser Reiseplan sehr gestört. Die Schwestern dagegen freuten sich über diese Verzögerung. Wir benutzten die drei Tage zur Erledigung der Post, welche sich inzwischen sehr angehäuft hatte.

Am 28. November gingen wir an Bord und traten unsere stille Adventreise an. Zu unserer Freude trafen wir fünf Missionare auf dem Schiff, die nach Beira fuhren, um in der Njassa-Mission ihren priesterlichen Wirkungskreis anzutreten. In Beira blieb das Schiff vier Tage im Hafen wegen der vielen Frachtladungen. Die Missionarinnen Mariens gewährten uns liebevolle Gastfreundschaft und wir konnten die Gelegenheit



Schwestern und Kinder in Malaite (Photo: Archiv)

benützen, dem heiligen Messopfer beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. Wie wohlthuend ist es doch in der Fremde, glütige, hilfreiche Menschen zu finden.

Einen interessanten Anblick bereiteten uns drei Flugzeuge, die zwischen vielen Schiffen verschiedener Nationen auf offener See ankerten. Als wir in der Morgenfrühe des folgenden Tages auf Deck kamen, beobachteten wir, wie sich eines derselben majestätisch über die Wellen bewegte, sich dann in einem leichten Anflug langsam erhob, um gleich wie auf Adlerschwüngen die blauen Lüfte zu durchkreisen. Es fuhr nach Europa und man rechnete damit, daß es die Reise von Beira nach Rom in vier Tagen zurücklegen werde. Nachts sollte es immer landen.

Von Beira fuhren wir nach Mozambik, wo wir am 9. Dezember ankamen. Nun muß ich noch bemerken, daß der Nikolaustag nicht spurlos vorübergegangen ist. Er brachte uns

eine kleine Überraschung in die Kabine. So sorgt der liebe Gott in aufmerksamer Weise für seine Kinder. Am Sonntag, dem 13. Dezember, hoffen wir am Ziel unserer Reise zu sein: Daresalam. Dann werden unsere Schwestern im früheren Deutsch-Ostafrika mit dem langersehnten Besuche von unserer Würdigen Mutter erfreut. Für heute ein herzliches Lebewohl und Gruß Gott im Neuen Jahr.

5

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Silber-Jubiläum.

In Heilig Blut:

Zr. M. Odulpha, Schw. M. Theodosia, Schw. M. Expedita.

In Neuenbeken:

Schw. Zita.

Ewige Profess.

In Heilig Blut:

Schw. M. Wenera, Schw. M. Luka, Schw. M. Antilia.

Erste Profess.

In Heilig Blut:

Schw. Idmara,	Schw. Meinradis,	Schw. Theresetta,
Schw. Deodata,	Schw. Wilfriedis,	Schw. Josefrieda,
Schw. Fredeswinda,	Schw. Iucundis,	Schw. Adalgisa,
Schw. Liboris,	Schw. Irmengarda,	Schw. Silvana,
Schw. Damianis,	Schw. Gerlinda,	Schw. Franziska,
Schw. Ingoberga,	Schw. Flaviana,	Schw. Hermanis,
Schw. Dagomara,	Schw. Elisa.	

Missionskloster Wernberg:

Schw. M. Notburgis.

Einkleidung

Am 1. Februar 1938 in Heilig Blut:

Schw. Bonifaz,	Schw. Diethilde,	Schw. Ludgera,	
Schw. Engelbertis,	Schw. Baptist,	Schw. Gottfriedis,	
Schw. Irmgild,	Schw. Corda,	Schw. Pankratia,	Schw. Arno.

Im Missionskloster Wernberg (Österreich):

Schw. Inviolatis,	Schw. Consilia,	Schw. Siegrada.
Schw. Friedgarda,	Schw. Bernolda.	

Möge die liebe Gottesmutter alle unsere Bräutchen, seien es die im Silberkranz, oder im Kranz der blutroten Liebe, oder im jugendfrischen Myrthenkränzlein, mitnehmen auf den Opfergang ihres Lebens, um sie einst als reine Morgengabe dem himmlischen Vater darbringen zu können. Die Redaktion.

Heimkehr vom Grabe

Jesus liegt im Grab!

Starre Felsen spalten sich –
Offne Gräber sprechen . . .
Todesschauer greift um sich –
Wunde Herzen brechen!
Grabesnacht umhüllet ihn –
Ihres Herzens Wonne!
Bebend sagt die Erde es –
Blutend sinkt die Sonne!
Zögernd steigt der Sterne Heer –
Heil'ge Stille ringsumher!

Mutter, schmerzenseiche!

Tief das Schwert im Herzen wühlet –
Wer hat, Mutter, je gefühlet,
Was dein zartes Herz empfand?
Deine Liebe liegt im Grabe –
Er war deine ganze Habe –
Od ist jetzt das Erdenland!
Und Johannes führt dich leise
In besorgter, treuer Weise
Heim vom stillen, teuren Grab:
Denn die Nacht fängt an zu dunkeln,
Nur der Sternlein zagend Funkeln
Ist noch Leuchte auf dem Pfad.
Müde schwankest du nach Hause –
Jeder Schritt frägt eine Pause,
Doch die Hoffnung wanket nicht:
'Bald werd' ich ihn wiedersehen!
Sieh, mein Sohn wird auferstehen,
Strahlender als Sonnenlicht!'

m. s.

Eine Nacht in der Wüste

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang. Der Missionar und sein Pferd warfen lange Schatten auf den schlummernden Sand. Der Horizont schimmerte in Purpur. Die Hitze war unerträglich. Hier und da nach langen Zwischenpausen kam ein kleiner, erquickender Windhauch, aber das Feuer der Wüste siegte bald über ihn und dann herrschte wieder eine brennende Stille in der ausgestreckten Fläche. Immer wieder trieb der Missionar sein Pferd an, um noch vor Anbruch der Nacht die große Stadt, das Ziel seiner Reise, zu erreichen. Die Nacht ist ja in der afrikanischen Wüste der Tummelplatz der wilden Tiere; sobald die Sonne am Horizont verschwunden und die ersten Schatten die Erde bedecken, hört man von allen Seiten das Brüllen der Löwen, das Heulen der Leoparden, erst undeutlich, als wie von ferne, dann aber immer stärker, immer näher. Diese schreckliche Stunde drohte zwar noch nicht. Der Priester hatte noch eine Stunde vor sich, nach welcher er in dem sicheren Hafen landen soll. Er war gut bewaffnet, mit Mundvorrat versehen, und hatte sogar eine Flasche Rum, um die Kräfte wieder aufzuwecken und die brennenden Lippen zu erfrischen. Betend und denkend suchte er gegen den entmutigenden Eindruck der Einsamkeit zu kämpfen. Wie auch sein Blick durch die endlose Wüste drang, er bekam kein lebendes Wesen zu sehen. Keine Bewegung — es schien selbst, als ob der Wind auf dem Sand seinen ewigen Schlaf schlafen würde. O, wenn ihm doch Gottes Güte einen Bruder entsenden würde, welche Freude würde sein Herz überströmen, wie würde er ihm die Hand reichen und ihn umarmen, aber o weh, er wußte es nur zu gut, eine Begegnung in dieser endlosen Weite würde noch eine Gefahr mehr sein. Würde man in dieser Stunde einem Menschen begegnen, dann hätte man noch einen Feind mehr. Das wäre dann einer dieser arabischen Räuber oder verkommenen Europäer, welche die Karawanen berauben, denen man nicht mit dem Gruß auf den Lippen, sondern mit dem Revolver in der Hand begegnen muß.

So in Gedanken versunken und eingewiegt von dem eintönigen Trabe seines Pferdes, ließ er seinen Geist und auch den Zügeln freien Lauf. Plötzlich aber setzte er seine Füße fest in die Bügel und brachte sein Pferd durch eine instinktmäßige Bewegung zum Stehen. Was hat er gesehen? Ganz hinten am Horizont? Ist's eine Täuschung seiner Sinne? Ist da nicht in weiter, weiter Ferne etwas, das sich bewegt? Ganz sicher, er betrügt sich nicht. Der schwarze Punkt, den er eben gesehen, bewegt sich, nähert sich und wird immer größer. Es ist ein lebendes Wesen — ein Mensch! Er sieht ihn, und

er unterscheidet schon seine ganze Gestalt; aber dieser Mensch hat auch ihn gesehen und kommt sichtbar auf ihn zu... Was tun? Welchen Entschluß fassen? Sein Pferd in Galopp setzen, um aus dem Bereich dieses unbekanntes Wesens zu kommen? Das ist wohl das Sicherste, aber ist es auch das Ehrenvollste? Wenn dieser Mensch nun kein arabischer Räuber, vielleicht ein Christ, ein Landsmann wäre? Und wenn er selbst ein Landstreicher wäre, paßt es dann für einen Missionar, für einen Apostel Christi, vor einem Menschen zu fliehen, für den der Erlöser am Kreuz gestorben ist?

Der Priester zögert nicht. Er wird diesem unbekanntem Bruder begegnen, möge er ein Cain oder ein Abel sein. Inzwischen nähert sich der Mann immer mehr und mehr, er scheint sich sogar zu beeilen und gegen alle Müdigkeit zu kämpfen. Schon steht er in einem kurzen Abstand vor ihm. Ein armer Mann mit einem Gewehr in der Hand. Seine Augen funkeln von Fieber, Haß und Habsucht. „Ohne Zweifel ein Räuber und wohl noch ein Europäer; aber mir scheint er ein Unglücklicher, der sich in äußerster Not befindet.“ Der Priester zögert nicht mehr. Er setzt vielleicht sein Leben aufs Spiel, aber er hat Aussicht, einem Unglücklichen zu helfen, eine Seele zu retten. Dies alles steht im Moment vor seinem Geist. Es ist sein Beruf, dem Tod zu trotzen. Sein Leben ist nichts im Vergleich mit dem unschätzbaren Preis einer sündigen Seele.

Er steigt von seinem Pferd, wirft seine Waffen weg, um dem Unbekannten seine friedlichen Absichten zu zeigen, und geht dann ruhig und entschlossen auf ihn zu. Der Fremdling, verwundert und abgemüht, bleibt stehen. Die Überraschung wirkt stärker als der Haß, der Hunger und der entsetzliche Durst. Der Priester vermutet das und bietet ihm, ohne zu sprechen, seinen Vorrat an: Früchte, Datteln und Rum. Rum gibt Kraft und Leben! Er streckt seine Hand aus, greift das Fläschchen, bringt es an den Mund und trinkt mit langen Zügen. Es kommt Leben in sein Gesicht. Sein Blut kommt in Umlauf, seine totenbleiche Farbe weicht einem lebhaften Rot. Er wackelt, er hat in der Eile zu viel von diesem betäubenden Naß getrunken. Er fällt in seiner ganzen Länge und bleibt unbeweglich, wie ein Toter, auf der Erde liegen.

Erschreckt beugt sich der Priester zu ihm, fühlt seinen Puls, hört die Schläge seines Herzens und steht wieder auf. Es ist nicht der Tod, sondern ein wohlthuender Schlaf. Lange beschaut er ihn. Nach seiner Meinung ist er ein Landsmann. Trotz der wilden Züge trägt sein Antlitz Spuren von einem ehrlichen Ursprung. Die Apostelseele des Missionars wird mit Freude erfüllt. Die Sonne verschwindet langsam, ihre goldene Scheibe ist bereits bis über die Hälfte ins Endlose versunken. Noch einige Minuten und es ist Nacht. Was soll er mit dem

Unglücklichen anfangen, den die Vorsehung auf seinen Weg, ja in seine Arme gesandt hat? Soll er ihn auf sein Pferd setzen? Aber es ist ja unmöglich, in Anbetracht der Schwere eines besinnungslosen Menschen. Soll er ihn allein lassen in der Nacht, in dieser schrecklichen Wüste, preisgegeben den Zähnen der wilden Tiere? Er kann nicht zögern, er wird das Erwachen des Sünders abwarten und unter dem Schutze Gottes, der sein Werk nicht unvollendet lassen wird, bei ihm bleiben. Er kniet nieder in den Sand zu seinem Schützling, den er vor einer Stunde noch nicht kannte, für den er nun sein Leben aufs Spiel setzte. Langsam und vorsichtig hebt er das Haupt des Schlafenden in die Höhe und legt es auf seine Knie. Dann fängt er an zu beten.

Eine stille, feierliche, tiefe Nacht breitet sich über die Wüste aus. Zwei volle Stunden gehen vorüber, ohne daß einer der beiden Männer irgendeine Bewegung macht. Die Sterne kommen nach und nach zum Vorschein und verbreiten über das weite Sandmeer einen geheimnisvollen Schimmer. Die Engel betrachten vom Himmel her dieses ergreifende Schauspiel, schöner noch als das des Freundes, der bei seinem Freunde wacht, das Schauspiel eines Abels, der über Cain wacht.

Endlich kommt der Mann zu sich. Er erhebt sein Haupt, öffnet seine Augen und begegnet jenen des auf den Knien liegenden Priesters, der mit unaussprechlicher Güte ihn anschaut. Nun erinnert er sich und begreift alles. Sein ganzer Körper beginnt zu zittern, so wie die Besessenen von Israel im Augenblicke, da Jesus den Teufel aus ihnen austrieb. Der Haß ist überwunden, und Satan flieht, um nicht mehr wiederzukehren. Der gute Mörder weint und schluchzt und läßt sich, ohne ein Wort zu sagen, in die Arme des Priesters fallen, der ihn an sein Herz drückt und die Worte rief: „Mein Bruder!“ Als er gegessen hatte, ließ ihn der Priester auf sein Pferd steigen, er selbst ging zu Fuß neben ihm her, schweigend und betend, um ihn ganz den Einsprechungen der Gnade zu überlassen, welche in seiner Seele arbeitete. So kamen sie ohne irgendeinen Unfall in der Stadt an.

Der Missionar ließ den armen Unglücklichen auf seinem Bette schlafen, er selbst machte sich nebenan eine Ruhestätte zurecht. „Morgen“, sagte er, „wirßt du mir alles erzählen, was du willst, heute will ich nichts hören.“

Am andern Tage erzählte der Mann seine Geschichte. Eine schreckliche Geschichte: angefangen mit einer Jugend ohne Zucht und Arbeit, fortgesetzt in Laster und Frevel und nun durch ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes beschlossen in herzlichen Reuetränen.

Seine Mutter, eine brave Bauersfrau, früh Witwe geworden, hat ihn von seinen Kinderjahren an verwöhnt. Er hat die

Schule besucht, weil er wollte; er hat gelernt, weil er Verstand hatte, und dann hat er sich dem Nichtstun, dem Vergnügen und dem Laster hingegeben. Mit 18 Jahren war er bereits durch und durch verdorben. Aus Langeweile wurde er Soldat, um das Kasernenleben kennenzulernen. Diesen Zwang wurde er bald müde, er fragte Urlaub und kehrte wieder in sein Dorf zurück. An einem gewissen Morgen, vor Tag und Tau war er verschwunden, ohne seine Mutter umarmt, wohl aber richtig bestohlen zu haben. Er ging nach Amerika, suchte sich ein kleines Vermögen zu sammeln, das er aber wieder in Trinkgelagen verspielte. Von da ging er nach Algier und führte ein geregeltes und arbeitsames Leben. Schon stand es um seine geistige und leibliche Wohlfahrt besser, als der Teufel ihm einen seiner früheren Kameraden, der auch dem Militär entlaufen war, in den Weg führte. Dieser suchte ihn aufs neue auf den Pfad des Lasters zu führen, und da ihm das nicht gelingen wollte, enthüllte er seine Vergangenheit und beraubte ihn seines guten Namens. Diesem Schlag konnte er keinen Widerstand bieten. Wenn ich kein ehrlicher Mensch sein kann, dann will ich ein ganz freier Bösewicht werden.

Darauf verließ er die große Stadt, wo alle Tore für ihn geschlossen waren und flüchtete in die Wüste. Nicht lange und er stand an der Spitze einer arabischen Bande, welche vor allem die Pilger von Mekka beraubte und gleich ihm vom Raub lebte. Aber durch ein Ueberbleibsel von Schamgefühl bestahl er nur Muselmänner, und vermied so, einen Europäer zu töten. Seine Kameraden, die das bemerkten, standen gegen ihn auf und drohten ihm mit dem Tode, wenn er keine Christen töte. Erst widersetzte er sich, dann aber, schwach wie er war, rief er aus: „Wohlan! Wenn ihr mich nötigt, bis an das Ende zu gehen, dann werde ich es noch weiter treiben als ihr selbst!“

Da zog eine Karawane vorbei; sie bestand aus Europäern und Mohammedanern. An der Spitze der Bande schlug er wütend auf alles, was ihm in die Wege kam. Unter den Schlachtopfern fand sich ein Landsmann. Als er nun dieses Opfer als Leiche vor sich sah, ging er plötzlich in sich. „Ich bin ein elender Mensch!“ so dachte er. Er verließ die Räuberbande, die beschäftigt war, die Leichen zu berauben. Er eilte, von Gewissensbissen verfolgt, wie ein Besessener dahin und verschwand in der Wildnis.

Als der Missionar ihm begegnete, hatte er drei Tage umhergeirrt mit der Verzweiflung eines Rain, ohne Essen und Trinken, nicht wissend, was er tat und wollte. Seine Kräfte verließen ihn, als er den Reisenden bemerkte, der aus der Ferne kam. Durch eine höllische Macht angetrieben, suchte er ihn zu erreichen, nicht um ihn zu bestehlen, sondern um ihn zu

töten. „Noch einen werde ich ums Leben bringen und dann mich selbst töten.“

Aber statt des Todes erwartete ihn hier das Leben. Es waren die Hände der Barmherzigkeit Gottes, in welche er fiel.

Das war die Erzählung des reumütigen Mörders. Der Missionar drückte ihn noch inniger als zuvor an sein Herz und sagte zu ihm: „Da ich jetzt deine Geschichte kenne, wird deine Beichte kurz und leicht sein. Knie vor Gott nieder, mein Kind, ich werde dich in seinem Namen von allen deinen Sünden, deinen Missetaten, von deiner ganzen Vergangenheit lossprechen.“

Der Sünder beichtete unter einer Tränenflut. Während der Priester über den damaligen Mörder die Worte der Absolution aussprach, schien es demselben, als ob seine ganze Vergangenheit in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit versunken wäre, und ein neues Leben sich für ihn eröffnete.

3

Treu bis zum Tod!

Aus Tanga

N am Juli 1930 wurde hier eine Schule für Eingeborene eröffnet. Wir begannen mit zwei Schülern, die übrigen mußten wir selbst zu gewinnen suchen. Bekanntlich stehen die Heiden und die Mohammedaner hier jeder Missionschule feindlich gegenüber. Wir waren oft enttäuscht; aber nicht entmutigt. Hörten uns die Alten nicht, so wandten wir uns an die Kinder. So begegneten wir eines Abends Suma, einem frischen, dreizehnjährigen Jungen. Freudig sagte er zu. In nicht allzuweiter Entfernung stand sein jüngster Bruder Hamesi, der uns unverwandten Blickes betrachtete; weil er aber seit einigen Tagen die Missionschule der englischen Hochkirche besuchte, wollten wir seine Freiheit nicht verletzen. Suma kam, wie er versprochen hatte, und ward zu unserer größten Überraschung von seinem Bruder begleitet. Dieser sagte zu mir: „Ich kann nicht mehr zur andern Schule gehen, so sehr zieht es mich nach hier, nachdem ich Sie gesehen!“ Gerne wurde ihm Aufnahme gewährt.

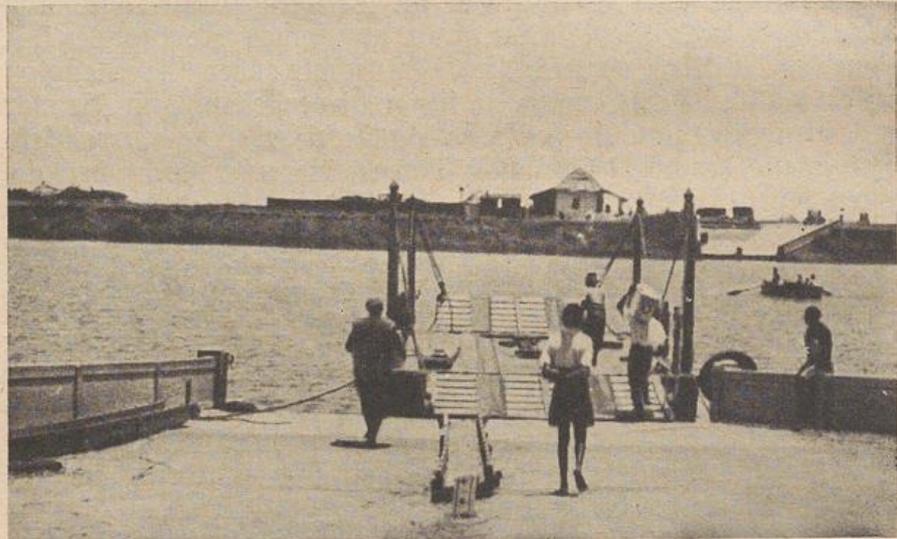
Aber vier Stunden stille sitzen, welch eine Qual! Der Drang zur Freiheit erfaßte Suma, und er eilte hinaus. Auf seines Bruders Bitten hin versuchte er es wiederholt, verschwand endlich ganz und versank mit den Jahren immer mehr in Heidentum und Laster.

Anders geartet war Hamesi; mit seiner ihm eigenen heiteren Natur gewann er bald das Vertrauen aller. Beim Lernen war er ganz dabei, ebenso beim Spiel und bei der Ausführung toller Streiche. In scherzender Art, zuweilen aber ganz ent-

schiedenen und fest, suchte er unter seinen Kameraden Streit und Kampf zu dämpfen. Er liebte den Frieden mehr als die Befriedigung seiner eigenen Natur: Die meisten Schüler waren arm und bekamen Schreibrtafel und Bücher von der Mission gestellt. Erhielt nun ein kleiner Trozkopf ein altes Buch oder eine alte Schultafel, so fing gleich der Kampf mit seinem Nachbar an. Kaum hatte Hamesi den Streit gemerkt, als er sofort seine eigenen Sachen abgab; obwohl er sehr auf Reinlichkeit bedacht war.

Die Eltern Hamesis waren urwüchsigc Heiden. Den Vater kannte er nicht; denn dieser verließ die Hütte, als er noch keine zwei Jahre alt war. Mit um so größerer Zuneigung liebte er seine Mutter. Ihr vertraute er die Erlebnisse des Tages und der Schule an. Die Mutter, stolz auf seinen Fortschritt, ließ ihm den Willen, obgleich sie selbst nichts über die Religion hören wollte. Darin wollte sie ihn nicht verstehen; denn sie war mit dem Aberglauben und der Zauberei zu sehr verwachsen. Sie spielte bei den heidnischen Tänzen die erste Rolle, bemalte ihren Körper und schmückte ihn mit Federn; im wilden Spiele glich sie mehr einem Wesen der Unterwelt, als einem Menschen. Unter diesen Eindrücken litt Hamesi sehr. Er gehorchte ihr in allem, was nicht Sünde war, hoffte aber, daß sie noch den Weg zur Wahrheit finden werde. Je mehr sich Mutter und Bruder der heidnischen Sittenlosigkeit hingaben, desto mehr machte er sich mit der Schönheit unserer heiligen Religion bekannt. Des Abends schlich er heimlich zu einem benachbarten Christen und ließ sich von ihm unterrichten. Besonders über das Geheimnis der heiligen Messe. Nach zwei Jahren nahte der Tag der heiligen Taufe für ihn, wo er nach seiner eigenen Wahl den Namen Franz erhielt. Mitten aus dem Heidentum und täglich von demselben umgeben, hatte Franz in seinem 13. Lebensjahr die Tragweite des heiligen Taufgelübdes wohl erfaßt. Noch ganz unter dem Eindruck der heiligen Taufzeremonien stehend, durfte er bald darauf seinen Heiland zum ersten Male empfangen. Die Spendung der heiligen Firmung vermehrte seine Freude. Dieses heilige Sakrament ist für unsere Neuchristen, die unter den feindseligen Mohammedanern größtenteils leben müssen, von großer Bedeutung. Ausgerüstet mit der Kraft des Heiligen Geistes, wollte er als treuer Streiter Jesu Christi kämpfen, und sich seines Glaubens nicht schämen. Wie notwendig diese übernatürliche Streikraft ist, sollte er bald erfahren. Einer unserer christlichen Knaben mußte auf Drohung seines mohammedanischen Bruders die Missionschule verlassen und wurde kurze Zeit später, als er kniend in der Hütte den Rosenkranz betete, von seinem Bruder im Zorne erwürgt. Franz, der in der Nähe wohnte, teilte mir die Art des Todes mit und sprach mit Be-

geisterung von dem Heldentod seines Freundes. Ahnte er vielleicht, daß auch für ihn eine schwere Zeit anbrach? Seinem Eifer für die Religion wurde von seiten seiner Mutter nur mit Trotz und Hohn begegnet. Er war den Angehörigen ein Dorn im Auge. Da verschwand die Mutter eines Tages. Sie überließ ihre Hütte dem Sohne Juma und baute sich draußen im Feld ein eigenes Heim. Es blieb Franz nichts anderes übrig, als beim Bruder zu bleiben. Er versuchte diesen durch gute Worte zu gewinnen; Juma dagegen tat dasselbe, um ihn vom Glauben abzubringen. Als er damit sein Ziel nicht erreichte, verbot er Franz den Besuch der Schule und arbeitete mit



Fähre am Limpopo-Fluß (Photo: Archiv)

Drohungen; aber Juma wurde in seinen Hoffnungen getäuscht! Franz hielt tapfer und treu an seinem Glauben fest. — Nun wurde er von seinem Bruder aus der Hütte hinausgestoßen. Er suchte bei guten Christen Unterkunft und Nahrung. Das alles trug er schweigend; doch fiel sein verändertes, müdes Wesen immer mehr auf. Endlich, von Not und Elend getrieben, vertraute er mir den ganzen Kummer seines Herzens. Wer jahrelang mit der Erziehung dieser armen Kinder Chams betraut ist, besonders in einer Küstenstadt, in der alle Stämme und Religionen vertreten sind, wird oft überrascht durch den Glaubensmut jugendlicher Seelen.

Um nun den Verstoßenen der Gefahr zu entreißen, nahm ihn der Pater Missionar in das Lehrerseminar auf. Franz wurde wieder der fröhliche Junge wie zuvor. Nach drei Jahren jedoch mußte er das Studium aufgeben, weil er krank war. Er dachte wieder an seine Mutter und hoffte bei ihr Genesung zu finden.

Nicht lange darauf kam er jedoch wieder ins Seminar zurück. Die Krankheit aber zog ihn wieder vom Studium zurück, und so verließ er die liebgewordene Stätte zum zweitenmal, um sie nie wiederzusehen. Man brachte ihn ins hiesige Hospital, die Mutter jedoch zwang ihn, nach Hause zu kommen. Müde wanderte er den zwei Stunden langen Weg durch die glühende Sonne und durch das hohe Steppengras zur Hütte der Mutter. Wie freute sich die Heidin, jetzt ihren Sohn ganz in ihrer Gewalt zu haben! Mit aller Beredsamkeit und Schmeichelei suchte sie ihn für die Zauberkunst der heidnischen Ärzte zu gewinnen, und brachte selbst die geriebensten Zauberer zu ihrer Hütte. Sie hatte sich jedoch getäuscht und rechnete nicht mit ihres Kindes Entschlossenheit. Auf alle Schmeicheleien und Drohungen antwortete Franz standhaft: „Lieber sterben, als sündigen!“ Als ich im Dezember in Begleitung einer Frau den Kranken besuchte, wurden wir etwa 10 Minuten von der Hütte entfernt plötzlich aufgehalten. Eine Frauengestalt trat uns entgegen, streckte beide Hände aus; nicht nach uns, sondern nach dem Korb mit Lebensmitteln, den meine Begleiterin auf dem Kopfe trug. „Was soll das heißen?“ rief ich. Sie aber lief mit ihrer Beute davon, ohne sich um uns zu kümmern. Wir hatten Mühe, ihr durch den heißen Sand zu folgen.

Ich ahnte doch noch nicht die ganze Bosheit dieser Frau: der arme Kranke erhielt nicht das geringste von den Gaben, die gute Wohltäter ihm zugedacht. Vier bis sechs alte Heiden kauerten vor der Hütte, während der Kranke ganz allein und verlassen darinnen lag. Um ihn ganz dem Einfluß der Christen zu entziehen, sann die grausame Mutter nach einem teuflischen Plan. Sie dachte, ihn heimlich mit Hilfe der Zauberer zu deren Meister im Fach, also zu einem der größten Zauberer, zu bringen. Franz war aber bereits von der wenigen Nahrung und der inneren Angst und Not so schwach, daß er sich nicht mehr helfen konnte. — Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten! Sein ältester Bruder Juma erhielt heimlich Kenntniss von dem teuflischen Plan seiner Mutter und, obgleich Stockheide, erachtete er es als seine Pflicht, als Beschützer aufzutreten.

Zur selben Stunde eilte er hinaus zur Hütte und stellte sich schützend zwischen Mutter und Sohn. „Mutter, was willst du tun? Meinen Bruder der Willkür und Grausamkeit der Zauberer anheimgeben? — Wage es nur, Du sollst dann die Strafe fühlen!“

Die Heidin mußte dem Befehle des Ältesten gehorchen, der nach Stammesfittte in Abwesenheit des Vaters dessen Stelle vertrat. Verlezt und aufgestachelt von den Zauberern, reifte in ihr ein Racheplan, der an teuflischer Bosheit dem anderen nicht nachstand: Ganz langsam, aber bestimmt, sollte Franz den

Hungertod sterben. O Grausamkeit eines heidnischen Mutterherzens! Gleich wie der Löwe sein Opfer in den Krallen hält, hielt sie das ihrige fest, und alle Bitten der Christen, ihnen den kranken Sohn anzuvertrauen, scheiterten an ihrem Trotz.

Ein scharfes Getränk aus einer Baumrinde, das etwas Gift enthielt und dem Kranken heftige Schmerzen verursachen mußte, erhielt er als Medizin von ihr. Einmal fand ich eine dicke, dunkle Flüssigkeit in einer Tasse, ich hielt dieses Getränk für einen sehr starken Tee; hatte aber keine Ahnung von dem Vorhaben der Mutter. Wegen der Schwierigkeiten des Schluckens von festen Speisen konnte der Arme nur sehr wenig genießen. Alles, was gute Christen oder wir selbst ihm schenken an Früchten, Milch usw. nahm die Mutter ihm weg unter dem Vorwande, es könnte ihm nur schaden und ihn bald zum Tode führen. Hunger und Durst quälten den armen Kranken mehr als die Schmerzen der Krankheit. Franz klagte nie; er wollte durch Geheimhalten seiner Leiden seine Mutter zu bekehren suchen.

Einmal reichte ihm sein Tauspate, ein älterer Mann, etwas Trinkwasser. Der Kranke dankte, der Geber aber war sehr erstaunt über diesen Dank. „Was liegt an einem Trunk kalten Wassers“, sagte er. „Ja, gewiß“, antwortete Franz. „Die Mutter hat das Trinkwasser im Schlafraum versteckt, ich kann es mir nicht mehr holen. Wie kostbar war darum dieser Trunk, den du mir reichtest.“ Erboßt über solche Grausamkeit, zwang der Tauspate die Mutter, in seiner Gegenwart etwas Kräftiges zu richten, das er ihm selbst reichen wollte.

So oft wir uns nach dem Kranken erkundigten, bekamen wir nur immer die Antwort, es gehe ihm gut. Als Franz wieder einmal nach mir, seiner früheren Lehrerin, verlangte, säumte ich nicht, hinzugehen. Auch der Pater Missionar benutzte diese Fahrgelegenheit, um ihn mit den heiligen Sterbesakramenten zu versehen. — So durfte ich eine Autofahrt mit dem eucharistischen Heiland machen. 10—15 Minuten vor der Hütte mußten wir den Weg zu Fuß zurücklegen. Still und gesammelt schritt die kleine Prozession mit dem heiligsten Sakrament durch das Gras. Vereinzelt trafen wir arme Heiden an, die das harte Erdreich bebauten. Vor der einzelliegenden Hütte lag ein vierjähriger Junge in tiefem Schlaf. Wir warfen erst einen Blick in die Hütte und fanden auf einem Bettgestell liegend den Kranken, abgemagert zum Skelett. Notdürftig bedeckt lag er auf einem alten Sack und abgetragenen Kleidern. Über sich ein Blätterdach, auf welches die Sonne ihre heißen Strahlen sandte. Sein Anblick weckte herzliches Mitleid.

Nun wurde eine alte Kiste als Versehtisch gerichtet. Der Patient erhielt frische Kleidung; der Heiland wurde auf

reines Leinen neben das Krankenlager gelegt. Ich dachte noch „Opfer neben Opfer“! Sehnsuchtsvoll schaute Franz auf die heilige Hostie. Der Priester, den Blick des Kranken verstehend, hielt die Hostie hoch; feierlich tönte das „Ecce Agnus Dei“ durch den düsteren Raum. In diesem Augenblick schien es, als wolle die Sonne ihrem Herrn und Schöpfer huldigen. Herrliche Strahlen drangen durch die Ritzen des Daches und beleuchteten die Hostie, den Priester und den Kranken, der mit größter Andacht seinen Gott empfing. Tief ergriffen verließen wir dann für einen Augenblick die Hütte, um nach Franzens Mutter zu suchen. — Eine Frau, die eben vorüberging, sagte uns, daß sie morgens in aller Frühe ausgegangen sei und erst abends wieder zurückkomme. Als wir wieder zu Franz kamen, rief er: „Ich sterbe nicht; sondern ich werde noch viel leiden!“ Seelisch gestärkt, sollte auch der Körper nun etwas Nahrung bekommen. Es war noch nichts, nicht einmal ein Tropfen Wasser über seine Lippen gekommen, und es war doch schon 11 Uhr mittags.

Während der Pater Missionar etwas Kleinholz sammelte, sah ich mich nach einer Feuerstelle um. Ich fand zwei alte Töpfe halb in der Erde eingegraben, ein dritter Topf wurde umgestülpt und der Dreifuß für die Feuerstelle war fertig. Bald brannte ein lustiges Feuerchen, und wir konnten dem Kranken etwas Nahrhaftes zuführen. Plötzlich erschien im Türrahmen die Mutter! Unterwürfig und ängstlich brachte sie ihre Entschuldigungen vor, während ihr Herz voll Haß gegen uns war.

„Nur meines Sohnes willen bin ich heute früh weggegangen, um im nächsten Ort etwas für ihn zu kaufen.“ — O diese Heuchlerin! Auf ihre letzten Worte hin schauten wir erschrocken zu Franz. „Ja“, sagte dieser, „auch gestern habe ich nichts gegessen! Sie geht morgens fort und kommt abends heim, meinethwegen unternimmt sie keine Reise.“

Trotz der Schmerzen zeigte der Kranke großes Interesse für alles, was das Seminar, die Schule, die ganze Mission betraf. Für letztere wollte er leiden. Als wir ihn beim Abschiednehmen ermahnten, für die Bekehrung seiner Mutter zu beten, da erst merkten wir, wie schwer es ihm zumute war. „Keine Gelegenheit lasse ich vorbeigehen; aber ein Stein ist nicht so hart, wie das Herz meiner Mutter! Und was wird aus meinem kleinen Bruder, wenn ich nicht mehr da bin? Er wird genau wie die Mutter!“ so klagte er. Ich tröstete ihn und versprach ihm, zu sorgen, daß der Kleine auf die Mission zurückkommt. „O, glaube nur ja nicht, Schwester, daß meine Mutter das jemals gestattet.“ Der kleine Kamassan war für sein Alter etwas altklug und dreist und die Freude und der Stolz seiner Mutter.

Raum acht Tage später erhielten wir die Nachricht, daß Franz im Sterben liege. Schwester Lambertis und ich durften noch einmal den Heiland zum Kranken begleiten. Dieser war freudig überrascht, daß er noch einmal seinen Gott empfangen durfte.

„Leidest du viel?“ sagte der Priester. „Sehr viel; aber besonders sind die Nächte schwer.“ Viel hat Franz unter Hunger und Durst gelitten. Erst kurze Zeit vor seinem Tode sagte er zu einem andern Christen: „Ich sterbe vor Hunger, und habe die Mutter schon so oft angefleht, aber vergebens. O, bitte du die Mutter um etwas Nahrung, vielleicht hört sie auf dich!“ Aber die Mutter blieb hart, und Franz erhielt nichts!

Wir begannen mit den Sterbegebeten. Der Kranke, dessen Verstand so klar und frisch war, betete mit. Plötzlich, auf ein Zeichen von ihm, trat große Stille ein.

„Ich sehe Licht!“ rief er. „Zwei Gestalten, ein Jüngling und eine schöne Frau in blendend weißem Kleide, kommen auf mich zu!“

Den Blick nach oben gerichtet, die Hände in halber Höhe ausgestreckt, verharrte er zum Erstaunen aller Anwesenden eine Weile in dieser Stellung. Endlich rief er aus: „Freuet euch, o freuet euch mit mir, meine Leiden sind vorbei, ich darf zum Vater in den Himmel!“

Als dann auf seinen Wunsch das Gebet: Unter deinen Schutz und Schirm... verrichtet wurde, betete er wieder mit, machte am Schluß andächtig das heilige Kreuzzeichen, faltete die Hände kreuzweise über die Brust — und entschlief.

Die Mutter, die beim Tode nicht zugegen war, erschien später und sagte: „Der Leichnam gehört mir und wird nach unserer Sitte beerdigt!“ Sie verweigerte das christliche Begräbnis. Franz sollte heidnisch, also wie ein Tier, begraben werden; aber die Christen hielten Wache. — Die Neger kennen keine Aufbahrung der Leiche, was auch meistens wegen der großen Hitze nicht möglich ist. Der Tote wird in seine Lächer eingehüllt und der Erde anvertraut. Bei Franz verstrich eine Zeit von 20 Stunden, bis er begraben wurde. Nach dem Tod trug sein Antlitz den Stempel der Freude und des Friedens; der ganze Körper war beweglich. Die herbeigeeilten Heiden fragten erstaunt: „Was ist das? So etwas haben wir noch nie erlebt! Unsere Toten verändern sich und werden steif, und dieser sieht wie lebend aus.“ Das gleiche sagte seine Mutter. Immer wieder fühlte sie sich zur Leiche hingezogen; und immer wieder betrachtete sie das Opfer ihrer Grausamkeit. Endlich wich ihr Trost! Sie gab den Christen die Leiche ihres Sohnes frei, und wohnte mit vielen anderen Heiden der Beerdigung bei.

Elf Tage später holte sich der Todesengel in der kleinen Hütte den jüngsten Bruder von Franz, der Mutter Liebling.

Er war plötzlich auf dem Felde gestorben. In wildem Schmerz schrie die Mutter. Ihre Klagen drangen weit hinaus. Aber es war zu spät! Als die Heiden kamen, fanden sie die Mutter weinend neben dem toten Kinde. Ob sie noch durch vieles Leiden den Weg zur Wahrheit findet? Einige Heiden, die alles miterlebten, haben den Glauben nach dem Tode von Franz bald gefunden und wohnen nun dem Taufunterricht bei!

3

Ngonji als Untersuchungsreisender (Schluß)

Ngonji ist auch überall zu Hause. Er ist Meßdiener, Küster, denn er zündet die Kerzen an und bläst sie aus, er ist Tischdiener und Abwascher... Aber schaue nicht nach den Töpfen und Pfannen. Noch weniger nach den Trockentüchern; denn sonst vergeht dir der Hunger für immer... Ich esse am liebsten am Abend, wenn es dunkel ist, dann kann ich es nicht sehen...

Ngonji ist auch noch mein Kleiderreiniger. Ein sehr undankbares Werk. Der Leser weiß natürlich nicht, wie die Batuakinder aussehen, und wenn du diese jeden Tag auf deinen Arm nimmst und auf deinen Knien sie tanzen oder Pferde reiten läßt, so bleibt natürlich an der weißen Hose und dem sauberen Hemd nicht mehr viel Weißes übrig. — Die Batuakinder werden nie gewaschen, denn das wäre gegen den Gebrauch und die Gewohnheit der Borahnen. Wohl werden die Kinder oft eingerieben, mit einem roten Pulver, das Ngola heißt, wenn die Mutter für diese Operation Zeit hat. Dann sind die Kleinen ganz rot, von den Haaren bis zu den Zehen. Drücke dann die kleinen, roten Teufelchen an dein Herz; — denn lieb sind sie und wäre es allein, weil sie meine Schützlinge sind, — und ich werde selbst noch ein Rothäuter! Das Rote allein wäre noch nicht so arg; aber das Rot bedeckt mit Schmutz, und oft sind sie auch nicht gepudert, so daß man nur Ruß und Fett und Schlamm sieht, usw...

Wenn Ngonji mich mit den Kindern beschäftigt sieht, dann kann er mir so vorwurfsvolle Blicke zuwerfen; aber ich tue, als sehe ich es nicht. Dann tadelt er mich mit bitteren Worten: „Immer mit diesen schmutzigen Batuakindern! Lasse sie doch in Ruh! Ich muß immer deine Kleider waschen; aber wenn du es noch einmal tust, dann wasche ich sie nicht mehr!“ Ngonji bleibt beim Plagen, und ich bleibe dabei, meine Kinder lieb zu haben. Und er wäscht ruhig meine roten und fettigen Hosens und Hemden.

Ngonji ist Batua und wird seinem Volk und seiner Art nicht untreu durch den Dienst bei einem Weißen. Er ist selbst stolz, ein Batua zu sein. Er verteidigt sein Volk bei den größten

Meistern der Nkundo, spricht kühn und verwegen, weil er sich dessen bewußt ist, daß Fafa da ist, um ihn zu schützen. Der Nkundo, und vor allem der große König, sind nicht gewohnt, eine solche Sprache aus dem Munde eines Batua zu hören. — Aber Ngonji ist auch ein echtes Naturkind und kann mich ganz ehrfurchtsvoll auf meine Gebrechen aufmerksam machen: „Sieh, Fafa, das mußt du mir nicht mehr sagen, da tust du mir weh!“ usw. — Er ordnet manchmal auch meine Arbeit, gibt den Trägern und dem Koch Befehle, ja erteilt dieselben auch manchmal an die Nkundo-Häupter.

Wenn wir an Flüsse kommen, und ein Pfahl oder Baum ist darübergelegt, klettere ich auf Händen und Füßen darüber, mich an dem Stamme festhaltend. Ngonji, der immer hinter mir nachläuft, kann nicht unterlassen, zu lachen und das Schreien der Affen nachzuahmen. Es muß wohl auch in den Augen eines Batua eine komische Position sein, denn er selbst läuft über den Baum wie über festen Boden. Die Batuas sind viel behender als die Affen in den Bäumen. Diese laufen auf ihren Vieren über die Zweige hin, der Batua braucht allein seine Füße und läuft aufrecht, ohne sich festzuhalten. Sie sind in einem Augenblick unten, fallen mir zu Füßen und beschauen mich mit einem Gesichte, als wollten sie sagen: „Wohlan, mach das einmal nach!“ — Sie springen von einem Baum in den andern, aber dann haben sie doch zwei Hände und zwei Füße nötig. Ich habe sie noch nicht gefragt, ob sie denn keine Last haben vom Drehen des Kopfes, wenn sie da oben am Herumspringen sind. Mein eigener Kopf dreht sich von diesen Halsbrechereien und das können sie nicht begreifen.

Weil Ngonji sich oft wegen seiner Waghalsigkeit und Kraft vor allen rühmt, habe ich ihn einmal auf eine harte Probe gestellt, und das wird er nicht vergessen.

Auf einer unserer Reisen begegneten wir einem Staatsagenten, der sich auf einer Durchreise mit seinen Soldaten befand. Ich sprach mit diesem Weißen ab, Ngonji, meinen Boy, zum Schein anzuhalten, um einmal herzlich lachen zu können. Der Weiße rief Ngonji, der nichts Böses vermutete und lachend zu ihm hinging. Kaum war er bei dem Staatsagenten, so begann dieser, ihn auf das strengste auszufragen über all sein Tun und Lassen...: „Bist du kein Dieb? Hast du bei Fafa keine Zigaretten gestohlen? Betrügst du den Fafa nicht?“ Ngonji begriff nichts davon, er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen. Aber der Weiße wurde immer brutaler, obwohl es ihn Mühe kostete, seine Rolle bis zu Ende zu spielen. „So, Männchen, wenn du keine Zigaretten gestohlen hast, dann doch sicher Streichhölzer...“ Da war etwas Wahres daran; doch hatte ich dem Weißen kein Wort davon gesagt, obwohl Ngonji das Gegenteil annahm. Der tapfere Junge schwieg bei dieser Be-

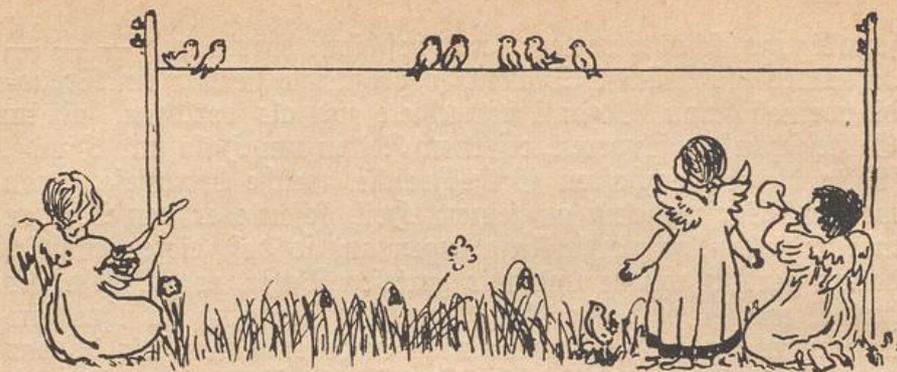
schulldigung, schaute verlegen und beschämt darein und — — — da kamen die Tränen; Tränen, so groß, wie sie nur ein Krokodil weinen kann. Ngonji betrachtete sich als verloren, sah im Geiste schon die schweren, eisernen Ketten um Hals und Hände, fühlte die schmerzhaften Geißelstrieche, welche der Gefangenen warten. Verzweifelnd an seinem Heil, schaute er den Weißen mit flehenden, schmerzvollen Augen an, so daß dieser wirklich davon gerührt wurde und mir zurief: „Pater, es ist mehr als genug, machen wir ein Ende damit!“ Ich ging zu ihm hin, und konnte mich des Lachens nicht mehr erwehren, als ich das traurige Gesicht Ngonjis sah. Der Weiße steckte ihm ein paar Zigaretten in die Hand und gab einem Soldaten Befehl, für Ngonji und meine Getreuen Fleisch und Maniok zu bringen.

Aber dieser Streich hatte noch eine andere, unvorhergesehene Folge. Kaum hatten mein Koch und die Träger von ferne gehört, daß Ngonji durch die Soldaten zum Staatsagenten geführt wurde, flüchteten sie, für ihre eigene Haut fürchtend, in den Wald und ließen mich mit Sack und Pack im Stich. Jetzt war der Fopper selbst gefoppt! Vielleicht auch ein wenig verdient! Am Abend kamen sie wieder alle zurück, und als wir beim Feuer saßen, erzählten sie mir, wieviel Angst sie ausgestanden hatten, und wie sie es nicht begreifen konnten, daß ihr Tasa sie durch die Soldaten hatte anhalten lassen. Ich erklärte ihnen dann, daß ich Ngonji eine Lektion geben wollte, weil er immer beteuert, daß nichts und niemand ihn bange machen kann. Da hatten sie dann Freude daran, und Ngonji saß abseits, schweigend; im Innern kochte es.

Am nächsten Tag suchte er mich allein auf. Er sagte mir ganz kindlich, daß diese Lektion sehr hart gewesen sei, und ich doch so etwas nie mehr tun möchte, was ich gern bejahte, indem ich beifügte, daß auch er ein braver Junge bleiben müßte.

Monate sind vorübergegangen. Ngonji ist still und bescheiden geblieben. Er prahlt nicht mehr bei Mkundo noch bei den eigenen Stammesgenossen. Er wächst an Jahren und Verstand und auch an Tugend. Ich bin stolz auf Ngonji und hoffe sicher, daß er einst ein tüchtiger Hausvater, ein guter Katechet und treuer Mitarbeiter werde bei der Ausbreitung unseres heiligen Glaubens bei seinem armen Volk, den Batuas der Urwälder.

Teurer Leser, gedenke in deinem Gebete auch an Ngonji und auch an die armen Buschmenschen, die weder Haus noch Kleider besitzen. Ihr einziger Reichtum ist Pfeil und Bogen. Ihr einziges Haus der ewig wüste Urwald, in dem kein Sonnenstrahl durch das dichte, grüne Gewölbe hindurchdringt. Sie sind die Ärmsten der Armen auf dieser Erde und verdienen doch auch den Reichtum der heiligen Gnade Gottes.



F ü r d i e K i n d e r

S heute erzähle ich euch etwas von unsern kranken Negerlein. Als ich nämlich eines Morgens aus der Kirche kam, standen einige Frauen mit weinenden Kindern vor dem Schwesternhaus. Ein altes, graues Mütterchen kauerte mit seinen alten, wunden Füßen auf dem Boden. Einige Kinder waren dazwischen, welche wehe Augen hatten. Dann kam ein armer Mann mit einem dickgeschwollenen Gesicht; ein anderer hatte eine große Wunde am Bein. Gerne hätte ich allen geholfen und unsere Schwester Richardis in ihrer Krankenpflege unterstützt.

Nachmittags kam eine junge schwarze Mutter, weinend und jammernd, mit ihrem dreijährigen Töchterchen auf dem Rücken. Nun werdet ihr mich fragen: „Was fehlt dem Kinde?“ Hört! Die Kleine hatte eine Bohne in das Näschen gesteckt. Diese Bohne wollte nicht mehr heraus. Nun müßt ihr wissen, daß die schwarzen Mütter ihre Kleinen nicht weniger gern haben als die europäischen Mütter. Zwei Stunden lang ist die Mutter mit dem Kinde gelaufen, um Hilfe in dieser Not zu suchen. Schwester Richardis gab nun der Kleinen etwas zum Schnupfen, damit es ans Niesen kommen sollte; aber das Kind wollte nicht schnupfen, um keinen Preis. Die Mutter schrie und weinte noch mehr als das Kind. Nun wurde ein Versuch gemacht mit einer Nasenspritze und — o Freude — die verhängnisvolle Bohne sprang zur größten Überraschung aus ihrem Versteck. Jetzt weinte die Mutter noch mehr, und dieses Mal aus lauter Freude. Wir wiesen sie darauf hin, dem lieben Gott dafür zu danken, was sie auch sofort tat.

Nun noch ein anderes Stückchen, das euch auch gewiß interessieren wird. Man brachte uns einen getauften 13jährigen Knaben mit einer großen Wunde am Fuß. Diese war natürlich sehr vernachlässigt, so daß wir wenig Hoffnung auf Genesung hatten. Schon machten wir uns mit dem Gedanken

vertraut, daß das Bein abgenommen werden müßte. Der Junge konnte nämlich gar nicht gehen, sein Vater hatte ihn in einem Sack auf dem Rücken zu uns gebracht. Aber mit Gottes Hilfe und der aufopfernden Pflege der Schwestern verschwand allmählich das wilde Fleisch. Die Wunde wurde immer kleiner und heilte schön zu. Unsere Krankenschwester sagte einmal zu ihm, während sie ihn behandelte: „Siehe, Alois, die Wunde ist schon recht sauber und sie heilt“, und zum Schluß fügte sie dann noch scherzend hinzu: „Jetzt brauchte ich nur noch ein Stückchen Haut.“ Als die Schwester am Abend zu ihrem kleinen Patienten kam, hielt ihr dieser ein Stückchen Ziegenhaut voll borstiger Haare entgegen. Sein guter, treusorgender Vater hatte einfach einer Ziege vom Schwanz ein Stück Haut abgeschnitten und sie frohlockend seinem Sohne gebracht. „Schwester“, jetzt hast du eine Haut, lege sie nur darauf, dann ist die Wunde gleich zu, und ich kann zur Schule gehen.“ Wir konnten natürlich ein solches Pflaster nicht brauchen, aber ihr seht, was unser Alois für ein eifriger Schüler war.

Ein anderes, schwarzes Bübchen kam am Sonntag morgen an der Hand seines Vaters zu uns und wollte auch von einer großen Wunde geheilt werden. Arnold, so heißt nämlich der Kleine, wohnt nicht weit von unserer Mission und kommt jeden Tag zum Verbinden. Die Krankenschwester fragt ihn eines Tages: „Nun, kleiner Arnold, sag mir, wo wohnst du denn?“ „Weißt du, Schwester, dort unten, wo so ein kleines Häuschen steht, aber ich werde die große Mama (Schwester Wenzeslawa) bitten, daß ich jetzt bei ihr wohnen und beim Vater schlafen darf. Als er nun immer beim Feuer stand und sich wärmte, fragte ihn die Schwester: „Arnold, was machst du da beim Feuer, was stehst du da und gehst nicht nach Hause?“ „Ja, Schwester, hier am Feuer werde ich fett“, und das war ihm ja auch zu glauben; denn der Bengel stand beim großen gefüllten Schweinskeßel, der neben dem Feuer hing; er holte und nährte sich redlich davon. Nun muß aber doch noch hinzugefügt werden, daß dieser kleine Arnold später seinen Katechismus sehr gut gelernt hat.

Es ist eine Freude, hier unsere 250 Knaben auf dem Schulhof herumtollen zu sehen. Sie kommen 2—3 Stunden weit zur Schule bei gutem und schlechtem Wetter und haben großen Eifer. Wenn die große Schulglocke zum Unterricht ruft, mochte jeder der erste sein, der auf der Schulbank sitzt. Sie kommen drei Tage in der Woche, und die andern drei Tage kommen die Mädchen in derselben großen Anzahl. Beten und singen tun sie in der Kirche, daß es nur so schallt, und wenn der schwarze Lehrer noch nicht zum Harmoniumspielen da ist, dann nehmen sie selbst die Gesangbücher und singen aus

voller Kehle. Das Schwierigste ist das Stillestzen in der Schule. Als ich eines Tages beim Beginn des Unterrichtes mit dem Aufrufen der Namen fertig war, sprang Moriz aus der Bank und sagt zu mir: „Schwester, ich muß aber eben den da noch verhauen, er hat mir mein Hemd zerrissen.“ Ich sagte zu ihm: „Dann verdient ihr ja beide die Prügel und du die meisten.“ Moriz ist aber sonst ein sehr tüchtiger Schüler. Er schlägt keine Ermahnung in den Wind, und aus solchen Kindern kann man etwas machen, weil sie gehorsam und für alles Gute empfänglich sind.

Ihr seht, liebe Kinder, daß eure Opferchen und euer Gebet für die schwarzen Kinder nie verloren sind, und nicht nur den Negerlein, sondern auch euch zum großen Segen werden.

B

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im vergangenen Monat den Betrag für die Caritasblüten einsandten.

„Gütigkeit ist wie ein gesegnetes Paradies und Barmherzigkeit währet ewiglich... Brüder, helfet einander zur Zeit der Trübsale, aber Barmherzigkeit rettet mehr als sie. (Sir. 40, 17, 24.)

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute vom 15. April bis 15. Mai gewinnen können:

1. am Gründonnerstag; 2. am hochheiligen Osterfeste; 3. am Feste Kreuz-Auffindung, 3. Mai; 4. einmal im Monat an beliebigem Tage; 5. am Tage der Einschreibung in die Erzbruderschaft.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

Es läßt der Herr Blut und Wasser zugleich aus seiner Seite fließen, um die beiden Hauptsakramente anzudeuten, die Taufe und das Altarsakrament, durch welche seine Brüder dem Fleische nach zu seinen Brüdern, dem Geiste nach zu seinen geistigen Gliedern werden und mit ihm in die engste Verbindung treten; das eine wäscht ab und reiniget, das andere belebt, nährt und entzündet; das eine weiht ein zur Gemeinschaft mit Christus, das andere ist der Höhepunkt dieser Gemeinschaft; das eine ist der Anfang des Lebens, das andere bewirkt die Vollendung desselben.

Gebetserhörung

Dem heiligsten Herzen Jesu und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Paderborn N. N.

Das Totenglöcklein

möchte alle lieben Abonnenten um ein stilles Memento bitten für unsere verstorbenen treuen Abonnenten:

Frau Bernhard Naber, Langenberg; Frau Dorothea Strohmeier, Frau Katharina Link, Klingenberg; Frau Maria Zahnen, Beförderin der Caritasblüten, M. Gladbach, Theresianum; Paula Kilscher, Buer-Scholven. R. I. P.

Caritasblüten

Nr. 5

Ma:

1938



STEINLE P.

Madonna unterm Regenbogen

BK

O Mutter mit deinem Kinde lieb
Uns allen deinen Segen gib!

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Sunser schwimmendes Haus, getragen von den blauen Wellen des Indischen Ozeans, umspült von den Strahlen der ostafrikanischen Tropensonne, lief am 12. Dezember in den Hafen von Daresalam. Das Schiff konnte nicht anlegen; schnell wurden unsere Sachen in ein kleines Boot gebracht, wozu uns bereitwillig dienstbare Geister zu Hilfe kamen. Es gelang uns noch, in der Kathedrale die heilige Kommunion zu empfangen. Schwester Oberin von Morogoro hatte in derselben Kirche ihre Sonntagspflicht erfüllt, indem sie der heiligen Messe beiwohnte. Fast sieben Tage hatte sie auf unsere Ankunft gewartet, und nun kam eine neue Enttäuschung! Die Autowege waren wegen des anhaltenden Regens gesperrt, und so konnten wir erst Dienstag einen Zug erreichen für Morogoro. Nun packten wir unsere Tropenrüstung aus, im weißen Habit und dem großen Tropenhut traten wir unsere weitere Reise an.

Der hochwürdigste Herr Bischof von Daresalam war sehr entgegenkommend. Wir dankten ihm auch noch für alle Sorgen, die er für die so rasch verstorbene Schwester Laurentine verwendete. Se. Exzellenz nahm selbst die Beerdigung vor, nachdem diese jugendliche Missionarin, welche per Luftschiff in das Hospital nach Daresalam gebracht werden sollte, bei der Ankunft als Leiche aus dem Flugzeug geholt werden mußte.

Nachdem wir die liebevolle Gastfreundschaft der ehrwürdigen Schwestern von der göttlichen Vorsehung genossen hatten, bestiegen wir Dienstag, den 14. Dezember, gegen 5 Uhr abends den Zug. So umhüllte uns bald die dunkle Nacht. Ein Sternlein nach dem andern wurde sichtbar und kündete uns die Größe des Schöpfers. Unser Züglein fuhr im gleichmäßigen Tempo dahin. Auf einmal — kam es in das langsame Schnecken-tempo. Wir erkundigten uns nach der Ursache und erfuhren, daß wir in einer großen Sumpfsgegend seien, wo der Gewitterregen große Verheerungen angerichtet hat. Gegen 11 Uhr jedoch erreichten wir unser Ziel und wurden am Bahnhof von den hochwürdigen Patres Missionaren erwartet. Unsere Missionsstation liegt auf einer kleinen Anhöhe. Die Wiedersehensfreude bei den Schwestern war natürlich, wie überall, sehr groß. Wir suchten aber bald unsere Ruhestätte auf, da uns große Müdigkeit übermannte.

In Morogoro kann die Mission der hochwürdigen Patres vom Heiligen Geist auf ein 55jähriges Bestehen zurückblicken. Die Stadt liegt am Fuße des Lupangaberges, der mit seinen

beiden Nachbarn, dem Ngurungwe und Milondono, die Missionsstation schützend überragt. Der nahe Fluß Tombgeni spendet das unentbehrliche Naß. In der großen Regenzeit artet er sogar ganz nahe bei der Mission in einen wildschäumenden Wasserfall aus. Das Gotteshaus, sowie die andern Gebäulichkeiten sind auf einem Hügel gelegen und von weither sichtbar. Oberhalb der Kirche ist das traute Schwesternklösterchen, zu welchem eine herrliche Palmenallee führt. Die Zahnklinik, mit der ein kleines Hospital verbunden ist, liegt auf einem andern Hügel. Unsere fünf Schwestern, die hier stationiert sind, haben eine rege Missionstätigkeit. Zwei derselben betätigen sich an der



Bischof Hilhorst, Pater Prof, Würdige Mutter auf der Reise nach Mgeta
Der Motor wird gekühlt. (Photo: Archiv)

hiesigen Lehrerbildungsanstalt, welche nicht weniger als zweihundert Schüler zählt. Ebenso groß ist die Zahl der Kinder in der Volksschule.

Der Missionar muß die meisten Wege hier zu Fuß abmachen; wegen der vielen und steilen Berge und schlechten Wege können hier weder das Auto noch das Fahrrad die geringsten Dienste tun. Der Eingeborene lebt von Mais, Reis, Maniok, Hirse, welche in der Gegend von Morogoro besonders gut gedeihen. Er führt ein ziemlich sorgloses Leben. Kommt einmal eine Mißernte und muß er Hunger leiden, so macht er sich auch dann keinen so großen Kummer. In der Nähe der Stadt Morogoro liegt das Noviziat der eingeborenen Schwestern, das von unserer Schwester Amabilis geleitet wird. Der Besuch dort mußte sehr kurz sein, da der hochwürdigste Herr Bischof in

Mgeta das Sakrament der heiligen Firmung spenden mußte und uns eingeladen hatte, die Fahrgelegenheit mit ihm zu benützen. Die Fahrt war sehr beschwerlich wegen der tiefen Abgründe und der hohen Bergesrücken. Die aufgestellten Wachposten hatten in Mgeta das bischöfliche Auto bald entdeckt. Unter Glockengeläute fuhren wir in der Station ein, wo die Schuljugend mit Blumen zum Empfang ihres Oberhirten schon bereitstand. Willkommlieder und Gedichte wurden vorgetragen und anschließend auch unserer Würdigen Mutter ein herzliches Willkommen entgegengebracht. Es begann ein reges Leben. Aus allen Richtungen kamen die Christen über die kleinen Fußpfade des Mlugurugebirges herbeigeeilt. Ungefähr dreihundert empfingen die heilige Firmung. Die Mgeta-Mission zählt 8000 Christen, es sind aber noch 15 000 Heiden da, im ganzen werden 4000 Schulkinder in 42 Außenschulen unterrichtet; während auf der Missionsstation 200 Kinder die Schule besuchen. Der hiesige Volksstamm der Waluguru ist sehr eifrig in der treuen Bestellung seiner kleinen Felder. Die Mission hat in den Bergen eine Farm, wo die europäischen Gemüsearten und Obstsorten vorzüglich gedeihen. Zu unserer Freude sahen wir hier wieder einmal eine europäische Tanne. In der Vorkriegszeit wurde nämlich hier eine solche Waldpflanzung angelegt. Die Viehzucht muß sich wegen der Tse-Tse-Fliege nur auf Ziegen, Schweine und Hühner beschränken. Pferde und Rühе können hier nicht bestehen.

Auf der Missionsstation wohnt auch eine ältere Dame aus Hamburg. Ihr Haus liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Schwesternstation entfernt, und wir wollten Mgeta nicht verlassen, ohne sie besucht zu haben, worüber sie sich sehr freute.

Das Walugurugebirge bei Mgeta ist sehr reich an Glimmer. Es sind mehrere Glimmergruben hier, die sich im Besitze von Deutschen befinden. Sie sind eingerichtet, wie die Kohlenbergwerke in Europa.

Nun mußten wir uns auch hier wieder von unseren lieben Schwestern verabschieden. Ein Stück Weges begleitete uns der Mgetafluß, der uns durch sein rauschendes Gewässer noch ein letztes Lebewohl zumurmelte. Derselbe Tag brachte uns noch ein freudiges Wiedersehen mit unsern Schwestern in der Mantombo-Mission. Stundenweit ging es durch einen herrlichen Urwald; mächtige Baumriesen von mehr als 2 Meter Durchmesser, alle Arten von Palmen, umrankt von zierlichen Schlinggewächsen, herrliche Gräser und Waldkräuter boten ein abwechslungsreiches Bild. In diesem mächtigen Tempel der Natur, dessen geheimnisvolles Schweigen, das nur durch das eintönige Getöse unseres Fahrzeuges unterbrochen wurde, fühlte man Gottes Nähe und wurde zur tiefen Anbetung gezwungen. Ein Teil des Weges führte uns an den wildromantischen Ufern

des Kuvu-Flusses entlang, bis eine Brücke uns die Überfahrt ermöglichte. Das Flußgebiet wird oft an verschiedenen Stellen verlegt, weil die Europäer hier Gold und Edelsteine suchen. Die Goldsucher werden oft sehr in der Geduld geübt, haben aber auch zuweilen sehr gute und reiche Erfolge. Wir durchreisten auch eine Steppe, wo mächtige Steinblöcke die verschiedenartigsten Figuren darstellen, die uns an Überbleibsel aus der Sintflut erinnerten. Immer näher rückte unser Ziel; von weitem grüßten uns schon die hohen Türme des schönen Gotteshauses von Matombo. Bald umringte uns eine Schar von Kindern, die sich anboten, uns Dienste zu erweisen. Sie um-



Würdige Mutter mit Schw. Ephrem in Matombo
(Photo: Archiv)

gaben das Auto und halfen uns, unsere Habseligkeiten aus demselben herauszubringen. Der größte Teil war ja für die Kinder bestimmt. Das bereitete natürlich übergroße Freude, zumal, wenn in den zugenähten Taschen ein Stückchen Zucker und ein Taschentüchlein verborgen waren. Was würden sich die Wohltäter gefreut haben, wenn sie die erstaunten, fragenden und strahlenden Kinderaugen gesehen hätten! Ein Taschentuch und noch dazu ein Stückchen Zucker war ja auch ein großer Reichtum für so ein armes Kind! Wie ein Lauffeuer hatte sich die Ankunft von der großen Mutter aus Europa verbreitet. Erwachsene und Kinder kamen aus den umliegenden Nachbarschaften herbei, um sie zu begrüßen. Hochbeglückt gingen sie, beschenkt mit einem Rosenkranz, Bildchen oder Medaille, wieder nach Hause.

Die Missionsstation Mantombo hat eine große geräumige Kirche, die dem heiligen Paulus geweiht ist. Sie zählt 9000 Christen, 9000 Mohammedaner und über 30 000 Heiden. Da gibt es noch sehr viel Arbeit für Paulusseelen. Dazu hat Mantombo noch 60 Außenschulen, in denen die Kinder zu guten, brauchbaren Menschen herangebildet werden. Es gibt in der Nähe auch Ausfällige, die aber noch bei den Angehörigen wohnen, deren Pflege eine hochherzige Opfergesinnung erfordert.

Am 22. Dezember mußten wir wieder einen Urwald passieren; wir wollten noch Morogoro erreichen im Vertrauen auf Gottes Hilfe und in der Erinnerung der vielen treuen Schutzengel in der Heimat. Wir durchfuhren den wildromantischen Urwald noch mit Tageshelle, dessen undurchdringliches Dickicht uns jeden weiteren Ausblick versagte. Die Waldwege waren noch ziemlich gut, und wir erreichten die Steppe, wo die Bäume sich lichteten, aber übermannshohes Schilf- und Steppengras recht üppig wucherte. Regenpfützen und Morast waren die Spuren jüngst niedergegangener Gewitter. Was war das — ein eigenartiger Ruck — und wir saßen fest. Was nun? Der Versuch, aus dem Morast herauszukommen, mißlang. Es war gegen halb 7 Uhr abends. Die Dunkelheit brach herein. Ein schwarzer Lehrer, der mit uns gefahren war, wurde ausgeschickt, um Hilfe zu suchen. Ab und zu hörten wir in der Ferne rufen, dann wieder lautlose Stille um uns her. Wir hatten große Sorge um den guten Lehrer. Da steht er auf einmal vor uns mit zehn stämmigen Männern. Sie versuchen das Auto freizumachen — doch unmöglich. Das schwere Fahrzeug muß gehoben werden, und dazu brauchte man noch weitere zehn Arbeitskräfte. Nun gingen einige aufs neue zum Suchen in der Dunkelheit. Die übrigen machten unterdessen Vorbereitungsarbeiten. Mit ihren langen Messern schlugen sie das Schilf ab, warfen es in die tiefen Furchen, um später mehr Halt zu haben. Die neu gefuchte Verstärkung kam an. Mit einem Heidenlärm begannen sie die Arbeit. Die großen, leuchtenden Augen des Autos spendeten das nötige Licht. Der erste Angriff war vergebens. Ein neuer Ansat, mit der ganzen Kraftanstrengung von 20 Mann, brachte das Fahrzeug in die glückliche Lage, daß es weiterfahren konnte. Die Heiden erhielten ihren wohlverdienten Lohn, und unter deren großem Freudengeschrei fuhren wir weiter in die dunkle Nacht hinein. Es dauerte kaum eine Viertelstunde, und wir mußten zum zweiten Male haltmachen. Das Auto wurde untersucht und festgestellt, daß der Reifen am Hinterrad platt war. Auch das noch! Ein neues Rad mußte eingesetzt werden. Der hochwürdige Herr Pater Missionar, der das Fahrzeug lenkte, schickte den schwarzen Lehrer, um Hilfe zu holen. Aber dieser kam nach einigen Schritten wieder zurück und sagte: „Ich kann nicht gehen, ich

fürchte mich vor den wilden Tieren.“ Mond und Sterne, die bis jetzt das Firmament erhellt hatten, versteckten sich hinter schweren Gewitterwolken. Nur zuckende Blitze von drei Himmelsrichtungen her erhellten die dunkle Nacht und beleuchteten unsere schwierige Lage. Mit Streichhölzern wurde das Handwerkszeug gesucht. Nun mußte das Taschenlämpchen seine Dienste tun. Die Räder wurden mit Steinen festgelegt, und zwar nicht ohne Angst, auf eine Schlange zu treten oder eine solche statt eines Steines aufzuheben. Die Winde wurde untergestellt, was nur unter großer Anstrengung gelang. Da fing diese an zu rutschen, welche Angst! Wenn jetzt ein Löwe oder ein Leopard kommt. Steigen wir in das dreibeinige Auto und drehen alle Fenster zu, so gäbe das einen unliebsamen Purzelbaum. In dieser Situation verging uns alle Lust nach solch einem Abenteuer. Der Donner rollte und grollte immer weiter. — Und wenn nun noch ein Sturzregen kommt, was beginnen wir? Wir nahmen zum Gebet unsere Zuflucht. Der gefürchtete Regen blieb aus, das Einsetzen des Rades gelang, die Fahrt konnte weitergehen; aber die Wege wurden immer schlechter. Abends 10 Uhr saßen wir wieder fest im Morast. Durch Rufen und Tuten in die stockdunkle Nacht hinein wollten wir erfahren, ob Menschen in der Nähe wohnten. Gott sei Dank! Unser Lärm war gehört worden, ganz aus der Ferne antwortete jemand. Unser schwarzer Lehrer brachte nun zehn und dann noch weitere zehn Mann. Wie teilnahmsvoll ist doch der Neger! Aus dem Schlafe geweckt, brachten sie uns später noch in bescheidener Weise zwei Stühle zum Ausruhen. Am Wegesrand beim Schilf nahmen wir Platz, doch jedes Rascheln im Gras steigerte unsere Angst, ob nicht ein Leopard uns überfalle. Das Kommandorufen der Männer hallte weithin, und es war ein eigener Anblick: Das tief im Morast steckende Auto mit seinen großen, leuchtenden Augen, umgeben von 20 großen, kräftigen Männergestalten, die bewaffnet mit ihren Mordinstrumenten schreiend und lärmend hin- und herrannten, und wir zwei weiß gekleidete Gestalten beim hohen Schilf. Kein Sternlein am Himmel, nur die funkelnden Glühwürmchen leuchteten gleich kleinen Diamanten im üppigen Gras. Der Vater im Himmel wachte über uns! Die Autolampen erloschen, — die Arbeit stockte —, wir waren ohne Licht. Die Heiden huschten gespensterhaft durch das dichte Steppengras, um ihre Behausung aufzusuchen. Wir setzten uns ins Auto, um den neuen Tag abzuwarten. Die Natur verlangte ihr Recht und wollte uns die Augen schließen; doch die vielen Moskitos, die nächtliche Gewitterschwüle, die Angst vor den wilden Tieren, gestatteten uns nur einen ganz leichten Schlummer. Die Mitternacht stand vor der Türe. Beim Morgen grauen waren unsere Helfer wieder zur Stelle. Es war eine

harte, beschwerliche Arbeit, aber wir konnten doch bald unsere Fahrt fortsetzen. Als wir in Morogoro ankamen, war der Gottesdienst schon beendet. Der hochwürdigste Herr Bischof und die Missionare hatten unsere Ankunft, die doch still und verborgen bleiben sollte, von der Terrasse ihrer Wohnung aus bereits wahrgenommen. Sie waren sofort zur Stelle und erkundigten sich in teilnehmender Weise nach unserer nächtlichen Fahrt. (Fortsetzung folgt.)

3

Marianische Aktion

Süd-Afrika

Der schöne Maimonat gehört der Mutter Gottes und jedes echte Christenherz freut sich unwillkürlich auf die Mailieder, die der „Mutter der Barmherzigkeit“, der „Helferin der Christenheit“ zu Ehren erschallen. Die Caritasblüten bringen darum dem Leser die Marianische Aktion von Südafrika wieder in Erinnerung. Das Organ derselben: „Königin des Reiches Christi“, bringt in der Märznummer einen kleinen Artikel über den „Samstag“, den Mutter-Gottes-Tag. Weil wir in der Verehrung Mariens am Samstag eine Einleitung zum marianischen Leben sehen, wovon wir in Zukunft in den Caritasblüten mehr erwähnen wollen, geben wir diesen Artikel wörtlich wieder.

„Daß der Samstag in ganz besonderer Weise der Mutter Gottes geweiht ist, weiß jeder Katholik. Warum? Die Überlieferung sagt, daß am Abend vor dem ersten Ostersamstag Maria allein im Glauben nicht gewankt habe, es sei also an diesem ersten christlichen Samstag unser Glaube ausschließlich in Maria konzentriert gewesen.“

Eine recht sinnige Deutung gibt der heilige Petrus Damiani (Kirchenlehrer, gest. 1072): „In einigen Kirchen besteht die schöne Gewohnheit, daß zu Ehren der allerseligsten Jungfrau an jedem Samstag das Meßopfer gefeiert wird, wenn nicht ein Fest dazwischen tritt, denn der Sabbat, der Ruhe bedeutet, wird wohl füglich der allerseligsten Jungfrau geweiht, weil in ihr, wie in einer geheiligten Lagerstätte, die ewige Weisheit durch das Geheimnis der angenommenen Demut geruht hat.“

Der Protestant Wolfgang Menzel gibt in seiner „Christlichen Symbolik“ folgende Erklärung: „Die Feier dieses Tages (Sonnabends) bezieht sich auf die des Sonntags. Wie die Sonne Christus bedeutet, so der Sonnabend, aus dem die Sonne hervorgeht, Maria, aus der Christus hervorging.“

U. M.

3



Von links nach rechts:

Obere Reihe: Schw. M. Pientia; Schw. M. Meinradis; Schw. M. Idmara; Schw. M. Deodata;
Schw. M. Liboris. Mittlere Reihe: Schw. M. Wilfriedis; Schw. M. Adalgisa; Schw. M. Fre-
deswinda; Schw. M. Lucundis; Schw. M. Franziska; Schw. M. Theresetta; Schw. M. Flaviana.
Untere Reihe: Schw. M. Sitvana; Schw. M. Josefrieda; Schw. M. Damianis. (Photo: Archiv)

Ausendung in die Mission

Noch zittert leise nach in unsren Seelen der hehren Feierstunde tiefes Glück, in der fünfzehn junge Schwestern freudigen Herzens ihr „Herr, sende mich“ gesprochen haben. Mit dem Segen der heiligen Kirche und dem Zeichen Christi, dem heiligen Missionskreuz, sind sie bereit, die Heimat für immer zu verlassen.

Noch vor zwei Jahren waren sie unter uns und mußten sich gleich uns mit dem Studium tüchtig plagen. „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben.“ So erging es auch ihnen, bis endlich die schwierigen Examensprobleme gelöst waren.

Für uns, als die jüngsten der Missionsschule, war es immer etwas Interessantes, unsere „ehrwürdigen Senioren“, wie wir sie scherzend nannten, zu beobachten. Im übrigen waren sie trotz des ernstesten Studiums keine Spielverderber. O nein, im Gegenteil, wo tüchtig gelacht wurde, wo es einen Scherz zu machen galt, waren sie dabei, ja, da waren sie die ersten.

Der frische, frohe Mut stand ihnen immer gut. So zogen sie denn nach glücklich überstandnem Examen ins liebe Mutter-

haus. Wie schnell verging die Zeit des Postulates und des Noviziates, und eines Tages waren sie wieder unter uns, aber als ehrwürdige Schwestern. Das gab dann ein Erzählen, ein Austausch von Gedanken und Neuigkeiten. Sie waren ja immer noch die alten. Obwohl etwas abgeklärter, haben sie von ihrem Frohsinn nicht das geringste eingebüßt; wir möchten sagen, sie haben noch eine gute Portion dazubekommen.

Sie waren nicht lange unter uns, als es hieß: „Morgen muß ich fort von hier.“ Wir alle brachten sie zum Bahnhof. Das war ein Abschiednehmen, das man erlebt haben muß. Ohne jede Träne, mit frohem Mut und lachendem Gesicht stiegen sie in den Zug. Ein letztes Winken, ein letztes Lied, dann waren sie unseren Augen entschwunden. Ob wohl für immer? Schon steht das Schiff bereit, das sie hinüber bringen soll über das weite Meer ins dunkle Heidenland, wo sie arbeiten werden an der Ausbreitung des Reiches unseres Königs, Christus.

Sie sind ihrem Ziel näher gerückt. Wir müssen noch warten, müssen studieren und die Köpfe mit den schwierigsten Problemen zermartern; doch einmal wird auch uns der Lohn zuteil werden. Dann werden wir ihren Spuren folgen und für den lieben Gott arbeiten.

Wer hätte da nicht Lust mitzutun? (Von einer Schülerin.)

*

Am 24. März schifften sich die ersten drei Missionarinnen ab Antwerpen per S. S. „Watussi“:

Schw. M. Josefrieda Blasig, Schw. M. Silvana Geisen
und Schw. M. Damianis Trampert,

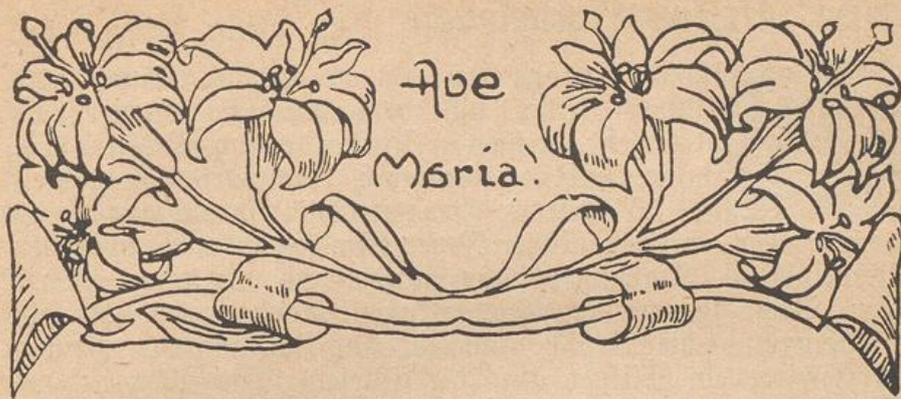
nach dem Osten Afrikas ein, um als Lehrerinnen in Zanzibar und Morogoro am großen Werke der Glaubensverbreitung teilzunehmen. Ihnen folgten 12 weitere Kämpferinnen für Gottes Reich am 13. April ab Rotterdam per S. S. „Windhuk“:

Sr. M. Pientia Selhorst	Sr. M. Fredeswinda Grund-
Sr. M. Idmara Thienel	Sr. M. Jukundis Leufker [höfer
Sr. M. Deodata Thienel	Sr. M. Adelgisa Hermann
Sr. M. Meinradis Bausenwein	Sr. M. Liboris Schlepphorst
Sr. M. Theresetta Ernst	Sr. M. Franziska Argendorf
Sr. M. Wilfriedis Rippes	Sr. M. Flaviana Casper.

Ihr Reiseziel ist Mariannahill. Einige von ihnen dürfen gleich die Lehrtätigkeit aufnehmen, während die andern ihr Studium noch weiter ausbauen. Schwester M. Flaviana ist für den Haushalt bestimmt.

Allen unsern lieben Reisenden wünschen wir eine glückliche Fahrt und ein freudiges Wiedersehen bei unsern lieben Schwestern in Afrika. Glückauf zum hehren Missionsberuf!!!

(Die Schriftleitung.)



Mit den Blümlein möcht' ich grüßen
Dich, Du Königin der Maien,
Mit den Vöglein möcht' ich singen
Und dich, Jungfrau, benedeien.
Mit den Sternlein möcht' ich leuchten,
Als ein Fünklein um den Thron,
Den Dir Gott der Herr bereitet,
Wo Du herrschest mit dem Sohn.

Möchte mit den Cherubimen
Mich in Liebe ganz versenken,
Möchte, liebste Mutter mein,
All mein Ich und Sein Dir schenken!
Möchte mit den Englein dienen
Dir, der Himmel Königin.
Mit den Heil'gen Dich umringen,
Dich, Du unsre Mittlerin!

Möchte nur mit Dir noch leben,
Jeden Schritt mit Dir nur geh'n
Und in zarter Kindesliebe
Nur auf meine Mutter seh'n;
Darum reich' mir Deine Hände,
Liebste Mutter, führe mich,
Bleib' bei mir bis an mein Ende,
Gottes Mutter! segne mich!

m. 5.

Aus Afrikas Naturleben Ost-Afrika, Kenja-Gebiet

Während Europa sich jetzt in farbige Blumen und Blüten kleidet, und dem warmen Sommer entgegengeht, ist hier in Afrika der sog. Winter, d. h. unsere kühlste aber auch fruchtbarste Jahreszeit mit 30° Wärme. Es regnet nicht so oft, gewöhnlich nachts; aber ein afrikanischer Regen ist gleich einem europäischen Wolkenbruch. Man meint, das ganze Haus müßte mitschwimmen, Bäche fließen durch die Straßen, Teiche liegen auf den Feldern und die Frösche quaken, daß ich anfangs meinte, es schwirre ein Flieger über die Wiesen. Das alles ist das Werk von wenigen Stunden, und ich fragte mich, woher die vielen, vielen Frösche mit einem Schlage herkommen, da doch weit und breit kein Bach, viel weniger ein Teich zu sehen ist, und es monatelang nicht geregnet hatte. Schwester Hildeberta meinte: In Afrika ist ja alles verdreht, darum werden die Frösche sicher in der Erde einen Sommerschlaf gehalten haben.

Eine Naturschönheit ersten Ranges ist ein afrikanisches Gewitter, das gewöhnlich dem Regen vorausgeht. Da ist kein Zucken des Blickes in Zick-Zack-Form, da hört man kein stundenlanges Rollen und Grollen des Donners wie in den Bergen, die den Schall einander zuwerfen wie spielende Kinder den Ball und gar nicht ruhen wollen; nein, mit einem Male ist das ganze Firmament oder ein großer Teil desselben wie in feuriges Gold getaucht. Nach einigen Sekunden wieder tiefe Nacht und bald wieder dieselbe Romantik. Es ist, als ob Gott eine Lichtwelle aus dem goldenen Himmelsaal zu uns schicke, um uns zu sagen, wieviel schöner die Lichtquelle, Er selber, erst sein müsse.

Zeigt sich Gottes Macht und Herrlichkeit in so imposanten Phänomenen, so nicht minder seine Weisheit und Güte in der Kleinwelt der Natur. Bekanntlich gibt es in Afrika viele Ameisen von verschiedener Art. Ich übergehe eine Beschreibung der einzelnen Gattungen und will nur eine, die am meisten interessieren wird, hervorheben. Es sind dies die sogenannten fliegenden Ameisen, welche nur in der Regenzeit aus der Erde kommen, wo sie ihre kunstvollen Bauten haben, die wie die Stalagmiten der berühmten bayerischen und schweizerischen Tropfsteinhöhlen sich über die Erde erheben, natürlich viel kleiner. Stößt man so ein Türmchen um, so kann man unzählige Ameisen herumrennen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie alle heraus und schwirren durch die Luft, die ganze Nacht hindurch bis zur Morgendämmerung. Sie sind etwas kleiner als eine Biene und haben vier lange goldschimmernde Flügel. Herrscherin im Ameisenstaat ist die Ameisenkönigin, welche aber wegen ihrer Korpulenz nicht fliegen kann. Sie ist nicht schön, sondern gleicht einem dicken, fetten Wurm, aber sie

benimmt sich ganz als Herrscherin; weithin durch die Nacht hört man ihre Befehle, ein seltsam knurrendes Geräusch. Letzte Woche hatten einmal alle Ameisen in einer Nacht ihre Flügel verloren. Es war eine eigenartige Pracht. Millionen und Millionen schimmernder Flügellein bedeckten die Erde, als wenn Kinder dem Heiland bei der Fronleichnamsprozession die schönsten Blümlein gestreut hätten. Wo die Ameisen selbst waren, weiß ich nicht. Nur dann und wann sah ich eine am Boden liegen, nur mehr mit einem, zwei oder drei Flügeln. So haben sie alle ihren schönen Schmuck geopfert und sind dann verschwunden. Die Schwarzen essen diese Ameisen mit Vorliebe. Da sitzen sie an diesen Ameisentürmchen und lauern. Sind die Bewohnerinnen tief in der Erde, dann locken sie dieselben mittels zweier Stäbchen, die sie aufeinanderklopfen, hervor. Ein Töpfchen mit Wasser steht zur Seite und dann beginnt das Festessen: Mit der einen Hand in den Mund, mit der andern ins Töpfchen. Ich fragte die Kinder, wie das schmecke, und sie meinten: „Chakula mzuri sana“, d. i. „sehr schönes Essen.“

Auch die Käferwelt Afrikas ist mannigfaltig. Man braucht nur eine Stunde lang beim Licht zu sitzen und kann dann sicher mehr denn 20 Sorten Käfer betrachten: große und dicke, kleine und flinke, brummende und lautlose, fliegende und springende, und nur zu oft kommen sie einem zu nahe, weil Schleier und Hüllen ihnen ein gar verlockendes Versteck zu sein scheinen. Wie froh ist man um das Moskitonez, wenn man nachts hört, wie so ein Brummer an das Netz stößt.

Afrikas Regenzeit ist, obwohl unser „Winter“, doch wieder europäischer Frühling: Die Zeit des Blühens und Wachsens und zugleich die Zeit der Früchte und Ernte.

Es ist so schön hier, daß ich nie mehr mit dem Gebirge in der Heimat tauschen wollte. Es sind zwar keine Berge hier; der Kilimandjaro und der Kenja sind noch weit entfernt. Letzteren kann man am fernen Horizont erblicken und zuweilen sieht man bei recht klarem Wetter den Schneegipfel des Kilimandjaro. Dann schicke ich Grüße an meine Mitschwestern jenseits des Berges.

Wir machten einmal einen Ausflug nach Juja oder Kalimoni, wo unsere Schwestern jetzt tätig sind. H. H. Generalvikar unserer Missionen lud uns ein und führte uns selbst mit seinem Auto dorthin. Erst ging es durch afrikanische Wüsten und Einöden, belebt von wilden Tieren. Leider konnten wir, da es heller Tag war, nur ganze Rudel Strauße sehen. Dann und wann tauchte ein Neger auf, nur mit einer Decke oder einem Fell bekleidet, und um ihn eine Schar weißer oder schwarzer Schäflein, die sich mühsam ein wenig Nahrung suchten.

Nach einer etwas mehr als einstuündigen Autofahrt waren wir

in Suja. Nun ein neues Landschaftsbild. Mit dem Dichter laßt mich singen:

„Sei mir, Sonne, begrüßt, die ihn so lieblich bestrahlt,
Dich auch grüß ich, belebte Flur, euch säuselnde Winde.

Und den ‚schweigenden‘ Chor, der in den Ästen sich wiegt.“

Vor uns lag der Kilimambogo, um uns ausgedehnte Kaffeepflanzungen in ihrem Schmuck und unabsehbare Sisalfelder mit ihren kaktusartigen Pflanzen; Palmenhaine winkten von ferne, Silberbäume standen zur Seite, und wie Urwaldskinder schienen die braunen Heidenkraale im lichten, dunklen Grün zu ruhen.

Auf der Heimfahrt dagegen lag wieder Afrika in seiner Armut vor uns. Und doch wie schön! Ist nicht die Heimatsholle die liebste und schönste für jeden Menschen und wäre sie auch die ärmste und unscheinbarste? Auch die Armut hat ihre Schönheit. Und ist nicht Afrika jetzt meine Heimat, weil für eine Missionschwester jedes Fleckchen Erde, wo es eine Seele zu retten gibt, Heimat ist? Darum ist von Heimweh in Afrika keine Spur, aber viel Freude und Glück. Wer hat den Mut, alles zu verlassen, um im fernen Heidenland unter den Wilden zu leben, um aus ihnen Kinder Gottes zu machen?



Der heilige Josef als Unterhändler

Im Vikariat Bagamayo, Ostafrika, liegt eine der schönsten Missionsstationen, deren Entstehung auf das Jahr 1881 zurückgreift. Als wir Schwestern im Jahre 1909 dort unser Arbeitsfeld aufnehmen konnten, fanden wir eine schöne geräumige Kirche des heiligen Vaters Josef, dem auch die Station dort geweiht ist. Aus der Chronik derselben entnahmen wir eine merkwürdige Geschichte, in welcher St. Josef eine bedeutende Rolle spielt.

Bei der Gründung hatten die ersten Missionspioniere ein schönes Terrain, das von einem klaren Bach bespült wurde, ins Auge gefaßt. Sie stießen aber beim damaligen Häuptling, der der Gesetzgeber war, auf harten Widerstand; denn er hegte überhaupt gegen die Weißen keine friedlichen Gesinnungen. Ihrer Unfähigkeit bewußt, nahmen die Missionare ihre Zuflucht zum heiligen Josef. Zwei Patres wagten es dann, einen Versuch zu machen, an den Häuptling heranzutreten. Auf dem Wege dorthin, der drei Tagemärsche in Anspruch nahm, hatte man ihnen noch allerlei Schreckensbilder von dem gefürchteten Chief nahegelegt. Desto inniger nahmen sie ihre Zuflucht zum Schutzpatron der heiligen Kirche.

Wie erstaunten sie, als sie bei ihrer Ankunft von dem feindlich gesinnten Häuptling begrüßt wurden. Er streckte ihnen sogar seine Hände entgegen und führte sie mit einer gewissen Ehr-

furcht in sein Gemach. Lange ruhte sein Blick auf den beiden Missionaren. Endlich begann er zu sprechen: „Ich kenne euch und eure Anliegen. Ich weiß, warum ihr nach hier gekommen seid. Ich hatte nämlich einen sonderbaren Traum, in dem ich euch mit einem dritten, der so vorteilhaft und gewinnend zu sprechen mußte, gesehen habe. Sein Auftreten war wie das eines großen, mächtigen und weisen Fürsten. Er trug eure Kleidung; seine Schönheit und Würde machte auf mich solch einen Eindruck, daß ich sein Bittgesuch nicht abschlagen konnte. Ich war wie bezaubert und sagte ihm, ohne mir selbst darüber klar zu sein, das schönste Stück Land in meinem ausgedehnten Gebiete zu. Ja, ihr seid es gewesen, ihr habt mich heute nacht im Traume gestört. Als ich erwachte, bemächtigte sich meiner eine solche Erregung, daß ich nicht mehr einschlafen konnte.“ Sankt Josef hat einen solch milden und sanften Druck auf das Löwenherz des Häuptlings ausgeübt, daß er ohne Kampf siegte.

Die beiden Missionare sagten offen und ehrlich: „Wir haben dein Häuptlingsangesicht noch nie gesehen.“

„Aber ich das eurige, und zwar im Traum!“ sagte wiederum der Gewaltige. Die beiden Priester erkannten darin die unschätzbare Hilfe des heiligen Josef, die sich hier so glänzend gezeigt hatte, daß sie nun unbehelligt ihre Arbeit beginnen konnten.

„Ja, geht ohne Zaudern an euer Geschäft, und baut an erster Stelle eine feste Burg für euern vornehmen Kollegen. Ich werde eure Stütze sein. An Handlangern darf es nicht fehlen; wer dagegen protestiert, soll es mit mir zu tun haben“, sagte der Häuptling.

Der heilige Josef wollte sicher diese Heiden nicht länger in der Sklaverei des Bösen dahinleben lassen. Die Station entwickelte sich immer mehr. Der Häuptling hat bis an sein Lebensende sein Versprechen gehalten. Das Volk, früher im Finstern wandelnd, trägt alle seine Anliegen nun in die Missionskirche, und Kinder und Kindeskinde des Waswaheli-Stammes bilden gleichsam eine Ehrengarde am Josefsaltar.

Sankt Josef hat auch dem Häuptling noch zu einem glückseligen Ende verholfen, nachdem die meisten seiner Kinder Mitglieder der katholischen Kirche waren.

5

Eucharistische Blüte

Als man den heiligen Karl Borromäus fragte, was ihn mitten unter den ausgelassenen Studenten und den großen Gefahren und Versuchungen des Universitätslebens so rein bewahrt und so stark gemacht, antwortete er: „Das hat die heilige Kommunion getan, die ich jeden Sonn- und Feiertag empfang.“

Christi Himmelfahrt.

Du steigst
hinauf in sel'ge Höhen
Und nimmst Besitz an einem
Reich,
Kein Herrscher ist Dir,
Sieger, gleich! +
Du bist dem Menschengaug'
entschwunden,
Und doch lebst Du auf Erdenfort:
Die Liebe hat den Weg gefunden
Zur Wohn im Tabernakel dort.

Gib, dass wir Lieb' für Liebe geben,
Bis Du uns rufst zum Himmelsleben.

M.B.

Die Umschiffung des Victoria-Nyanza, ^{Ost-}Afrika

(Aus dem Englischen)

Am 27. Februar 1875 meldeten die Eingeborenen an Henry Stanley, daß „der See“ nicht mehr ferne sei — nur einen Spaziergang von 2 bis 3 Stunden. Bald darauf zog die Karawane einen Hügel hinauf, und ein Hurrageschrei des Vortrabes verkündete den Nachfolgenden, daß die Spitze des Zuges den Victoria-Nyanza-See erblickt habe. Von der Höhe des Berges sah nun Stanley eine große Bucht des Sees, die jetzt den Namen „Speke-Golf“ trägt. Dieselbe war mit grünem, wallendem Schilfrohr und teils mit dünnen Hainen, teils mit zerstreut stehenden, schattigen Bäumen umsäumt; an der Küste selbst aber lagen mehrere aus kegelförmigen Hütten bestehende Dörfer. Jenseits derselben dehnte sich der See wie eine Silberfläche weit gegen Osten aus und weiterhin quer durch das Gebirge, bis ihm dunkelblaue Hügel und Berge eine Schranke setzten. Mehrere kleine, graue Felseninseln sahen auf den ersten Blick arabischen Zelten mit weißen Segeln täuschend ähnlich. Die Mannschaften Stanleys stimmten hier einen Triumphgesang an. — Ja, es war die Reise bis zu einem Ziel der Expedition beendet, und dieses Ziel war der Ausgangspunkt für neue Gefahren.

In dem Dorfe Kagehyi am Strande des Victoria-Nyanza, wurde das Expeditionsboot „Lady Alice“, das aus fünf zusammenlegbaren Sektionen bestand, seefertig gemacht. In acht Tagen schaukelte es auf den Wogen des Sees, gerüstet gegen Sturm und Wetter, ausgestattet mit Mehl und trockenen Fischen, mit Zeugballen und Perlen aller Art. Nun war alles fertig, um die Umschiffung des Sees zu beginnen. Frank Pocock und Frederick Barker sollten im Lager von Kagehyi zurückbleiben, nur mit einer kleinen Schar auserlesener Mannschaft sollte „Lady Alice“ die Fahrt wagen.

Freiwillige vor!“ — Doch Totenstille herrscht unter den Leuten; keiner will freiwillig dem Meister folgen; auch dann nicht, wo dem Mutigsten besondere Belohnung versprochen wird. Die Erforscher des Nyanza müssen abkommandiert werden zu der ruhmvollen Fahrt, und es werden nur solche mitgenommen, die an der Küste von Sansibar mit der See und ihren Gefahren bereits näher bekannt wurden. — Warum diese Furcht und warum diese Vorsorge? Ist denn der Ukerewe so gefährlich? Nun, er ist in der Tat kein Konvolut von Binsengräben, wie man in Europa meinen wollte, er ist eine unermessliche Wasserfläche von etwa 50 000 Quadratkilometern, ein kleines Binnenmeer, das stürmen und toben kann, und wer kennt seine Bewohner? — Ihr Ruf ist nicht der beste.

Aber „Frisch auf, Matrosen, die Anker gelichtet!“ Der Wind blähte am 8. März 1875 die Segel, und die Fahrt begann.

Schon am nächsten Tage brach ein Unwetter los und nun steuerte „Lady Alice“, vom Sturm gejagt, wie ein wildes Rennpferd durch die aufgeregten Wassermassen. Die Mannschaft hatte sich niedergekauert, nur der Steuermann und Stanley führten das Boot. Doch am andern Morgen lachte der Himmel und spiegelglatt lag der See. Man gewöhnt sich an seine Launen, steigt ans Land, findet Krokodile und ein Nest dieser Tiere mit 58 Eiern; trifft mit Negern zusammen und lächelt über ihre Behauptung, daß man acht Jahre brauche, um den See zu umschiffen. — Die Eingeborenen sind auch zutraulich und naiv. Mit Neugier betrachten sie das Boot. Die Art und Weise, wie die Fremden rudern, ist ihnen neu und sie parodieren die Bewegungen der Ruderer. Das Steuer und dessen Anwendung macht sie staunen — und das Segel? — Nun, kaum wird dieses gehißt, so erfährt sie ein Schrecken, und sie fliehen davon. Die Natur entfaltet hier und da Reize, wie sie von den Touristen gern gesucht werden. „Lady Alice“ gelangte zu der Brückeninsel, so genannt nach einer natürlichen Brücke aus basaltischen Felsen, unter denen man von der einen Seite der Insel nach der andern weggehen konnte.

Nach und nach begannen jedoch die Eingeborenen zudringlich, frech und feindlich zu werden. Da wurde das Segel aufgezogen und einsame Fahrt dem gesellschaftlichen Verkehr mit den Eingeborenen vorgezogen.

Aber auch der See zog andere Saiten auf. Ein Sturm auf dem Nyanza, man muß ihn kennenlernen! Am 25. März überraschte er Stanley. Der Wind, welcher in einzelnen starken Stößen von Nord-Westen her geweht hatte, legte sich plötzlich, denn im Nordosten hatte der Himmel schon lange drohend ausgesehen. Dunkles Gewölk wogte in dichten Massen von jener Richtung her und warf düstere Schatten über die waldbedeckten Abhänge und die Gebirgskämme von Usuguru, welche fast so schwarz wie ein samtenes Leichentuch wurden, während der See so ruhig dalag, als wenn er in Glas verwandelt wäre. Bald erschien die aufgehäuften Wolkenmasse, ausgezackt und eine Unglück verkündende Linie von tiefschwarzer Farbe lief im Zickzack durch ihren Mittelpunkt, und von ihr schien der Sturm auszugehen. Stanley bat die Mannschaft, weiter nach hinten zu kommen, und nachdem er ein doppeltes Tau an den Steinanker befestigt hatte, ließ er alle Eimer und Schöpfgefäße bereit stellen, da ein starker Regen drohte. Der Wind fiel dann, wie wenn er direkt von oben käme, mit überwältigender Kraft über die niedergebeugten Köpfe der Mannschaft her, kämpfte gegen den Widerstand, dem er begegnete, so wütend an, als wollte er alles bis auf den Grund des Sees

niederdrücken und dann, von der Wasserfläche zurückgeschlagen, kräufelte er diese zu Millionen von Wellen. Die Temperatur sank auf 13° R, und zugleich mit dem Eintritt dieser Kälte fielen beträchtliche Massen sehr großer Hagelkörner, welche mit gewaltiger Kraft losprasselten. Darauf fiel der Regen in Strömen nieder, die Blitze flammten und unmittelbar folgten Donnerschläge, wie sie Stanley nie schrecklicher gehört zu haben glaubte. — Der Regen ergoß sich wirklich in ungeheurer Menge, daß zwei Mann für jede Sektion der „Lady Alice“ erforderlich waren, um das sich schnell mit Wasser füllende Boot auf dem Ramm der Wellen schwimmend zu erhalten. — Zwei Tage darauf sollte die vielgeprüfte Mannschaft, nachdem eine schauerliche, stürmische Nacht überstanden war, noch einem andern Hagel ausgesetzt werden, einem Steinhagel. — Wilde in der Manbiti-Bai luden die „Lady Alice“ freundlich ein, näher ans Ufer einer mit Gras bedeckten Landspitze zu kommen. Man folgte der freundlichen Einladung, als aber das Boot auf einige Schritte Entfernung herangerudert war, riefen die Eingeborenen plötzlich etwas aus, und unmittelbar darauf fiel auf das Boot ein Hagel von Steinen nieder. Man suchte sofort, sich vom Ufer zu entfernen, aber da tauchte aus dem Grase eine Schar Neger mit Schlingen hervor und schleuderten mit denselben Steine auf die Fliehenden. Da mußte Stanleys Revolver antworten; einer von den Angreifern fiel und die übrigen verschwanden hierauf im Grase.

Das waren Szenen, wie sie tagtäglich bei der Umschiffung des Viktoriasees vorkamen. Bald aber sollte man größeren Ereignissen entgegengehen. Die Grenzen Ugandas waren erreicht, und am 3. April nahte eine Gesandtschaft von Mtesa, dem mächtigsten Monarchen von Zentralafrika, die ihn nach Rubaga einlud.

Von hier trat Stanley am 17. April seine Weiterreise an, um die Umschiffung des Viktoria-Nyanza zu vollenden und das Lager in Kagehsi zu erreichen. Trotz der Begleitung der von Mtesa ihm mitgegebenen Leute war der Rest der Umschiffung keineswegs ruhig abgelaufen, oft wurde der Forscher von den Uferbewohnern bedroht, mehrmals konnte er nur in der Flucht sein Heil finden, wiederholt war er der Gefahr des Verhungerns ausgesetzt; aber für alle diese Leiden entschädigte ihn die Natur. In Uganda kamen ihm zivilisatorische Gedanken in den Sinn; und hier an den herrlichen Ufern des Nyanza entwarf er koloniale Pläne! Der See übertraf alle Erwartungen. — Welch ein Land besitzen sie — rief er aus in bezug auf die Eingeborenen, und Welch einen Binnensee! Wie könnten den See durchheilende Dampfsboote das Volk von Ururis dem von Usongora, Uganda dem Volke von Usukuma die Hände reichen lassen, wie könnten sie

die wilden Wawuma mit den Wazinga befreunden, die Wake-
rewe mit den Wagana vereinigen! Ein großer Handelshafen
würde dann zu schneller Blüte gelangen. — Er klagt über die
Grausamkeit der Negerfürsten, die Raublust der Bewohner.
O käme doch die Stunde, daß diese schönen Länder befreit,
die Geldmittel ermöglicht wären, daß die Boten des Evange-
liums kommen und den mörderischen Haß vernichten könnten,
mit welchem in dem wunderschönen Lande um den Viktoria-
see ein Mensch den andern betrachtet!

57 Tage, reich an Entdeckungen, Mühen und Gefahren,
waren seit der Abfahrt von Kagehyi verflossen, der Viktoria-
Nyanza-See war umschifft und unstreitig als der größte Nil-
quellsee erkannt worden. Am 5. März steuerte die „Lady Alice“
auf Kagehyi los, wo Freunde und Gefährten auf den Meister
warteten.

Subelnd stürzten die Neger aus Sansibar herbei, um das
Boot aufs Trockene zu ziehen, freudestrahlenden Antlitzes
begrüßt Frank Pocock seinen Herrn. Aber wo ist der andere
Weiße? „Warum kommt nicht Frederick Barker, mich zu
begrüßen?“ fragte Stanley. — Da verdüstert sich das Antlitz
Pococks, er weist mit der Hand auf einen niedrigen Hügel am
See hin und erwidert mit bebender Stimme: „Weil er vor
12 Tagen gestorben ist und dort ruht!“

♣

Worte der allerseiligsten Jungfrau zur heiligen Brigitta

Ich bin die Königin des Himmels und die Mutter der Barm-
herzigkeit.

*

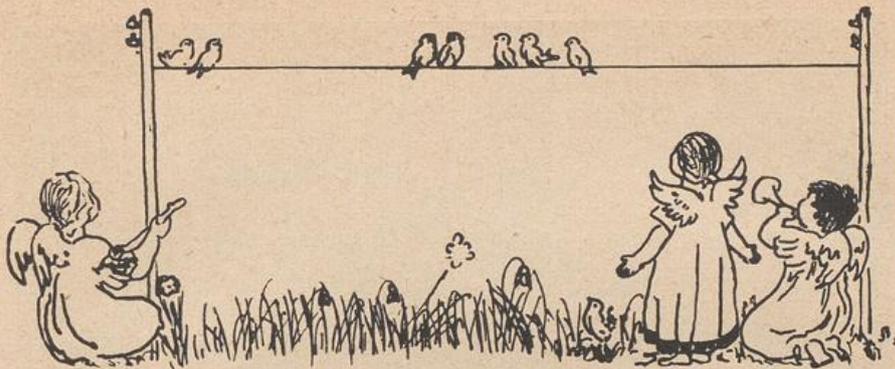
Ich bin die Freude der Gerechten und die Türe, zu welcher
die Sünder Zugang zu Gott finden.

*

Es gibt auf Erden keinen so fluchwürdigen Sünder, der
meiner Barmherzigkeit beraubt wäre, denn ein jeder empfängt
durch meine Fürsprache wenigstens die Gnaden, vom Teufel
weniger versucht zu werden, als es sonst der Fall wäre. Und
niemand, es sei denn, daß er vollständig verflucht wäre, nie-
mand ist so von Gott verworfen, daß, wenn er mich anruft,
sich nicht bekehren und Gottes Barmherzigkeit erwerben würde.

(S. Brigitta Rev. I., 6., c. 10.)

*



F ü r d i e K i n d e r

'Ich will Priester werden!'

Dieser Wunsch wohnt nicht nur in europäischen Herzen, meine lieben Kinder, o nein, auch der kleine Schwarze unter der Sonne des Südens hegt oft eine große Sehnsucht nach dem Priesterstand. So seht ihr, daß der göttliche Kinderfreund auch seine Gnaden in die reinen Seelen der Negerlein eingießt und freut euch sicher darüber.

Manche denken wohl, die Krausköpflein seien noch zu ungebildet und unempfänglich für das religiöse Leben? Dies meinte auch einmal eine Missionarin, die trotz vieler Mühe und unerschütterlicher Geduld keinen Erfolg in ihrem Unterricht unter den Raffernkindern sah. Gerade als ihr der Mut ausgehen wollte, da ließ es Gott zu, daß ihr einmal ein Blick in den Seelengarten eines Kinderherzens vergönnt war.

Die Schwester selbst will uns ihre Freude erzählen, also hört gut zu: „Kürzlich kamen ganz scheu einige Bübchen nach dem Unterricht zu mir und sagten: ‚Schwester, wir möchten Priester werden, wie kommen wir dazu, was müssen wir tun?‘ Voll innerer Freude antwortete ich: ‚Liebe Kinder, da geht ihr am besten zum Pater Missionar und erzählt ihm von eurem Verlangen, er wird euch raten und helfen!‘ Einer von den kleinen Helden, Edmund mit Namen, machte immer einen sehr guten Eindruck, war brav und fromm, die Freude seiner guten Eltern und Lehrer und beliebt bei seinen Mitschülern.

Ich zweifelte wohl, ob Edmund von seinen Eltern die Erlaubnis zu diesem Berufe erhalten würde, da er das einzige Kind in der Familie war. Ich fragte deshalb eines Tages seine Mutter, was sie dazu meine. Sie antwortete: ‚Schwester, ich habe nichts dagegen, im Gegenteil, mir ist es lieb; was aber sein Vater dazu sagen wird, weiß ich nicht, ich wage es nicht,



In Maria Trost

Station der eingeborenen Schwestern, die unter Leitung von Schw. M. Aquina (links) und Schw. M. Celine (rechts) stehen. (Photo: Archiv)

es ihm mitzuteilen; bitte, Schwester, tu du es.' Des andern Tages nach dem Unterricht sagte ich zu Edmund: 'Bringe mir morgen die Adresse von deinem Vater.'

Am folgenden Tag, einem Dienstag, kommt der Kleine ganz traurig zur Schule ohne Adresse. Er hielt sich immer in meiner Nähe auf, scheinbar um gefragt zu werden, was ihm eigentlich

fehle. Da ich gerade bei einer wichtigen Arbeit war, achtete ich nicht besonders auf ihn, wohl hatte ich den Gedanken, nachher mit ihm zu reden.

Edmund verschwindet, geht trauriger heim, als er gekommen, und unterhält sich mit seiner Mutter über das Thema 'Priester werden zu wollen'. Die Mutter, welche die aussichtslose Lage genau erkannte, versuchte dem Kinde klarzumachen, daß der Vater es kaum erlauben würde, dann sagte sie: 'Du bist unser einziger Erbe und unser innigstgeliebtes Kind.'

Als Mutter und Kind so friedlich in ihrem trauten Heim beisammen saßen, schlug auf einmal der Blitz ein, und tötete sofort den kleinen Edmund mit dem Verlangen im Herzen, eingehen zu dürfen ins Haus des Herrn. So ist er mit dem Wunsch 'Ich will Priester werden' vor den Richterstuhl Gottes getreten.

Es scheint aber, Gott wollte diese Lücke, die Edmund geschlagen, wieder ausfüllen. Vergangenen Sonntag kam ein alter Mann, der viele Enkel hatte und sagte: 'Schwester, für Edmund bringe ich meinen kleinen Andreas, er soll Priester werden, er läßt mir sonst keine Ruhe mehr. Melde ihn im Seminar.'

Ist nicht auch unter euch, liebe, kleine Leser, ein werdender Gottesstreiter? So mache er ernst mit seinem Wunsch, und bitte die lieben Eltern um Erlaubnis und den Segen, denn der göttliche Heiland sucht gute und eifrige Arbeiter für seinen Weinberg. Und die andern, die es nicht werden können, bringen dem göttlichen Kinderfreund sicher ein kleines Gebetscherflein für die Priester, daß diese erfolgreich wirken können; ihr bekommt den Segen davon.

*

Anmerkung: Im Oktoberheft 1937 hat Euch, liebe Kinder, ein Süd-Afrikaner viel Schönes von der lieben Mutter Gottes erzählt und Euch angespornt, jeden Samstag wenigstens ein Ave für den Heiligen Vater zu beten. Aber meine kleinen Leser ließen nichts von sich hören. Nun steht der schöne Maimonat vor der Türe und da läuten unsere Caritasblüten nach allen Windrichtungen und bitten unsere Kinderwelt, von jetzt an jeden Samstag ein kräftiges: „Gegrüßet seist du, Maria“ zu beten. Wie wird die liebe Himmelsmutter sich darüber freuen! Nicht wahr, meine jungen Leser und Leserinnen, Ihr tut doch alle mit! Ihr tut es nicht umsonst, denn Maria, des Himmels Königin, die Mutter des lieben Jesuleins, läßt nichts unbelohnt.

★

Herzliches ‚Vergelt's Gott!‘

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für Caritasblüten einsandten. Die liebe Maienkönigin wird ihnen den verdienten Lohn bei ihrem göttlichen Sohne bewirken.

Ach, nur eine Seele retten,
Wer's vollbringt, ist zu beneiden.
Können auch nicht alle gehen,
Boten mag ein jeder senden,
Helfen mit Gebet und Flehen
Und mit frommer Liebe Spenden,
Daß noch manch getreuer Bote
Gottes Wort den Heiden bringe,
Mit des Heiles Morgenröte
Ihrer Seele Nacht durchdringe! Cord. Peregrina.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute im Monat Mai gewinnen können:

3. Mai, Kreuzauffindung; 24. Mai, Maria Hilfe der Christen oder Oktav; 26. Mai, Christi Himmelfahrt.

1. Mai, Heilige Apostel Philippus und Jakobus, 10 Jahre und 10 Quadragenen.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

Durch die Taufe sind wir mit Christus in die engste Verbindung getreten. Das konnte aber nicht geschehen, ohne daß wir von der Schuld der Erbsünde gereinigt wurden. Denn was hat der, welcher die Reinheit selbst ist, mit dem Unrate zu schaffen? Aber „wir sind abgewaschen, wir sind gereinigt, wir sind geheiligt worden.“ Das heilige Wasser aus des Priesters Händen floß über unser Haupt und durch die Kraft des Blutes Christi, das diesem Wasser mitgeteilt ist, wich aller Schmutz von unserer Seele. P. Jos. Schneider.

Gebetserhörnung

Der lieben Gottesmutter von Lourdes innigen Dank für Hilfe in Krankheit. Rothensfels, Baden.

Das Totenglöcklein

bittet alle lieben Abonnenten um ein stilles Memento für unsere treue, langjährige Beförderin der Caritasblüten: Frau Kierdorf, Mutter unserer lieben Schwester Jordana, Oberholz bei Köln; ferner für unsere treuen Abonnenten: Herrn Stud.-Rat Albert Meier, Breslau, hochw. Herrn Pfarrer Mahlberg, Lambertsberg; hochw. Herrn Dechant Kröger, Rhynern, Westf.; Heinrich Grosse, Buer-Scholven, Frau Kempe, Thüle; Herrn Melchior Backmeyer, Egekirchen; Frau Gertrud Zimmer, Frau Anna Schneider, Saarlautern II; Frau Florentine Ising, Dahl.

R. I. P.

Berichtigung

In Nr. 4 der Caritasblüten: „Eine Nacht in der Wüste“ (Missiwerk) muß es am Schluß heißen: Eigenes Erlebnis von M. de S.

Caritasblüten

Nr. 6

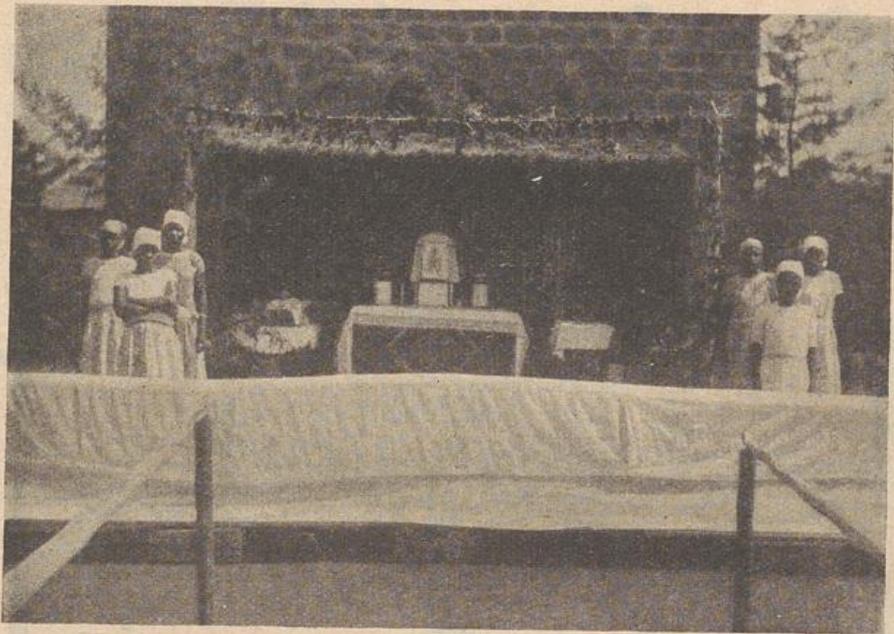
Juni

1938

Pfingsten



300 Tage Ablass jedesmal. Benedikt XV. 1921.



Alles ist fertig zum Gottesdienst im Freien, in Ermangelung einer Kirche
(Photo: Archiv)

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Wo sollten wir das heilige Weihnachtsfest feiern? Der hochwürdigste Herr Bischof beabsichtigte, die Mitternachtsmesse in Alongo zu feiern, wo zwei unserer Schwestern erst seit kurzem stationiert sind, also auf dem jüngsten Missionsposten. Der gütigen Einladung Folge leistend, begaben wir uns auf den Weg. Durch unser Übernachten in der Steppe, das natürlich nicht in den Reiseplan aufgenommen war, im Grunde genommen aber eine nähere Vorbereitung auf das Weihnachtsfest war, hatten wir einen Tag Verspätung. Das auf der Bergeshöhe gelegene Kirchlein prangte schon im Festschmuck. Das Krippchen war fertig. Die weiter entfernt wohnenden Christen kamen langsam aus allen Himmelsrichtungen an. Aus den Bergschluchten sah man Laternen aufleuchten, während der nächtliche Tropenhimmel mit unzähligen, funkelnden Lichtlein besät war. Dazu kam ein herrliches Wetterleuchten, daß man glauben wollte, die Hirtenbotschaft würde sich erneuern. Wirklich, wir waren in der richtigen Weihnachtsstimmung und begrüßten mit den armen Hirten den neugeborenen Heiland. Das feierliche Pontifikalamt begann; der gut geschulte Sängerkorps des naheliegenden Priesterseminars hob die Feststimmung. Pater Superior hielt die Festpredigt; es war wirklich eine weihvolle Nacht. Das Haus Gottes war mit Gläubigen gefüllt, die zur Kommunionbank traten, um das Christkind in Wirklichkeit in ihr Herz aufzunehmen. Einige unter den Gläubigen kamen drei Tage weit her und mußten wieder drei Tage wandern, um ihr

Heim wieder zu erreichen. Sind das nicht große Opfer? Und wie freudig werden sie von diesen Neuchristen gebracht!

Unser nächstes Reiseziel war Mhonda. Die Schuljugend hatte das Bischofsauto bald entdeckt. Zu ihrer freudigen Überraschung sahen sie auch die große Mama von Europa. Die Kinderaugen leuchteten. Von der Kirche ging's zum Klösterchen, wo ebenfalls Freude und Jubel herrschte. Im Freien war eine Bühne aufgeschlagen, denn Mhonda feierte gerade das 60jährige Bestehen der Mission. Die Kinder bemühten sich, die Festgäste mit Gedichten, Liedern und Theaterstücken zu erfreuen, was ihnen auch vorzüglich gelang. Mhonda hat 88 Schülerinnen, von denen die Talentiertesten zu Lehrerinnen herangebildet werden. Die Volksschule zählt 125 Kinder. Über Arbeitslosigkeit ist also keine Klage. Die Leute sind den Schwestern sehr zugetan. Im Weltkrieg haben sie besonders ihre dankbare Liebe und Treue zu den Schwestern bekundet. Nicht weit entfernt von der Missionsstation fanden damals blutige Kämpfe zwischen Deutschen und Engländern statt. Die Helden wurden nahe beim Schwesternklösterchen zur letzten Ruhe bestattet. Wie manche deutsche Eltern würden sich freuen, wenn sie die schön gepflegten Gräber ihrer Söhne sehen könnten.

In der Gegend von der Mhonda-Mission ist der Wangurustamm ansässig. Die Leute ernähren sich von Cassawa, Reis und Mais und haben eine dreimalige Ernte. Die Cassawawurzel wird roh und gekocht gegessen, und liefert auch Mehl und Stärke. In der Ebene liegen herrliche Baumpflanzungen, deren Eigentümer Europäer sind. Hier gibt es noch Elefanten, Löwen, Leoparden und am breiten Wamelfluß Krokodile und Flußpferde. In der großen Regenzeit ist der Fluß nicht passierbar; die Post wird dann auf dem Rücken der schwimmenden Eingeborenen befördert.

Mhonda hat den großen Vorteil, daß es das ganze Jahr hindurch



Würdige Mutter mit den Schwestern von Maskat in der Kaffeepflanzung

(Photo: Archiv)

reichlich mit Wasser versehen ist. Der nahe Urwald bietet das Brenn- und Nutzholz. Aus dem herrlichen Ebenholz werden kostbare Gegenstände verarbeitet. — Am 29. Dezember machten wir uns schon morgens um 1/26 Uhr auf die Wanderschaft nach Maskat. Zwei starke Holzessel hatte man links und rechts mit Sisalfasern an dicke Bambusrohre befestigt; man hatte uns nämlich abgeraten, die Tour zu Fuß zu machen, — wir setzten uns in die Sessel, die von vier starken Männern auf die Schultern genommen wurden. Mit eiligen Schritten steuerten die acht Träger dem Urwalde zu. Diese Männer waren mit Knüppeln und großen Messern versehen, die sie in der freien Hand trugen, um gegen Schlangen und wilde Tiere bewaffnet zu sein. Andere Männer trugen das Gepäck. Eine Schwester von Mhonda und ein Schulkind vervollständigten den Zug. Es ging über Stock und Stein; bergauf, bergab —, durch Bäche und Flüsse, die wir, von Stein zu Stein hüpfend, passieren mußten. Dann ging's durch enge Felsenklüfte, welche nur Raum für eine Person boten. Da hieß es hintereinander her. Wir kamen an gährenden Abgründen und rauschenden Wasserfällen vorbei. — Da stockte der Zug! Ein ziemlich breiter und wasserreicher Fluß versperrte den Weg. Weder Brücke noch Steg war vorhanden. Die Strömung war zu stark, so daß vier Männer es nicht wagten, uns mit dem Holzessel durchzutragen und doch mußten wir ans andere Ufer, und zwar bei Tageshelle, um Maskat zu erreichen. Es ist nicht ratsam, sich abends oder morgens an den Flüssen aufzuhalten, denn dann kommen die Löwen und Leoparden, um ihren Durst zu stillen. — Nach kurzem Wortwechsel boten sich die mutigsten Männer an, uns durch den Fluß zu tragen. Zwei reichten sich die Hände, und ihre starken, sehnigen Arme waren unsere Bank. So erreichte eine nach der andern das jenseitige Ufer. Auf unseren Tragsesseln mußten wir bei der Weiterwanderung den Kopf, wegen der Äste und Zweige, nicht zu hoch halten, damit es uns nicht ging wie Absalom im Alten Testament. Wenn die Wege zu beschwerlich wurden, stiegen wir gern von unserm Thron herab. Beim letzten Aufstieg auf den Berg glich der Weg eher einer Treppe als einem Fußpfad. Auf dem Gipfel des Berges angekommen, sagte man uns, daß wir die Höhe von 2000 Meter erreicht hätten und jetzt einen Abstieg von 1700 Meter unternehmen müßten, um Maskat zu erreichen. Zum Ausruhen auf dem Bergesgipfel war keine Zeit, da bereits ein heftiger Donner rollte und unsere Begleiter den Regen mit seinen unangenehmen Folgen fürchteten. Unsere weiße Kleidung hatte natürlich von dem Morgentau und den Schweißtropfen so gelitten, daß wir uns fast schämten, in einem solchen Anzug auf der Missionsstation anzukommen. Aber das ist ja bei den Afrikanern nichts Neues. — Immer näher kamen wir ans Ziel. Eine Allee ließ uns ahnen, daß die Missionsstation nicht mehr allzu fern sein müsse. Männer und Frauen und Kinder kamen schon des Weges und ihre schwarzen Augen suchten die Mama Mkubwa (die große Mutter), die über das weite Meer gekommen war, um die Schwestern und ihre Schützlinge zu besuchen. Ein solches Erlebnis gibt es ja nur alle sechs Jahre! Die arme Missionsstation lag in herrlichem Blumenflor. Wir besuchten den Heiland in dem kleinen, stimmungsvollen Missionskirchlein, wo eine einzigartige Krippe aufgerichtet war. Das Klima ist fast europäisch, der Kaffee gedeiht ganz vorzüglich. Bei unserer Anwesenheit waren die Erdbeeren, Pfirsiche

und Pflaumen reif am Schluß der Weihnachtsoktav. Wir staunten auch über die Ordnung und Sauberkeit in den Wohnungen der Lehrer. Die bescheidenen Häuschen lagen in herrlichen Blumenanlagen. Wir können nicht umhin, hier einen Brief den Lesern vorzulegen, den einer dieser schwarzen Lehrer an unsere Würdige Mutter schrieb:

Liebe große Mutter!

Deine Ankunft bei uns ist wirklich eine übergroße Ehre für uns. Mein Herz war voll Freude und Liebe, als ich Dich mit meinen Augen sah; deshalb wollte ich mich ein wenig mit Dir unterhalten, obwohl Du die Swaheli-Sprache nicht verstehst. In wenigen Worten muß ich Dir sagen, was mein Herz bewegt: Kinder übergroßen Glückes sind alle jene, welche alles in der Welt verlassen und den Weg „Jesum allein zu dienen“ für ihr ganzes Leben wählen. Diese Jungfrauen umgeben den Herrscherthron des Himmels und preisen Gott in Ewigkeit. Wirklich eine erhabene Aufgabe! Und Dich, Mutter, muß ich heute loben, wegen der heiligen Arbeit, die Du tust; indem Du alle Schwestern leitest, welche uns erziehen und unsere Seelen retten.

Gott möge Dich segnen! Ich wünsche Dir eine gute Reise, danke Dir für die Geschenke, die Du uns gegeben hast. Wir bitten, Du mögest uns bei Gott viel Segen ersuchen, damit Er mir und Magdalena, meiner Frau, die Fähigkeit gibt, gut zu bleiben und unsere Arbeit im Frieden und in der Liebe Gottes zu tun. Auch für Bernadette und Theresia, meine Kinder, vertrauen wir auf Deine Gebetshilfe. Gott sei immer auf ullen Reisen mit Dir! Auf Wiedersehen, — Viele Grüße,

Dein dankbarer

Lucas Magoma
Lehrer der Maskat-Schule.

Wie sehr schätzte er den Segen der Mutter, welche es sehr bedauerte, nicht in der Sprache der Eingeborenen antworten zu können. Die Frauen kamen mit ihren Kindern auf den Armen und hielten unter dem Tuche ein Geschenk versteckt — ein lebendes Huhn. An diesen guten Frauen konnte man so recht feststellen, wie veredelnd die Religion wirkt, sie hatten einen so friedlichen, reinen Gesichtsausdruck, der ihren Seelenadel widerspiegelte. Mutig hatten sie vor ihrer Heirat den Bitten und Drohungen der heidnischen Angehörigen widerstanden, die sie zwingen wollten, die heidnischen Stammesgebräuche mitzumachen. Sie waren fest entschlossen, die Folgen des Widerstandes zu tragen. Die Mission bietet ihnen selbstverständlich Schutz und Hilfe und unsere Schwestern teilen in mütterlicher Weise Freud und Leid mit ihnen.

Am ersten Tag des neuen Jahres traten wir unsere Rückwanderung an. Das schöne, paradiesische Maskat mußten wir verlassen. Der Abstieg war bedeutend leichter als der Aufstieg. Unsere schwarzen Begleiter liefen stellenweise wie junge Pferdchen. Ich habe einmal mit meiner Körperlänge den Boden gemessen und Würdige Mutter und ich, wir lachten beide darüber; der Schwarze in unserer Nähe verzog aber keine Miene, sondern sagte in teilnehmendem Tone: „Pole Mama“ (Hast Du Dir weh getan?). Diese Mitleidsbezeugungen gebrauchen die Eingeborenen auch untereinander. — Als wir Kast hielten und eine kleine Stärkung zu uns nahmen, begaben sich unsere Begleiter sofort an einen andern Platz und selbst die Schulkinder liefen weg, um uns nicht zu stören. Ob mancher Europäer so viel Taktgefühl hätte!

Ungefähr zwei Stunden vor Mhonda trafen wir unerwartet die Schulkinder von dort, welche ihren Ausflug so gestalteten, daß sie uns abholen konnten. Bei unserer Ankunft stand der Tee fertig. Am andern Tag ließ uns der hochwürdigste Herr Bischof von Morogoro abholen, weil dort noch einige Angelegenheiten zu regeln waren.

Hier überraschten uns die Kinder mit dem Willkommensgruß, den sie uns bei unserer Ankunft nicht entbieten konnten, weil keine Gelegenheit dazu war. Von da besuchten wir noch das Noviziat der Eingeborenen in Mgosole, wovon unsere Leser bereits einiges hörten. Das Land ist fruchtbar, nur gibt es dort noch sehr viel Wildschweine, welche die mühevollen Arbeit auf dem Felde oft zerstören. Auch Riesenschlangen, Hyänen, Leoparden und Löwen melden sich noch hie und da



Auf dem Rückweg durch den herrlichen Urwald (Maskat)

„Wir setzten uns in die Sessel, die von vier starken Männern getragen wurden“ (Photo: Archiv)

zu Bejuch. Auch treibt die Tsetse-Fliege noch ihr unheilvolles Wesen, weshalb man nur Schafe und Ziegen halten kann.

Der hochwürdigste Herr Bischof von Bagamojo ließ uns mit seinem Auto nach Kivungilo in unser Ostafrikanisches Provinzialhaus bringen. Am 7. Januar, morgens um 4 Uhr, wohnten wir der heiligen Messe bei und dann ging es hinaus in Gottes herrliche Natur. Nur hie und da begegnete uns ein Neger. Bei einem großen Wasserfall, der uns mehr durch seine großartige Felsenbildung, als durch die rauschende Wasserflut erfreute, nahmen wir eine kurze Rast. Kivungilo lag auch nicht mehr allzu weit von uns entfernt. Wir wollten mittags dort ankommen und es gelang uns auch, so daß wir die Schwestern überraschten. Kivungilo ist wirklich ein Fleckchen trauter Bergeseinsamkeit. Ein herrliches Stückchen Erde, mit gesundem Klima — eine wirkliche Oase des Friedens! Unsere altbekannte Afrikantente, Schwester Engelberta, hat unseren Lesern schon oft in ihren interessanten Schilderungen Kivungilo gezeigt. Der liebe Heiland wohnt hier mit

den Schwestern noch unter einem Dach, weil das neue Kirchlein noch im Bau begriffen ist. Bei unserer Anwesenheit war die Arbeit stillgelegt, weil für Baumaterial gesorgt werden mußte, was dort sehr schwierig ist. Man will einen Ziegelofen machen und die Steine selbst brennen.

Abends boten uns die Kinder mit brennenden Fackeln einen Willkommensgruß an. Alles in echter deutscher Weise! Die Don-Bosco-Schule liegt auf einer Anhöhe und herbergt eine frohe, glückliche Kinderschar. Die armen, verlassenen, halbweißen Kinder finden hier eine sorgende Mutter in der bisherigen Provinzialoberin, Mutter Ubalda, für die es ein Herzensbedürfnis war, dieses Werk ins Leben zu rufen.

Von Kivungilo aus besuchten wir die Missionsstation Gare, wo drei unserer Schwestern Schule, Krankenpflege und Haushalt versorgen. Mit Tropenhut und Bergstock versehen, erreichten wir nach einer einstündigen Wanderung die Mission. Umrahmt von romantischen Bergespitzen, fern von allem Weltgetümmel, liegt diese Station in stimmungsvoller Einsamkeit. Der göttliche Heiland harret hier im Tabernakel sehnsüchtig auf die Seelen, die er mit seinem kostbaren Blut erlöst hat.

Eingeborene Schwestern von unserer lieben Frau vom Kilimandjaro, die den Ruf der Gnade verstanden, arbeiten hier mit an der Bekehrung ihrer Stammesgenossen und sind unseren Schwestern eine tatkräftige Hilfe. Freudig schlugen die Herzen aller, besonders aber unserer lieben Schwestern, als sie Würdige Mutter in ihrer Mitte hatten.



Die Klause von St. Kaddus

Aus den ersten Zeiten der Missionierung in Europa

Wulferus, der König von Mercien in England, hatte sich bei seiner Hochzeit mit der gottesfürchtigen Ermenildis, der Tochter des Königs Eskombert von Kent, zum Christentum bekehrt und gelobte, bei dieser Gelegenheit auch alle Reste des Heidentums auszurotten. Aber unglücklicherweise ließ er sich durch menschliche Verlockungen überreden. Er vergaß nicht allein sein Gelübde, sondern bevorzugte selbst die Abgötterei in seinen Staaten.

Werbode, einer seiner Staatsdiener, schlau und gottlos, machte von dem Einfluß, welchen er auf seinen Herrn besaß, Gebrauch, um diesen zu allerlei gewalttätigen und drückenden Maßregeln zu verleiten. Ohne die geringsten Gewissensbisse genoß dieser Reichsgröße ruhig alle Wohlthaten, womit ihn Wulferus überlud. Man sah ihn niemals lächeln, außer wenn er eine neue Missetat ausgedacht hatte, um einen Amtsgenossen zu ruinieren und sich mit dessen Besitz zu bereichern.

Ermenildis erhob vergebens ihre Stimme zugunsten der Bedrückten; die giftigen Ratschlüsse des hinterlistigen Werbode waren dem wüsten und düstern König zu wohlgefällig, als daß die Bitte einer Frau sein mitleidloses Herz hätte treffen können. Jedesmal, wenn die Königin von ihrem Gemahle in rauher Weise abgewiesen wurde, suchte sie Trost im Gebet, das sie zum Himmel für die Bekehrung von Wulferus sandte, der nur den Namen eines Christen trug.

Auch in der Liebe zu ihren Kindern fand sie einige Erleichterung für ihr leidgeprüftes Herz. Sie lehrte dieselben, sich nicht menschlicher

Größe zu rühmen. Sie waren sanft und bescheiden, und es war eine reine Freude für Ermenildis, sie in Tugend und Weisheit wachsen zu sehen. Ihre Tochter, die junge Wereburgis, teilte die Sorgen ihrer Mutter. Jeder gewährte an ihr die Ruhe, den Ernst und die Abneigung gegen alles Irdische, welches allein das Kennzeichen der auserwählten Seelen ist. Da die öffentlichen Gebete und Andachten ihrer Gottesfurcht nicht genügten, schloß sie sich stundenlang in ihr Betzimmer ein, während sie die übrige Zeit den Liebeswerken weihte. Ihre Tugenden, ihre ausnehmende Schönheit und ihr hoher Rang veranlaßte den Fürsten der Westsachsen, um die Hand von Wereburgis zu werben und ihr reiche Geschenke anzubieten.

„Nimm diese Reichtümer wieder zurück“, sagte sie zu dem Gesandten, „ich werde niemals einen andern Bräutigam lieben als den Erlöser der Menschen. Nichts wird mich in diesem Entschluß wankend machen.“ Noch mehrere Fürsten wünschten die Königstochter zur Gemahlin, aber immer wies sie dieselben mit der gleichen sanften Art und Weise zurück, und zwar mit Zustimmung der Königin. Obschon diese den Prüfungen, welche sie zu erdulden hatte, gewachsen war, erschrak sie doch bei dem Gedanken, daß ihre Tochter, falls sie in der Welt bleibt, dieselben Schwierigkeiten zu ertragen hatte, und darum befestigte sie ihr Kind in seinem Vorsatz.

Der König schien jedoch vergessen zu haben, daß er Vater sei, und doch war diese Gleichgültigkeit das Glück seiner Kinder, welche ganz und gar unter der Aufsicht der Mutter standen. Eines Tages ließ der König seine Tochter Wereburgis zu sich rufen. Die junge Prinzessin zitterte bei diesem Befehl. Es war das erstemal, daß ihr Vater ihre Gegenwart verlangte. Nie hatte er sich mit ihr unterhalten. Als sie das Gemach betrat, verdoppelte sich ihre Furcht, sie bat innerlich zu Gott, denn auch Werbode, der schlaue Staatsmann, war bei ihm, und sein Gesicht strahlte vor Freude. Er verließ jedoch das Zimmer. Während einiger Augenblicke heftete Wulferus seine Blicke auf seine Tochter, die geneigten Hauptes vor ihm stand. Dann befahl er: „Wereburgis, komm!“

Bei diesem in rauhem Tone ausgesprochenen Worte zitterte das junge Mädchen. Sie trat jedoch einige Schritte vorwärts. Der König schien sich gar nicht zu verwundern über die Angst seiner Tochter, da er ja gewohnt war, zu sehen, wie man vor ihm bebt. Da es jedoch in seiner Absicht lag, sie zu beruhigen, fügte er in erzwungenem, sanftem Ton hinzu: „Fürchte dich nicht, ich weiß, daß du ein gehorsames und untertäniges Kind bist, und gerade um deiner Unterwerfung willen habe ich dich rufen lassen, um dich zu belohnen.“

„Herr, ich warte auf deine Befehle“, erwiderte die Prinzessin in sanftem Tone.

„Gerne sehe ich bei dir die Würde deiner Haltung, deine edlen Züge, die deine hohe Abkunft andeuten. Ich will dich jetzt deiner Einsamkeit entziehen, in welcher du bis jetzt verborgen gelebt hast. Die Tochter des Fürsten von Mercien darf nicht in einem Palaste vergessen leben, wie die geringste Dienstmagd der Königin. Du sollst von jetzt an durch deine Schönheit und Tugend die Zierde meines Hofes sein.“

„Ich verdiene diese Gunst nicht“, fiel Wereburgis dem König furchtlos in die Rede, „und wenn ich um etwas bitten darf, dann wäre es dieses, daß ich immer in dieser Verborgenheit verbleiben darf.“

„Vergiffest du, mit wem du sprichst?“ Die Augen von Wulferus funkelten bereits vor Zorn.

„Ach, mein Vater und Herr!“ „Wohlan“, sagte der König, während seine Stimme sich etwas milderte. „Wenn der Vater, dessen Macht unbegrenzt über dich ist, zu dir sagen würde, als die glänzendsten Partien, die sich für meine Tochter dargeboten haben und sie die fürstlichen Kronen weigerte, habe ich meinen Ehrgeiz bezwungen, weil ich sie nicht von ihrer Mutter trennen wollte, würde dich dann die Erkenntlichkeit nicht zu meinen Füßen werfen? Ja, Wereburgis, du darfst frei meine Knie umfassen“, fuhr der Vater fort, während er seine Hand über das wellende Haar der zarten Jungfrau mit Wohlgefallen strich, „denn das alles habe ich für dich getan und noch mehr will ich tun, da ich den Mächtigsten und Größten meines königlichen Hofes, nämlich Werbode, dir zum Gemahl geben will. Seine ausgezeichneten Dienste glaube ich nicht besser belohnen zu können, als ihm deine Hand zu reichen.“

„Wie? Ich, die Gemahlin von Werbode?“ rief Wereburgis entsetzt aus, „nein, Vater, das kann deine Absicht nicht sein.“

„Er hat mein Wort! Du darfst mir deine Zustimmung nicht verweigern, nicht wahr?“

Die wüsten Züge von Wulferus und seine Furcht einjagende Stimme machten einen solchen Eindruck auf Wereburgis, daß sie den Mut nicht fand, darauf zu antworten. „Dieses Schweigen ist mir angenehm“, sagte der König kühl, „auf diese Weise muß eine sittsame Jungfrau einen Heiratsantrag annehmen. Vergiß inzwischen nicht, daß du in acht Tagen Werbode zum Altare folgen sollst.“ Mit gebietender Gebärde gab er ihr zu verstehen, daß sie das Zimmer verlassen soll.

Wereburgis erzählte sofort die Unterredung mit dem König ihrer Mutter. Ermentildis war ganz entsetzt über diese Mitteilung. „Es bleibt dir nichts übrig, als fügsam das Haupt zu beugen, mein Kind“, sagte sie, denn ich werde dich nicht zum Ungehorsam gegen deinen Vater ermutigen. Übrigens läßt Gott oft die Vereinigung von Guten und Bösen zu, um letztere zur Liebe und Bekehrung zu bringen.“ Dann wandte sie ihr Gesicht von diesem Schlachtopfer ab, um die tiefe Trauer ihres Herzens nicht merken zu lassen.

Inzwischen hatten Wulfrath und Rufinus, die beiden Brüder von Wereburgis, diese Märe nicht mit derselben Gelassenheit angenommen. Entrüstet über die Frechheit von Werbode, suchten sie ihn auf, überluden ihn mit bitteren Vorwürfen und schwuren, sich mit aller Kraft gegen diese Ehe zu widersetzen. Eine große Furcht bemeisterte sich Wereburgis'. Sie glaubte sich vom Himmel verlassen, als ihr der Gedanke kam, bei dem gottesfürchtigen Raddus, dem Bischof von Litschfield, Rat zu fragen. Der ehrwürdige Kirchenfürst weilte damals in einer Klause in der stillen Einsamkeit eines nahen Waldes. Dieser heilige Mann hatte auch ihre beiden Brüder Wulfrath und Rufinus in den heiligen Büchern des Evangeliums unterrichtet. Voll Dankbarkeit kamen sie des öftern in seine Einöde, um ihn zu besuchen. Das Vertrauen, das Wereburgis in den Bischof setzte, war unbegrenzt. Sie hoffte, bei ihm einen heilsamen Rat in diesen peinlichen Umständen zu gewinnen. Von diesem Beschluß jedoch teilte sie der Königin nichts mit, aus Furcht, daß diese sie zurückhalten würde. Am Abend, als es bereits dunkel wurde, trat Wereburgis durch eine verborgene Türe des

Palastes ins Freie und richtete ihre Schritte der Klause zu. Der Weg war ihr ja sehr gut bekannt. Die Finsternis nahm zu, je tiefer sie in den Wald kam, und oft blieb sie unentschlossen stehen, im Zweifel, ob sie vorwärtsgehen oder zurückgehen sollte. Gewiß, sich allein zu fühlen in einem abgelegenen Platz, wo man nichts als das Riefeln der Blätter, das Geschrei der Nachtvögel hört, war mehr als genug, um ein schwaches Mädchenherz bang zu machen. Sie zitterte an allen Gliedern. Da bemerkte Wereburgis zwischen den Bäumen ein kleines Licht, das ihr die Nähe der Klause andeutete. Doch nun hörte sie, wie Fußstapfen durch die Sträucher traten; sofort versteckte sie sich hinter einem wilden Rosenstrauch und lauschte mit großer Angst. Die Schritte schienen sich zu nähern, endlich ging ein Mann vorbei, so nahe, daß er das Mädchen hätte entdecken müssen, wenn er nicht ganz in Gedanken versunken gewesen wäre. Nachdem Wereburgis noch etwas gewartet hatte, setzte sie ihren Weg fort. Aber schon nach einigen Schritten vernahm sie plötzlich wieder ein Geräusch; unruhiger als das erste, störte es die feierliche Waldstille. Zitternd blieb die Königstochter stehen. Sie hörte eine Weile Waffengeklirr... ein Schrei... klagendes Stöhnen und dann endlich nichts mehr.

„Ach, hier ist Blut vergossen worden, hier wurde wahrscheinlich ein Mord verübt.“ Sie wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne; sie vermutete, daß sicher der Bischof von Litschfeld das Schlachtopfer gewesen sei. Ihre eigene Gefahr vergessend, eilte sie zu der vermutlichen Stelle, um dem gottesfürchtigen Raddus Hilfe zu bieten, wenn es noch Zeit war. Plötzlich erschien derselbe Mann, der einige Augenblicke vorher vorbeigegangen war, aber dieses Mal lief er in größerer Eile und alles ließ in ihm den Mörder erkennen, denn er hielt noch ein blutiges Schwert in seiner Hand. Bei Mondenlicht gewahrte Wereburgis deutlich die Züge des gottlosen Werbode.

Sicher hat die Vorsehung sie hierher geführt, wenn auch nicht, um eine Missetat zu verhindern, so doch um den Schuldigen zu entdecken.

Diese grausame Tatsache bannte sie sozusagen fest an den Grund, doch den Mut in beide Hände nehmend, lief sie so rasch wie möglich nach einem offenen Platz im Walde, von woher sie den Schrei vernommen hatte. Hier fand sie zwei Männer bewegungslos ausgestreckt am Boden liegen.

„Er ist es nicht“, neu atemholend und den Abscheu über den Mörder unterdrückend, ging sie auf die beiden Unglücklichen zu. Aber kaum hatte sie sich vor Mitleid ihnen genähert, als sich ein Schrei ihrer Brust entrang: „Meine Brüder!“ und sie sank nieder bei den Leichen von Wulfrath und Rufinus.

Am andern Tag, als der König von einigen seiner Höflinge, worunter auch Werbode, umringt war, sah er die Königin und ihre Tochter in sein Gemach eintreten. Ermenildis in lange Trauerkleider gehüllt, das Haupt geneigt, die Augen voll Tränen, stützte sich auf den Arm ihrer Tochter Wereburgis. Beide schienen sich nur mit Mühe aufrecht zu halten.

„Was bedeuten die Trauerkleider und das zerstörte Gesicht?“ rief Wulferus fragend. „Bereitet ihr euch für die Hochzeitsfeierlichkeiten vor oder wollt ihr mich noch reizen, daß ihr so erscheint?“ Ermenildis antwortete nichts. Sie zeigte auf eine große Gardine, die zurückgeschoben wurde. Alle Blicke der Anwesenden richteten sich nach diesem Gemach.

„O, Entsetzen!“

In der Mitte des Zimmers stand ein Bett, worauf Wulfrath und Ruffinus ruhten. Raddus, der Bischof von Litschfeld, lag vor ihnen auf den Knien und betete langsam die Sterbegebete.

„Meine Kinder!“ rief der König mit lautloser Angst und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Ja“, antwortete Ermenildis, „und ich frage nun den König von Mercien, ob er seine Tochter Wereburgis noch dem Mörder ihrer Brüder zur Ehe geben will?“

Werbode erbleichte und schlug seine Augen nieder vor dem schrecklichen Blick des Wulferus. — Es herrschte einige Augenblicke Totenstille. — Es schien, daß der König mit seinen eigenen Gefühlen in heftigen Streit geriet. Werbode versuchte zu entweichen, aber ein neuer Blick seines Gebieters, noch drohender als der erste, hielt ihn auf der Stelle festgenagelt. Endlich streckte der König seine Hand nach ihm aus: „Dem Schuldigen muß Recht widerfahren.“

Sofort ergriffen zwei Soldaten den Mörder Werbode und brachten ihn hinaus.

Von diesem Tage an kam eine ganze Veränderung in das Betragen von Wulferus. Dem gemeinen Joch eines verräterischen Staatsmannes enthoben, tauschte er nun der Stimme seines Gewissens. Und als er sich einige Zeit der Trauer um seine verlorenen Kinder gewidmet hatte, beschloß er für seine Missetaten Buße zu tun. Er richtete sich nach dem Rat seiner Gemahlin und des heiligen Bischofs Raddus, vernichtete alle Götzenbilder, stiftete Kirchen und Klöster, unter andern die Abtei und das Priorat von Stone, wo seine beiden Söhne begraben wurden. Mit einem Wort: Er breitete den Gottesdienst aus, sowohl durch seinen Eifer als auch durch gute Werke und sein vorzügliches Beispiel.

Wereburgis fürchtete nun nicht mehr, ihrem Vater das Verlangen nach dem klösterlichen Leben zu offenbaren. Nachdem der König seine Zustimmung gegeben hatte, brachte er sie selbst in das Kloster von Ely, begleitet von Ermenildis und seinem ganzen Hofe. Die Äbtissin empfing ihn mit großer Feierlichkeit an der Klosterpforte. Großmütig und zufrieden verließ die Königin ihre Tochter, da sie wußte, daß sie vor allen Fallstricken der Welt geschützt sei. Außerdem dachte sie selbst daran, dem Beispiel der Tochter zu folgen, denn die Gesundheit des Königs nahm sichtbar ab. Nach dem Tode von Wulferus, im Jahre 675, nahm Ermenildis ebenfalls den Schleier im Kloster von Ely und wurde später dort als die dritte Äbtissin ernannt. In Demut und Geduld, in welcher Wereburgis ihre Prüfungszeit bestand, befestigte sie ihren Beruf. Bald wurde sie zur Ablegung der Gelübde zugelassen in Gegenwart ihrer königlichen Eltern. Sie blieb ein Vorbild für alle ihre Mitschwester, treu in der Beobachtung der Regel, eifrig im Gebet und in der Betrachtung und fleißig bei der Arbeit. Später verließ sie das Kloster von Ely, um auf Ansuchen ihres Onkels, des Königs Ethelred, die Regelzucht der Frauenklöster in seinem Reich wiederherzustellen. Dieser Fürst besorgte ihr auch die Mittel, um drei neue Klöster zu bauen. Wereburgis wurde von der Kirche in die Reihe der Heiligen aufgenommen. Sie starb in Trentham am 3. Februar gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Auf ihren Wunsch wurde sie in Hamburg begraben.

Eine Erstkommunion im Urwald

(Ostafrika)

Am die Feier der ersten heiligen Kommunion bei den Schwarzen eindrucksvoll zu gestalten, bieten Missionare und Schwestern alles auf, das Fest in glänzender Weise zu begehen. Unter diesen Erstkommunikanten sind ja nicht nur die Kinder, sondern auch Erwachsene, die erst die Taufe empfangen haben. Monate- und wochenlang bereiten sich die Glücklichen auf diesen schönsten Tag ihres Lebens vor. Unter dieser Schar befand sich auch ein kleines Mädchen, dessen elterliche Hütte im Schatten des Urwaldes stand. Am seinem ersten Lebenstag wurde das Kind von seinen bereits christlichen Eltern schon zur Kirche gebracht und auf den Namen seiner Patin „Johanna“ getauft. Später nahm die Mutter sie bei jedem Kirchgang mit. Auf Mutters Rücken war sie ja gut aufgehoben, ob die Mutter in den Beichtstuhl oder an die Kommunionbank ging.

Als Johanna später laufen konnte, mußte sie die Ziegen und Schafe hüten; lustig und fröhlich sang sie mit den Vögeln um die Wette. Am liebsten aber ging sie zur Mission in die Schule, wie weit der Weg auch war. Endlich nahte für Johanna der Tag der ersten heiligen Kommunion! Zwei Wochen vorher hatte sie beim hochwürdigen Pater Superior ihre Probe für die Zulassung glänzend bestanden. Auch die Gedanken ihrer Eltern konzentrierten sich ganz auf den großen Gnadentag ihres ältesten Töchterleins. Mußten sie auch ihren Lebensbedarf aus dem Boden ihres Bananenhaines gewinnen, so sparten sie doch, um ein schlichtes weißes Kleidchen und ein Blumenkränzchen anschaffen zu können.

Einige Tage vor dem Ehrentag klagte Johanna über Schmerzen im Hals. Bald trat ein heftiges Fieber auf und eine gefährliche Diphtheritis hatte sich des Kindes bemächtigt. Der Ansteckung halber konnte es nicht zur Missionsstation gebracht werden. Die besorgten Eltern wollten ihrem Kinde um jeden Preis das Glück der Erstkommunion verschaffen. Die Hoffnung schwand immer mehr. Nun zögerte der Pater Missionar nicht mehr länger, dem Kinde den Heiland in die Hütte des Urwaldes zu bringen. Da schilderten die Eltern der Schwester ihre große Not:

„Wie kann der Herr im heiligen Sakramente in unsere unsaubere Hütte kommen? Gewiß, die Armen haben eine besonderes Anrecht auf seine Güte.“ Ich erwiderte ihnen: „Johanna ist beim lieben Heiland gut angeschrieben und es drängt Ihn, zu Seinem todmüden Kinde zu kommen, weil es nicht in die Kirche gehen kann. Er geht eben hin, wohin Er will; Er bringt Euch Trost, teilt Euch Freude und Leid.“

Ich richtete langsam ein kleines Altärchen neben dem Krankenbett her; aber das genügt den Eltern und der Taufpatin, die alle früher auf der Mission erzogen worden waren, keineswegs. Als ich fertig war, fingen sie an, den Boden mit Tierfellen zu dekorieren. Dann wurden dünne Bananenstämme ausgehöhlt, unten dicht gemacht und ein Baumwollfaden durchgezogen; dann das Wachs aus den wilden Honigwaben des Urwaldes hineingegossen. Nach dem Erkalten wurde die Umhüllung vorsichtig aufgeschnitten und prächtige Wachskerzen kamen zum Vorschein. An der Kürbisflasche und der Trinkschale (eine halbe Kokosnuß), sowie in dem Holzstellrchen, dessen Johanna sich bediente, wurden Kreuzchen eingeschnitten, damit das Kind sich des Leidens Jesu erinnere. Aus Lehm fertigten sie noch

kleine Figürchen von Engeln und Heiligen an, welche bemalt und zum Empfang des Heilandes aufgestellt wurden.

Das Kind erlitt noch einen schweren Anfall; dann kam der hochwürdige Pater Superior mit den Ministranten und der Kinderschar der Missionsstation, welche sakramentale Lieder sangen und den Heiland bis zur Lagerstätte des Kindes begleiteten. Die Eltern gingen dem hochwürdigsten Gute halbwegs entgegen. Alles sank in die Knie, als der Priester dem scheidenden Kinde ein Stückchen von der heiligen Hostie (mehr konnte es nicht schlucken), reichte. Welch rührende Szene! Es war, als umschwebten Engel diese arme Hütte. Die Sonne sandte ihre Strahlen wie einen Gruß aus himmlischen Höhen. Alles zeugte von Gottes Majestät und Herrlichkeit. Im Hintergrund der mächtige Kibo, dessen Schneekuppe wie in Diamanten gehüllt erstrahlte. Die mächtigen Baumriesen des Urwaldes neigten ihre Zweige, als wollten sie sagen: „Es geht der Herrgott durch den Wald.“

Noch einige schwere Leidensstunden und Johanna ging mit ihm in das Reich dessen, der dies alles erschaffen hat. — Mir ist diese Erstkommunionfeier unvergeßlich geblieben.

Schw. M. F.

*

Vor der heiligen Kommunion

(Erster Teil)

Herr, ich bin krank, komm, heile mich,
Du bist der Arzt des Lebens!
Herr, ich bin blind, erleuchte mich,
Du bist das Licht des Lebens!
Herr, dürstig bin ich, elend, arm -
Herr Himmels und der Erde,
O mach' mein Herz an Liebe warm,
Sprich heut dein göttlich „Werde!“

Zerstöre, was dir nicht gefällt
In meinem kalten Herzen,
Verbann aus ihm, was von der Welt,
Und spar' ihm keine Schmerzen!
O Jesus, sieh', du kommst zu mir
Als Gott, zum ärmsten Kinde -
O Jesus, du siehst nichts in mir,
Als Armut, Krankheit, Sünde!

Wie darf ich, o du großer Gott,
Vor dir doch jetzt erscheinen?
Ich wende mich in dieser Not
Zur Unbefleckten, Keinen:
O süße Mutter, holde Frau,
Leih' mir dein Herz voll Liebe,
Auf deine Hilfe ich vertrau',
Mutter der schönen Liebe!

Gib deinen Tugendreichtum mir,
Wenn ich zu Jesus gehe:
Wie du es tatest, zeig' es mir,
Um dies ich herzlich sehe!
Geh' mit, o liebe Mutter mein,
Mit mir zu deinem Sohne!
Hilf, daß er mit dir, Mutter mein,
In meinem Herz stets wohne!“ m. s.

Marianische Aktion

Wir kommen heute wieder auf die Samstagsidee zurück, und lassen hier eine kleine Erklärung aus dem Organ der Marianischen Aktion in Süd-Afrika folgen:

Die Feier des Samstages als Tag der Mutter Gottes geht schon ins 8. Jahrhundert zurück und hat zum Beförderer desselben den heiligen Johannes Damascenus. In der ältesten Zeit bestand eine Überlieferung, daß Maria an diesem Tage unbefleckt empfangen, an einem Samstag geboren und in den Himmel aufgenommen sei. In der griechischen Kirche war der Samstag ein Ruhetag, in der alexandrinischen ein Subeltag, in der römischen und spanischen Kirche ein Fasttag. Das Konzil von Elvira in Spanien verordnete im Jahre 300 an den Samstagen ein strenges Fasten bis zur Non, welche Verordnung im Konzil zu Corango 1050 erneuert wurde. Wahrscheinlich war das Samstagfasten in den ersten Jahrhunderten mehr zum Andenken an die Grablegung Christi eingeführt, aber schon im ersten Jahrhundert und im Mittelalter wurde es zu Ehren der schmerzhaften Mutter geübt, wozu die Kirche die Einwilligung gab. Schon zur Zeit des Petrus Damianus wurde der Samstag der Verehrung Mariens geweiht. Viele Heilige haben zu Ehren Mariens an den Samstagen gefastet und es anderen Marienverehrern anempfohlen, so der heilige Nikolaus von Tolentino, der heilige Karl Borromäus, der heilige Alfons von Ligouri usw. Der heilige Antonius erzählt, daß sogar die schlechtesten Christen noch an den Samstagen zu Ehren Mariens streng, oft bei Wasser und Brot, fasteten. So sehr hatte sich diese Gewohnheit im Volke eingebürgert. Dieser Bußgeist der damaligen Zeit verliert sich heute auch bei frommen Personen immer mehr und mehr, weil wohl die jetzige Generation nicht mehr die damalige kräftige Konstitution besitzt. Die Schwäche des Willens mag wohl auch etwas dazu beitragen! — In letzter Zeit, wo die Marienverehrung einen neuen Aufschwung nimmt, werden Sühnungsandachten am ersten Samstag des Monats viel verbreitet und der erste Samstag ähnlich dem Herz-Jesu-Freitag gefeiert zur Sühne für die Lasterungen der Mutter Gottes. Es bestehen Andachten für die zwölf Samstage zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis, ferner die sieben Samstage zu Ehren unserer lieben Frau von der Barmherzigkeit; in den meisten Gegenden wird am Samstag eine Salve-Andacht gehalten zur Bekehrung der Sünder. Es ist übrigens von jeher jedem Christenherzen eigen, der Mutter Gottes einen Tag in der Woche zu schenken, und zwar denjenigen, an dem sie um ihren toten Sohn, der im Grabe lag, getrauert hat — es ist der Samstag. U.M.

Mariens Herz im Herzen Jesu

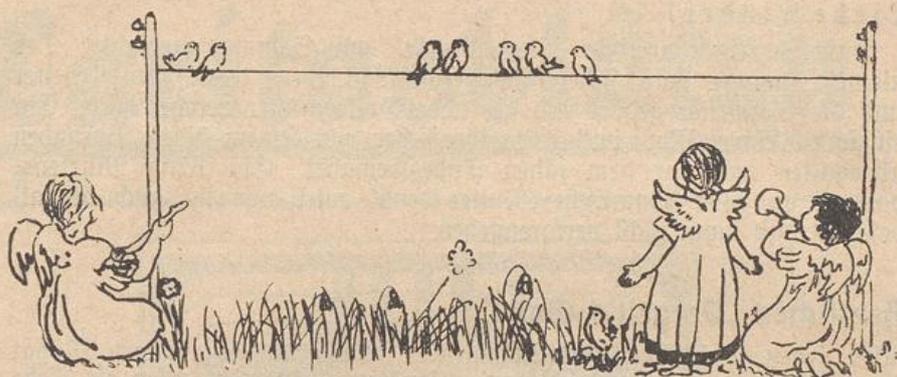
Ganz tief in Jesu Herzens Mitte
Schlägt noch ein ander liebend Herz,
Das mit dem Sohn gelebt, gelitten:
Es ist Mariens Mutterherz.

Es schlagen beide treue Herzen
Stets einen und denselben Schlag;
Sie waren eins in ihren Schmerzen,
Die ihrer harreten Tag für Tag.

Und als des Heilands Herz durchstochen
Vom eisenharten, scharfen Speer,
Da ward der Mutter Herz gebrochen —
Da stand sie in des Leidens Meer.

Das Blut aus Jesu Herz gestossen,
Es war der Mutter reinstes Blut;
Aus ihrem Herz ist es entsprossen,
Durchweht von Geistes Liebesglut.

Noch immer beide Herzen schlagen
Gemeinsam für der Menschen Heil!
O hört, wie sie zum Vater sagen:
„O schenk den Sündern Gnad' und Heil,
Auf daß ein Hirt und eine Herde!
Mit unsern Herzen eines werde!“ m. s.



F ü r d i e K i n d e r

Unserer Knaben waren im Religionsunterricht. Es war der letzte Tag der Woche. Der hochwürdige Pater Missionar sagte zum Schluß: „Heute ist Samstag; heute dürft ihr kein Flußbad nehmen, weil die Mädchen an der Reihe sind.“ Alle hielten sich an diesen Befehl; nur der zehnjährige Johannes eilte fort, statt mit den andern kameradschaftlich aufs Feld zu gehen. Er wollte hinter Strauch und Busch die Vogelnester ausheben und noch andere Vubenstreiche ausführen. So hatte er sich bis Mittag in der Wildnis herumgetrieben — gegen den Willen der Schwester. — Aber Müßiggang ist aller Laster Anfang; er wußte genau das Böse vom Guten zu unterscheiden, aber der Hang zum Bösen gewann die Oberhand. Als kleiner, leidenschaftlicher Schwimmer konnte er zuletzt dem Drang nicht mehr widerstehen, in die abkühlende Flut hineinzuspringen und, umgesehen von allen, lustig hin- und herzuschwimmen, während man auf der Station nach allen Seiten auf der Suche nach ihm war. Plötzlich erhob sich ein Skandalgeschrei mit der schrecklichen Nachricht, daß die Mädchen beim Baden auf die Leiche des Johannes stießen, die über und über mit Morast und Schlamm bedeckt war. Ein Krokodil hatte ihm ein Bein abgebissen, er war nicht mehr fähig, sich zu retten, und erkrank. Das Wasser hatte ihn auf einen Felsblock gespült. Die Leiche wurde gewaschen und in Lächer gehüllt. Das ganze Dorf war wie elektrifiziert und das Bild des unglücklichen Knaben wirkte mehr als die schärfste Predigt. Seine Kameraden sagten: „Hans, in welchem Hasen bist du wohl gelandet?“ Die Schwester erwiderte darauf: „Erst am Ende der Welt werden wir das erfahren! Als er mit dem Tode rang, wird er wohl einen vollkommenen Reueakt erweckt und Gnade bei Gott gefunden haben. Freilich, Johannes war immer etwas schwerhörig; spielte gern den Tauben und schlug gute Ermahnungen oft in den Wind.“ Die Heiden waren sehr bestürzt über den Ungehorsam und sagten: „Dem gehörte solche Strafe.“

Dieses traurige Beispiel brachte allen wieder zum Bewußtsein, daß des Priesters Wort heiliggehalten werden muß. — Für uns Schwestern war dieser Fall sehr schmerzlich, denn jedes unserer Kinder ist uns überaus teuer.

Liebe Kinder!

Habt ihr auch an das „Ave Maria“ am Samstag gedacht? Der kleine Johannes wäre sicher nicht verunglückt, wenn er auf den Priester und die Schwester gehört und die liebe Gottesmutter verehrt hätte. Ein einziges „Ave Maria“ hätte ihn sicher von seinem bösen Vorhaben abgehalten und vor dem jähen Tode bewahrt. Ein Kind Mariens, das oft an seine himmlische Mutter denkt, wird von ihr auch überall beschützt und kann nicht verlorengehen.

*

Herzliches „Vergelt's Gott!“

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im vergangenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, Gott möge allen die Liebe für die Mission in reichem Maße und in der Großmut seines göttlichen Herzens vergelten hier auf Erden, doch sicher einst in der Ewigkeit.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 1. Juni bis 1. Juli unter den gewöhnlichen Bedingungen gewinnen können: 1. Am hochheiligen Pfingstfest (5. Juni); 2. am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit (12. Juni); 3. am hochheiligen Fronleichnamfest (16. Juni); 4. am Feste Peter und Paul (29. Juni); 5. am Herz-Jesu-Fest (24. Juni).

Goldkorn.

„Könnte ein Weizenkorn Schmerz empfinden, wie würde es laut aufschreien, bis es Brod wird. Welche Schmerzen aber hat Jesus empfunden, um uns unter den Gestalten von Brod und Wein sein Fleisch und Blut reichen zu können! Er, das zarteste Weizenkorn, vom Heiligen Geiste gebildet, mußte zermalmt und zerschlagen werden, um den Drang nach der innigsten Vereinigung mit uns in der Kommunion befriedigen zu können.“
P. J. Schn.

Gebetserhörnung

Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und dem heiligen Josef für Erhörnung in einem besonderen Anliegen.

Fam. Kern, Klein-Strehlich.

Dank dem heiligen Josef für Erhörnung in einem wichtigen Anliegen. (Studium der Kinder einer Familie.) Veröffentlichung war versprochen.

Warendorf.

Dank dem heiligen Judas Thaddäus für Hilfe in der Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Warendorf.

Innigen Dank dem heiligen Wendelinus, dem heiligen Sebastian, dem heiligen Bruder Konrad für Hilfe in einem Anliegen.

Kotenfels.

Das Totenglöcklein

bittet flehentlich um ein Memento für unsere langjährige, eifrige Beförderin und Wohltäterin Frau Wwe. Christine Keller aus Kaiserslautern, Mutter unserer lieben Schwester M. Christa; Hochw. Herrn Pfarrer Bütfering aus Recke, Westf.; Frau Agnes Fehricke, Halberstadt; Frau Arzt, Worms, langjährige Abonnentin und Wohltäterin unserer Mission; Herr Thomas Bujak aus Oberglogau, Schles., und unsern Wohltäter und Abonnenten Herrn Hermann Büscher aus Buer, Westf., Vater unserer lieben Schwester Eucheria. Möge der Herr der Weinberge, in dem unsere lieben Verstorbenen so verborgene Dienste geleistet haben, ihnen ein gnädiger Richter sein. Sein ewiges Licht leuchte ihnen! R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1938



O Blut des Herrn, du zahlst der Sünder Schuld,
Du schenkst dem Reuigen Erbarmen, Gottes Gnad' und Huld,
Du heilst die schwersten Seelenwunden,
Durch dich allein ward Gnad' und Heil gefunden. M. B.

Disitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Don Mutter M. Tertula

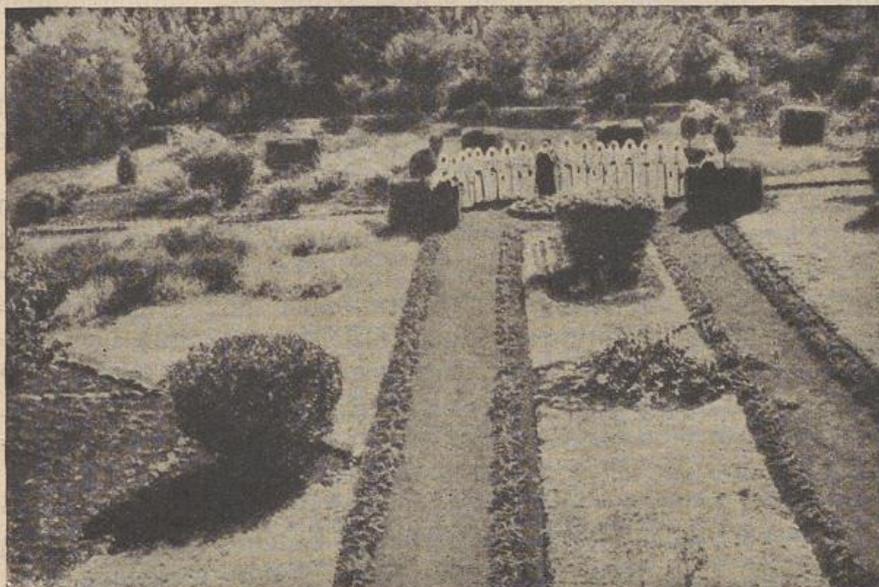
Gheimnisvoll klingt das Wandlungsglöcklein im trauten Bergkapellchen von Rivungilo. Draußen noch tiefes Dunkel! Warum so früh? Es geht auf die Missionsstation Kilema zum weltberühmten Kibo. Der Weg ist weit, und hier in Afrika muß man mit allerlei unvorhergesehenen Zwischenfällen rechnen. Unser Fahrzeug, ein kleines Lastauto, das auch für Personentransport praktisch eingerichtet werden kann, ist gut beladen. Wir sind mit neun Personen: sechs Schwestern, zwei schwarze Jungen und der Chauffeur. Der Wind treibt mit uns ganz unbescheiden sein Spiel. Er schämt sich nicht, durch seine frische, für Afrika sogar kalte Brise, unsere Gesichter rot und blau zu färben. So geht es, wenn man sich auf die Höhe der Berge wagt. Je tiefer wir kommen, desto wohlthuender empfinden wir die Wärme. — Die wildromantische Natur bietet uns genügend Betrachtungsstoff über die Macht des Schöpfers. Vor uns liegt die endlos scheinende Steppe wie ein Wolkenmeer. Die aufgehende Sonne bricht sich langsam Bahn und das herrliche Wolkengebilde zerfällt. Ein entzückender Anblick!

Wie wir so dahinfahren, schleicht sich bei einer unserer Schwestern die Seekrankheit ein, infolge der unliebsamen Stöße. Wir mußten unsere Kranke bei einer europäischen Farmersfamilie zurücklassen. Die Sonne schien indessen immer heißer, die Staubwolken wurden immer größer und die Steppe immer einsamer. Endlich führte unser Weg durch einen kleinen schattigen Urwald. Wir hielten Rast, suchten nach Wasser, um uns von Staub und Schmutz zu befreien. Ein kleines, zierliches Affchen huschte behende von Ast zu Ast und musterte neugierig die seltenen Gäste in der Waldeinsamkeit, bis wir ihm etwas von unserm Proviant zuwarfen.

Bald hatten wir den kühlen Urwald wieder verlassen und die heiße Steppe lag wieder vor uns. Unser Auto versagte den Dienst; infolge der großen Hitze war der Schlauch am vorderen Wagenrad rundum geplatzt. Wir suchten nach einem schattigen Ruheplätzchen; es war gerade mittags 12 Uhr. Fünffmal mußte der Chauffeur das Rad aus- und einsetzen. Zum Schluß kam ein Indier zu Hilfe, der mit seinem Lastauto des Weges kam. Er bot sich sogar an, hinter uns her zu fahren, damit er bei einem weiteren Unfall gleich zur Stelle sei. Unterdessen war es $1\frac{1}{2}$ Uhr geworden, bis wir wieder weiterfahren konnten. Es war wirklich eine Pflicht- und keine Vergnügungsreise!

Als unser Auto nun wieder dahinsauzte, kam auf einmal der

große Vogel Strauß, durchquerte vor unserm Fahrzeug den Weg mit seinen langen Schritten. Es war eine kleine, unerwartete Freude. — Wieder war eine gute Strecke des Weges zurückgelegt, da plötzlich ein Knall, — und das Auto stand. Glücklicherweise hatte uns der Indier bald eingeholt und half wieder. Um Wasser zu suchen, wagten wir durch das Schilf an den Fluß zu gehen; aber der Chauffeur bemerkte uns rechtzeitig und warnte uns vor den Krokodilen. Wie oft haben wir und unsere Schwestern schon den sichtbaren Schutz Gottes erfahren!



Ehew. Mutter mit Schwestern, Novizinnen und Postulantinnen in den Anlagen von Huruma. — Vor 7 Jahren war noch alles Steppe (Photo: Archiv)

Die Autoreparatur war fertig, und es ging auf Moshi zu. Wir sahen Ameisenhügel, die so kunstfertig gebaut waren, daß sie an alte Burgen aus den Ritterzeiten erinnerten. Bald waren wir in große Sandwolken gehüllt; trotzdem konnten wir den Kibo erspähen. In der Regenzeit steckt er nämlich in dichten Wolken, wenn er sich dann wieder sehen läßt, hat er seine Schneehaube tiefer heruntergezogen. Mit seiner Höhe von 6 000 Meter, 3 Grad südlich vom Äquator, mit ewigem Schnee bedeckt, und sein Bruder Kimavenzi, 5 000 Meter hoch, sind eine Zierde des Kilimandjaro-Gebirges. Ihnen zu Füßen liegt die schöne Missionsstation Kilema.

Erstaunt eilten die guten Schwestern zu unserm Auto, man hatte geglaubt, daß wir wegen der großen Hitze die Nacht zum Reisen wählen würden. Wie froh waren wir aber, es nicht getan zu haben. Wie immer, so wollte auch hier das Fragen und Erzählen kein Ende nehmen, die Schwestern hatten sich

doch schon so lange auf diesen Besuch gefreut. Kilema ist der Bischofssitz vom Vikariat Kilimandjaro und hat eine schöne, geräumige Kathedrale, die an Sonntagen voll besetzt ist. Eine mehr als 50jährige harte Missionszeit hat hier reiche Früchte gezeitigt. Kilema hat 13 000 Christen, 1100 Kinder besuchen die Schule auf der Mission, darunter sind 500 Mädchen. Erst in den letzten Jahren konnten sich die Eltern entschließen, auch ihre Mädchen in die Schule zu schicken. Zwei von unseren Schwestern stehen an der Spitze einer höheren Schule, in welcher Mädchen zu Lehrerinnen herangebildet werden. Bei unserem Rundgang galt unser erster Besuch dem hochwürdigsten Herrn Bischof, welcher seine große Zufriedenheit über das Wirken der Schwestern zum Ausdruck brachte.

In einem schöngelegenen Hospital mit etwa 40 Betten ist auch eine kleine Zahnklinik eingerichtet; die leitende Schwester wird von eingeborenen Schwestern unterstützt.

Der hochwürdigste Herr Bischof von Kilimandjaro war so gütig, uns sein Auto zur Verfügung zu stellen, und so konnten wir denn vorerst unsere drei Schwestern in Rombo überraschen. Ein gemütliches Plauderstündchen machte die Schwestern mit allem Wünschens- und Wissenswerten aus der Heimat bekannt. Rombo, das bereits vor dem Weltkrieg eine schöne geräumige Kirche hatte, macht einen sehr guten Eindruck. Unter den Gebäulichkeiten fanden wir auch ein kleines Krankenhaus, das die Missionierung bedeutend erleichtert.

Die Anerkennung, welche die Eingeborenen aus Dankbarkeit den Krankenschwestern bezeugen, bestehen oft aus ganz eigenartigen Titulaturen: Mama kwa Mangi Selengia, d. h. Mutter des Häuptlings. Selengia war ein sehr berühmter Mann. Dann auch wieder Simba, d. h. Löwe. Chesu ya wasele (Elefant der Frauen). Diese Ehrentitel werden sehr selten und nur in ganz außerordentlichen Fällen gegeben.

Die Schule wird recht eifrig besucht. Die Schwestern haben auch bereits drei schwarze Lehrer zur Hilfe. Der Volkscharakter paßt sich der Gegend an. Er ist hart, steinig, verschlossen. Der Wachage-Stamm ist hier vorherrschend. Die Leute sind arm und haben wenig Gelegenheit, sich etwas zu verdienen. Das Wasser muß von den Frauen auf dem Kopfe nach Hause getragen werden. Sie müssen eine halbe bis dreiviertel Stunden laufen und oft lange warten, bis sie an der Reihe sind. Die eingeborenen Schwestern, welche unter Leitung unserer Genossenschaft herangebildet werden, sind unseren Schwestern bereits eine große Stütze. In der Nähe von Rombo liegt das Noviziat dieser eingeborenen Schwestern, Huruma. — Erfreut waren wir über das von unserer Schwester Assumpta gemalte Altarbild, das hier so recht am Platze ist. Die junge Genossenschaft dieser schwarzen Schwestern hat noch viel mit den heid-

nischen Anverwandten zu kämpfen und besteht nun bereits sieben Jahre. Trotz aller Schwierigkeiten zählt sie 45 Profeschwestern, 6 Novizinnen, 8 Postulantinnen und ungefähr 30—40 Aspirantinnen. Huruma war früher ein verachteter Ort, wohin die Verbrecher verbannt wurden. Die ersten Pioniere fanden ungeheure Schwierigkeiten. Als vor 8 Jahren die Kapelle gebaut wurde, wucherte das üppige Steppengras bis zum Bauplatz; mit der Flinte oder einem großen Messer in der Hand mußte man sich immer wegen der Schlangen oder sonstigen wilden Tiere erst Bahn brechen.

Unweit von Huruma und Kombo liegt Mashadi, ein kleiner Marktflecken, wo man kürzlich eine aufregende Szene erlebte:

Es war Markttag, und die Eingeborenen boten ihre Erzeugnisse zum Kauf. Da kamen unvermutet zwei Elefanten auf den Markt. Sie hatten sich im nahen Urwald verirrt. Voller Angst und Schrecken stoben die Leute auseinander und suchten sich vor den Ungeheuern in Sicherheit zu bringen. Erst gegen Abend zogen sich die plumpen Gäste wieder zurück, nachdem sie viel Unheil angerichtet hatten. Eine Frau kam ahnungslos durch den Bananenhain, sie traf auf dem schmalen Pfad mit einem Elefanten zusammen, der sie sofort unbarmherzig mit seinen breiten Füßen zu Brei zerstampfte. Wie schnell und unerwartet holt sich der Tod oft sein Opfer! — Ich hatte immer Lust, einem Elefanten zu begegnen; die ist mir nun aber vollständig vergangen.

Wir besuchten noch den hochwürdigen Pater Missionar in Mashati. Er erwartet bald Hilfe durch unsere Schwestern, wird aber noch ein paar Jahre warten müssen. Ein Besuch beim Häuptling war vergebens; denn sobald er Europäer kommen sieht, versteckt er sich.

Unser Weg ging nun wieder zurück nach Kilema, einer der ältesten afrikanischen Missionsstationen. Im dortigen Priesterseminar besorgen zwei Schwestern, eine heitere Österreicherin und eine wackere Holländerin, den Haushalt. Auch in Maua, das noch zu Kilema gehört und eine Neugründung ist, bringen zwei Schwestern die Opfer der ersten Pionierinnen. Maua berechtigt zu großen Hoffnungen.

Von Kilema führte uns unser Reiseplan nach dem herrlich gelegenen Uru, das zu den Füßen des berühmten Kibo liegt. So haben wir Gelegenheit, diesen allbekanntesten Bergriesen auch von der anderen Seite zu sehen. Schule, Krankenpflege sind auch hier die Haupttätigkeiten der Schwestern. Eine schwarze Lehrerin und schwarze Lehrer helfen in der Missionierung fleißig mit. Es gehören nämlich 25 Außenschulen zu dieser Mission. Die Wachaga sind ein armes Volk, aber auch sehr genügsam. Die Kraals liegen in den Bananenwäldern versteckt. Die blühenden Kaffeebäume mit ihrem tiefgrünen, zier-

lichen Laub, und die herrlichen Bananenhaine machen den Eindruck einer fruchtbaren Gegend. Die Kinder brachten uns Eier und Maiskolben als Geschenk. Die Leute sind den Schwestern sehr gut gesinnt. Welche Ehrfurcht sie vor unserer Würdigen Mutter hatten, bezeugte einer der ersten Männer des Dorfes, indem er sie ernst und feierlich mit den Worten begrüßte: „Tumfifu Jesu Christi, Bwana Askatu“, d. h. „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Bischof!“

Am 2. Februar feierte Schwester Siegmara in Riboscho ihre ewige Profess und freute sich ungemein, daß sie ihre Gelübde in die Hände unserer Generaloberin ablegen konnte. Die Kirche von Riboscho ist alt und arm. Seit acht Jahren ist man mit einem Neubau begriffen; aber es wird wohl noch fünf Jahre dauern, bis dieser Tempel Gottes, der der größte und schönste von Ostafrika werden soll, vollendet ist. 510 Kinder besuchen die Schulen auf der Station. Zudem gehören 27 Außenschulen zur Riboschomission.

Eine neunstündige Autofahrt brachte uns nach Ufumi. Gegen Mittag machten wir in Arusha, einem kleinen Städtchen, halt. Hier wartet man auch noch auf unsere Schwestern. — Auf der Weiterfahrt begegneten uns viele Männer, Frauen und Kinder aus dem Masai-Stamm mit ihrem eigenartigen Schmuck. Außerdem beobachteten wir viele große Viehherden, die von Männern gehütet werden. In der Ferne sahen wir eine Einzäunung oder eine Art Verschanzung zum Schutz für Menschen und Vieh. — Die Masais sind nicht furchtsam, sie sind mit den wilden Tieren sozusagen aufgewachsen und kennen deren Heimtücke und Schliche, und wissen sich zu schützen und zu wehren. — Soweit wie unser Auge sehen konnte, entdeckten wir nichts als Steppe. Wir hofften hier die wilden Tiere zu sehen und wurden nicht enttäuscht. Zierliche Antilopen weideten gemächlich in nächster Nähe, hellgestreifte Zebras in weiterer Entfernung, dann tauchten aus den Gestrüppen die langhalsigen Giraffen empor, hochaufgerichtet streckten die schönen Tiere die Köpfe in die Höhe und schauten die Fremdlinge an. Es waren vier bis fünf wohlgenährte Prachteremplare mit ihren Kleinen. Nach kurzer Zeit hieß es: „Links schauen!“ Da sahen wir vier bis sechs Strauße laufen, dann eine Schar Zebras, deren Anführer ein Straußvogel war. Als nun wieder sechs Strauße kamen, konnte ich es im Auto nicht länger aushalten. Ich wollte die Tiere näher ansehen, aber der hochwürdige Pater Missionar warnte mich und rief: „Gehen Sie nicht so weit, diese Tiere sind nicht so harmlos; sie gehen sogar gegen den Löwen an, und haben eine ungeheure Kraft in ihren langen Beinen.“ Wasserböcke, Antilopen, Gazellen sahen wir in verschiedenen Gruppen. An vielen Leoparden und Löwen sind wir vorbeigefahren, sie schliefen ruhig oder sonnten

sich behaglich im hohen Steppengras. Bei der Dämmerung erwachen sie; das Dunkel der Nacht verschleiert ihre grausigen Taten.

Wir mußten einen Fluß durchqueren, an dem jagdlustige Europäer sich ein Blechzelt aufgeschlagen hatten. Links und rechts erreichte das Blech den Erdboden. Vorn und hinten lag aufgeschichtetes Dornestrüpp, das als Schutz dient. Die Jäger machen sich in diesem Zelt ein Feuer, das der Löwe fürchtet, und hier warten sie dann, bis er zur Tränke kommt, um ihn zu erlegen. Eine solche Jagd ist aber nicht sehr einfach. In früheren Zeiten, ehe die modernen Verkehrsmittel kamen, mußten die Missionare öfters in diesen Zelten übernachten.



Auf der Fahrt nach Kivungilo. — Notwendige Raft

(Photo: Archiv)

Einer derselben erzählte uns, daß er bei einer solchen Übernachtung Todesangst ausgestanden hatte. Knurrend und watschnaubend habe der Löwe die ganze Nacht das Zelt umkreist. Immer und immer wieder versuchte er über das Dornengehege zu springen. Des Paters Vorbereitung auf den Tod sei während dieser angstvollen Nacht eine recht gute gewesen. Gegen Morgen hörte er ein Zebra recht erbärmlich schreien. Es war eine Beute geworden des hungrigen Wüstenkönigs.

Die Durchquerung eines weiteren Flusses ging nicht so leicht. Bald hätten wir die Nacht in der richtigen Löwengegend zubringen müssen; aber wieder war Gottes Hilfe greifbar. Dankbaren Herzens fuhren wir weiter und freuten uns an den großen Störchen, Kranichen und der ganzen interessanten Vogelwelt, welche in der Luft hoch und fröhlich herumkreiste

in ihrem prachtvoll schimmernden Gefieder. Ganz nahe am Wege standen zwei große Vögel mit herrlichem Federkleid, auf dem Kopfe hatte sie goldgelbe, und doch etwas bunt schimmernde Federbüsche.

Am Horizont entlang sahen wir eine lange Gebirgskette; die Fortläufer der Drakensberge in Südafrika, die sich bis zum Roten Meer hinziehen. Dann entdeckten wir den Gipfel des Meru, des höchsten Berges. Bald sahen wir eine spiegelblanke Wasserfläche zu den Füßen der Berge. Es ist der Batissee, der viel salziges Wasser hat. — Mit anbrechender Dunkelheit erreichten wir die Ufiumi-Mission. Vor dem hellerleuchteten Refektorium der Schwestern wurde haltgemacht. Da gab es eine freudige abendliche Überraschung. Hier unterstützten auch die eingeborenen Schwestern die Tätigkeit der unsrigen. — Da Schwester Felizitas, ihre Novizenmutter, uns begleitete, hatten die Schwestern große Freude, sie wiederzusehen. Sie mußten nun erraten, wer von uns beiden die leibliche Schwester von Schwester Felizitas sei; sie ließen sich nicht verwirren und zeigten direkt auf Würdige Mutter.

Beim Morgengrauen des anderen Tages besuchten wir den Heiland im armen Kirchlein. Der Plan für ein würdiges Gotteshaus wurde durch den Weltkrieg zerstört. Die Station hatte blutige Kämpfe und manch schweres Leid in dieser Zeit erleben müssen. Die noch vorhandenen Schützengräben, sowie der auf der Station sich befindliche Militärfriedhof geben davon ein beredtes Zeugnis. Das Schwesternklösterchen, von einer polnischen Wohltäterin gestiftet, war fertig, die ersten Schwestern, welche hier ihr Heim aufschlagen sollten, waren von Europa gekommen und eben in Mombasa gelandet, da tönte das Schreckenswort Krieg an ihr Ohr. Schon konnten sie ihre neue Missionsstation Ufiumi nicht mehr erreichen. So kam es, daß diese Station erst seit einigen Jahren mit unsern Schwestern besetzt werden konnte. — Die Missionierung ist hier sehr schwer, da der Islam stark vertreten ist.

Wir besuchten auch die Außenstation Dareda. Nach dreitägigem Aufenthalt drängte die Zeit zum Weiterreisen. Durch mangelhafte Benzinlieferung hatten wir drei Stunden versäumt und kamen in die dunkle Nacht hinein. Wir durften auf unliebsame Zusammenkunft mit Leoparden rechnen. Mehrmals leuchteten glühende Augen aus dem Steppengras; wir sausten aber im schnellsten Tempo dem Ziele zu und dankten Gott, der uns wieder sichtbar beschützt hatte.

Wir mußten die letzte Missionsstation vom Kilimandjaro-Bikariat noch besuchen. Das Dampfroß brachte uns nach Lembeni. Hier warteten einige Männer und auch einige Mädchen auf uns, um unser Gepäck zur Mission zu bringen. Der hochwürdige Pater Missionar von Kilomeni war im selben

Zuge, so hatten wir direkt eine gute Führung. Diese Station liegt im Zentrum der Paraberger, die sich wie eine Kette aneinanderreihen und eine Höhe von 1800 Meter erreichen. Nun hieß es „Bergsteigen“, und zwar in der ärgsten Mittagssonne. Man mußte oft mehr klettern als gehen. In der Mittagszeit waren wir gezwungen, ein schattiges Plätzchen zu suchen und erreichten gegen 4 Uhr nachmittags die Mission. Die Schwestern waren uns schon entgegengekommen und führten uns erst in das arme Kirchlein, das ein Bethlehem im wahren Sinne des Wortes ist. Kilomeni hat ungefähr 30 Außenstationen, die weit in den Bergen zerstreut liegen. Die Mapare sind sehr arm. Sie pflanzen um ihre Hütten etwas Mais und Bohnen, alles übrige müssen sie des steinigen Bodens halber in der drei Stunden entfernten Steppe pflanzen. Zur Zeit der Ernte tragen Männer, Frauen und Kinder den Mais auf dem Kopf den Berg hinauf. In dieser Gegend sind noch ungefähr 60 000 Mohammedaner und 20 000 Heiden und ungefähr 4 000 Christen; von diesen können 1200 zur Mission zum Gottesdienst kommen, die übrigen besucht der Pater Missionar alle 2—3 Monate! Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg!

♫

Geh zu Maria!

Geh zur Mutter, liebe Seele,
Geh zur Hochgebenedeiten,
Die dir hilft zu allen Zeiten;
All dein Elend ihr erzähle!

Nein, es gibt kein Leid hienieden,
Das die Mutter nicht durchschauet,
Wer ihr alles anvertrauet,
Findet Ruhe, Trost und Frieden.

Sie allein kann es verstehen,
Was die Seele drückt und drängt,
Was das arme Herz bedrängt,
Sie kennt alle Seelentwehen.

Wen die ganze Welt verlassen,
Den verläßt die Mutter nicht!
Sie bleibt seine Zuversicht,
Denn sie kann kein Kind verlassen,

Das zur Mutter flieht und eilet,
Das der Hochgebenedeiten
Sich will weihn für alle Zeiten,
Das bei ihr am liebsten weilet.

m. 6.

♫

Auf Missionswanderungen

Schw. Thiasildis in Ufiomi

Die eigenartigen Verhältnisse unserer Mission Ufiomi mit ihren zerstreut liegenden kleinen und größeren Außenposten bringen es mit sich, daß wir Schwestern von Zeit zu Zeit hinausgehen müssen, um den armen Kranken Hilfe zu bringen. Letzte Woche wanderte ich mit Schwester Philippine nach „Bolsai“, das ungefähr acht Stunden von Ufiomi entfernt ganz in den Bergen liegt. Männer und Frauen sind dort beschäftigt, Steine herbeizutragen für ein Kirchlein; denn das primitive Strohhäuschen steht vor dem Zerfall. Es diente zugleich als zeitweilige Wohnung des Missionars, und auch noch als Schulraum. Nun ist es höchste Zeit, zuerst eine kleine, würdige Gottesstätte zu errichten. Ein hochbetagtes Mütterlein sandte schon ein Scherflein für diesen Zweck. Ihrem Wunsche gemäß soll da oben die ritterliche Heilige „Johanna von Arc“ zu Ehren kommen. Wir freuen uns über das Gotteshaus in den bergigen Höhen, denn ärmer als hier konnte der liebe Heiland in Bethlehem nicht wohnen.

Es war ein schöner Maientag, als wir beide diesen Bergstieg unternahmen. Das Klima ist fast europäisch; es war sehr kühl, und wir froren förmlich in diesen ungewohnten Höhen. Oft mußte ich staunen über die Bahnbrecher, die diese herrlichen Wege bearbeitet haben, so daß sie selbst schon für Autos befahrbar sind. Wir begegneten vielen Eingeborenen, die festlich geschmückt, behangen mit den verschiedenartigsten Ketten, Korallen und anderem Zierrat, geschneigelt und gepuzt sind nach ihrer Art. Der Grund dieses Aufwandes war: „Es ist G o m a z e i t“ (Tanzzeit). Eine schlimmere Zeit, auch für die Christen, kann es nicht geben. Mit aller Gewalt muß man auf der Mission die Mädchen zurückhalten. Die heidnischen Eltern tun alles, damit sie für diese Zeit ihre Kinder der Mission entreißen und dann für immer verschwinden lassen können, was für unsere Tätigkeit ein großes Hemmnis ist. Oft sind es sehr schlechte Tänze, die bis zum frühen Morgen dauern. Gewöhnlich enden sie dann mit einem Trinkgelage von einheimischem Bier und den Schlägereien, deren sich unser Waosiomistamm rühmt.

Nun folgt die Beschneidungszeit, während welcher die Mädchen für einen ganzen Monat eingesperrt werden, und jeden Tag Unterricht in den heidnischen Sitten und Gebräuchen erhalten. Ist diese Zeit vorbei, so wird eine Ziege geschlachtet, und das Mädchen erhält von den Eltern ein Buch. Ist eine Familie ärmer und kann sie dieses alles nicht gleich beschaffen, so muß das Kind solange im Hause sitzen bleiben, bis diese Vorschriften erfüllt sind. Manche lieben diese Tage sehr; denn

sie sind während derselben von jeglicher Arbeit dispensiert.

Einige Leute gesellten sich zu uns, als wir den Berg hinaufwallten. Bereits hatten wir die letzte Hügelkette hinter uns, als schon das wohlbekannte Glöcklein von der Mission rief.

„Über die Berge schallt, lieblich durch Flur und Wald,
Glöcklein, dein Klang!!!!“

Nun galt es, den Feldaltar zu richten für die heilige Messe. Während dieser Arbeit krochen schon dunkle, in Decken gehüllte Gestalten durch den niedrigen Hütteneingang und füllten rasch und schweigend den Raum, um dem eucharistischen Heiland bei der heiligen Messe ihre Liebe zu beweisen. Wohl war es kalt und unfreundlich in der Kapelle; zwei dünne Kerzlein erhellten ein wenig das Dunkel des Raumes, so daß gerade genug Licht war, um die heilige Messe zu lesen. Bei der heiligen Wandlung betete ich innig und bat den lieben Heiland, der die Geschicke der Menschen wie Wasserbäche lenkt, Er möge Mitleid haben mit diesem Ufomivolk und diesen Stamm der wahren Kirche zuführen. Nach dem Gottesdienst brachte man uns die Kranken von nah und fern. Da hieß es, die schwache Menschennatur zu überwinden und sich dieser Sammergestalten anzunehmen, von denen viele halb zerfressen sind. Mitunter laufen auch Aussägige dazwischen, welche wir dann an die Regierung befördern. Es ist eine schöne Arbeit, andern zu helfen, Schmerzen zu lindern, Wunden zu heilen, allen betrübten und armen Menschen beizustehen. Um alles in der Welt möchte ich diese Erlebnisse nicht missen. Alle Mühen und Arbeiten werden von Gott königlich belohnt. Ihm sei inniger Dank gesagt, daß er mich würdigt, an seinem Apostolate teilzunehmen!

Während wir uns mit den leiblich Kranken beschäftigen, arbeitet der hochwürdige Herr Pater Missionar an den Seelen seiner Katechumenen. Die Ehegeschichten der Eingeborenen grenzen oft ans Unglaubliche. Die Unauflöslichkeit der Ehe scheint vielen kein unauflöslicher Knoten zu sein; da muß der Missionar unterrichten, ermahnen und tadeln, ja sogar scharf vorgehen, trennen, was von schwachen Menschen zusammengefügt wurde, aber vor Gott getrennt sein muß; und zusammenfügen, was von und vor Gott zusammengefügt war und von Menschen getrennt wurde. Kommt der Missionar nur selten auf die Stationen, so findet er so viele Mißbräuche, besonders in Ehesachen.

Nach getaner Arbeit und kurzem Imbiß schickten wir uns an, nach Hause zu gehen; denn die Zeit war schon weit vorgeückt. Leise zirpen die Grillen. Die letzten Glutstrahlen zogen am Horizont hinab, der untergegangenen Sonne nach wie verlorene Schäflein, die ihren Hirten suchen. Schon tauchte der Abendstern am Himmel auf, als von unserem Kirchlein

das Abendgeläute ertönte, das der lieben Gottesmutter sein
Ave lied sang und in leisem Schalle und wundersamem
Echo hinter den Bergen verklang. Wer mag wohl von diesen
unwissenden Heiden der lieben Himmelsmutter den Gruß
erwidert haben?



Vor der heiligen Kommunion

(Zweiter Teil)

Ihr Cherubim, ihr Seraphim,
Singt eure Lobeslieder
Und fallt dann mit mir vor ihm
Schweigend, anbetend nieder!
Du heil'ge Patriarchenschar,
Ihr heiligen Propheten,
Bringt euer Lobesopfer dar
Und wollet mit mir beten!
Apostel, Jünger unsres Herrn,
Ihr heiligen Patrone!
O bleibet jezt nicht von mir fern,
Führt mich zum Gottessohne!
Ihr Martyrer an Siegen reich,
Bekenner, Glaubenshelden
Macht mich mit eurer Demut reich,
Führt mich zum Herrn der Welten.
Zum Schlusse seh' ich euch noch an,
Ihr heiligen Jungfrauen,
Seht mir mit eurem Licht voran,
Den Bräutigam zu schauen.

O Jesus, Jesus komm zu mir:
Ich widersag dem Bösen,
O sieh, ich sehne mich nach dir,
Du kamst, mich zu erlösen.
Ich glaub an dich, ich hoff auf dich,
Du bist nur Güte, Wahrheit!
O Jesus, innig lieb ich dich,
Möcht schauen dich in Klarheit,
Dort oben einst, im sel'gen Ort,
Wo nichts von dir mich trennet,
Hier glaub blind ich an dein Wort,
Mein Herz als Gott dich kennet!
O Jesus, sieh nicht meine Schuld,
Sieh meine Reu', mein Bangen!
O schenk Verzeihung mir und Huld
Und stille mein Verlangen!

O Engel, Schutzgeist Gottes mein,
Weich nicht von meiner Stelle,
Zieh Jesus in mein Herz hinein,
Mach schnell es licht und helle.

O Josef, liebster Vater mein,
Führ mich zu deinem Sohne,
Hilf, daß er mit der Mutter sein,
In meinem Herz stets wohne. m. s.



Grundsteinlegung des Hospitals in Mount Frere

Ein kleines Krankenhaus — das war ein langgehegter Wunsch der Bevölkerung von Mount Frere. Die nächstliegenden Hospitäler sind nach zwei Richtungen hin jedesmal 60 Meilen entfernt. Ein so langer Transport ist bei Unglücksfällen oder dringenden Operationen meistens zu gewagt. Als vor zehn Jahren zwei unserer Schwestern ihre Tätigkeit hier eröffneten, gewannen sie bald das Zutrauen der Eingeborenen, die besonders in Krankheiten Hilfe bei ihnen suchten. Um zu einem europäischen Arzt zu reisen, haben sie vielfach kein Geld, und ein heidnischer Doktor verlangt seine Ochsen- und Ziegenopfer, die er für die Geister bringen muß, wovon natürlich er das meiste erhält. Es sind jetzt schon 60 bis 80 Patienten, die mit Kräutertee abgefertigt werden müssen, worauf sie ein so großes Vertrauen haben, daß sie selbst glauben, daß ein großer Höcker verschwinden kann, der ein Heiratshindernis ist.

Ein Mädchen hatte im Wasser eine Schlange gesehen, und flugs kam der Vater und bat um eine Medizin für seine Tochter, damit sie nicht krank werde. Eine andere schwarze Frau klagte eines Tages ihr Leid, daß sie ihren Mann nicht mehr so lieben kann wie früher, und wollte absolut etwas zu trinken bekommen, damit die Liebe wieder auflebe und kräftig werde. Eine Flasche Wermut mit etwas Weihwasser erntete schon nach wenigen Tagen das größte Lob. Es könnten noch viele ähnliche drollige Szenen erwähnt werden.

Von allen Seiten wurde uns der Gedanke an ein Krankenhaus nahegelegt. Fast ein Jahr wurde mit Schwierigkeiten der verschiedensten Art gekämpft. Die materiellen Sorgen waren natürlich nicht die kleinsten, da die Bahnverbindung zirka 60 Meilen vom Bauplatz entfernt liegt. Die guten Leute der Umgebung hatten schon manches englische Pfund gesammelt und schon mehr als 10 000 Ziegel für den Bau gemacht. So fingen wir denn in Gottes Namen im Oktober des vorigen Jahres an, den Bauplatz zu richten. Die offizielle Feier der Grundsteinlegung wurde auf den 20. Februar festgelegt. Wir staunten über das Interesse, das auch von höherer Seite diesem Unternehmen entgegengebracht wurde. Der Magistrat hat für den Tag der Grundsteinlegung die Geschäfte schließen lassen; und so eilte eine große Menschenmenge, weiß und schwarz und farbig, zusammen, um Augenzeuge der so lang ersehnten und noch nie gesehenen Handlung zu sein.

Es war ein erhebender Augenblick, als Msgr. Kurz im bischöflichen Ornat, von Priestern und zwei Ministranten begleitet, zum Bauplatz trat. Zum Volke gewandt hielt er eine kleine Ansprache in Englisch, die aber sofort von einem Dol-

metscher in die Kosa-Sprache übersezt wurde. Alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit. Unsere Schwarzen spikten die Ohren und öffnerten den Mund. Der Inhalt dieser Rede war: „Ein Hospital ist ein heiliges Land auf Erden, weil es der leidenden Menschheit geweiht ist. Im Krankenhaus dient die christliche Liebe den Leiden der menschlichen Gesellschaft. Da verstummen Streitigkeiten und Mißverständnisse. Da herrscht der Geist der Liebe und Milde. Das Haus ist ein Denkmal der Christenheit. Nach heidnischen Ideen wurde ein krankes, nutz-



Mgr. Kurz hält die Ansprache bei der Grundsteinlegung. Magistrat von Umtata
(Photo: Archiv)

loses Menschenkind einfach aus dem Leben geschafft. Wir Christen haben das 5. Gebot: „Du sollst nicht töten!“ Wir bekennen einen leidenden Erlöser und erkennen darum auch das Geheimnis des Leidens. Die christliche Liebe läßt dieses Gebäude entstehen; die schlichte, einfache Lebensweise, sowie die persönlichen Opfer der Missionschwester vom kostbaren Blut tragen viel bei zur Entstehung solcher Werke. Ist der Missionsberuf kein Opferberuf? Und kann nicht in diesem Zweige der Caritas die Missionschwester ihren Seeleneifer auf das herrlichste betätigen? Wir weihen den Grundstein und flehen Gottes Segen auf das Gebäude herab; denn ohne Gottes Segen baut man vergebens.“

Trotz der brennenden Sonnenstrahlen standen alle mit entblößtem Haupte und folgten ehrfurchtsvoll den Handlungen und liturgischen Gebeten des katholischen Priesters.

Darauf wurde eine Urkunde verlesen, in welcher der Heilige Vater und eine Reihe anderer kirchlicher Würdenträger genannt wurden, sowie namhafte Almosenspenden. Das neue Gebäude erhielt den Namen „Maria-Theresia-Hospital“. Der Magistrat von Amtata versiegelte die Urkunde und steckte sie in einen Glasbehälter, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen. Dann wandte er sich zur Volksmenge und hielt folgende Ansprache:

„Mggr. Kurz, ehrwürdige Väter, Brüder und Schwestern! Herr Kenyon, Damen und Herren! Zuerst möchte ich den römisch-katholischen Schwestern zu ihrem vortrefflichen Unternehmen, dem Bau eines so lang ersehnten Hospitals, gratulieren. Ich bewundere deren großen Eifer und die freudige Zuversicht, mit der sie das Unternehmen beginnen, da sie ja noch nicht die nötigen Mittel haben, um es zu vollenden. Die Regierung hat in den letzten Jahren viel getan, um Viehseuchen in den Distrikten der Eingeborenen zu beseitigen; wir wollen hoffen, daß sie nicht weniger tun werde, um der leidenden Menschheit zu Hilfe zu kommen, und daß sie noch eine Reihe Hospitäler bauen wird in nicht allzu großer Entfernung von einander. Ich darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß dieses Hospital ein großer Segen für alle Kranken, die hier Hilfe und Heilung suchen, sein werde!“

Dann nahm er die Maurerkelle und strich eigenhändig die Zementmischung auf den Grundstein und verschloß die Urkunde.

Alle waren sehr befriedigt, und sprachen den Wunsch aus, daß das Gebäude schnell empornwachsen möge, damit bald die Eröffnung desselben stattfinden könne. Schw. M. Julia

3

Beten!

Auch die Ungläubigen beten; die Mohammedaner besonders werfen sich mehrmals im Tage nieder, das Angesicht gegen die Erde und beten Gott an. Ein gefangener französischer Offizier war der Sklave eines Beduinen geworden; oft mußte er den beschimpfenden Zuruf hören: „Du Christenhund!“ Eines Tages sprach der Offizier in seinem Ingrimm zu seinem Herrn: „Wohl bin ich ein Gefangener; aber ich bin doch ein Mensch wie du. Warum behandelst du mich so?“ — „Du, ein Mensch?“ erwiderte der Araber; „nein! Seit sechs Monaten bist du mein Gefangener und ich habe dich nie beten sehen!“ — Der Barbar hatte recht; nur die Tiere beten nicht.

3

Der Eingeborene der Insel Java und sein Gottesdienst

Der Javaner ist gutmütig von Charakter; er hat ein sanftes und freundliches Wesen. Auffallend ist seine angeborene Höflichkeit und manchmal eine übertriebene Ehrfurcht vor dem, der über ihm steht. Man sagt, die Javaner seien das geduldigste Volk von der Welt. Er ist kein nackter Heide, der mit Tierfellen herumläuft. Seine ziemlich elegante Kleidung harmoniert wunderbar mit der prächtigen Natur, womit der Schöpfer die Insel bedacht hat. Der Reichtum derselben stimmt den Bewohner von selbst zur Zufriedenheit gegen Gott.

Wie steht der Javaner nun Gott gegenüber? Wie dient er ihm?

Das javanische Volk ist von Haus aus heidnisch. Im 5. Jahrhundert kam es unter den Einfluß des Hinduismus zu stehen, von dem es einiges in sich aufgenommen hat, und dessen Spuren bis heute noch nicht verwischt sind. Tausend Jahre später, im 15. Jahrhundert, übte der Islam seinen Einfluß auf dieses Volk aus. Es übernahm aber nur den äußeren Ehrendienst davon. Das animistische Heidentum, das alles den Geistern zuschreibt, ließ sich bis heutzutage auf der Insel Java nicht vertreiben, und grade dieser Umstand macht das Volk empfänglich für das Christentum. Der entwickelte Javaner denkt und handelt nach und nach weniger animistisch. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung aus zwei Dritteln der Eingeborenen besteht, von denen nur 6 Prozent zu der gebildeten Rasse gerechnet werden können, dann versteht man auch die große Rolle, welche diese Art Heidentum im Gedankengang, in den Gefühlen und Gewohnheiten des javanischen Volkes spielt.

Der Hinduismus, der im 5. Jahrhundert durch Kaufleute aus Vorderindien auf der Insel Java eingeführt wurde, glaubt ebenfalls an den Animismus, an Seele und Geister, doch fügt er noch die Seelenwanderung hinzu. Der Islam machte später dem „offiziellen“ Hinduismus ein Ende. Die Macht des letzteren verschwand allmählich, und die Fürsten nahmen den Mohammedanismus an. Die Tempel wurden verwüstet und der Vergessenheit ausgeliefert. Das javanische Volk, im Herzen wohl animistisch, ging nur äußerlich zu dem anderen Gottesdienst über, zu dem seiner Fürsten.

Der Javaner bekennt, daß nur ein Gott „Goesti Allah“ ist, dessen heiligem Willen man sich unterwerfen muß, und auf dessen Barmherzigkeit man auch Vertrauen hat. Das ist aber auch ungefähr alles, was er von ihm weiß. Im übrigen ruft er treuherzig die andern, übernatürlichen Geister und Wesen an.

In dieser Hinsicht macht er mit den übrigen Mohammedanern keine Ausnahme. Der Islam, der theoretisch sehr starr ist, scheint in der Praxis sehr geschmeidig zu sein; denn man kann bei ihm auch ganz gut Heide bleiben. Man ehrt allein Gott und Mohammed, doch kann man auch die Vermittlung der anderen Geister anrufen.

Gerade dadurch, daß die Javaner von der übrigen Lehre des Islams wenig oder sozusagen nichts kennen, sind sie ein ruhiges Volk geblieben.

Die Zeremonien des Islams sind auf der Insel Java noch überall in Schwung, obwohl der Mohammedanismus als solcher eine offizielle Stelle im religiösen Leben des Javaners einnimmt, zeigt die schlaffe Beobachtung der Islampflichten, daß das javanische Volk geblieben ist, was es früher war: Animist.

Wie steht nun der Javaner dem Christentum gegenüber? Nicht so schroff wie der Mohammedaner. Es ist bekannt, daß die mohammedanische Sekte dem Christentum scharf gegenübersteht. Missionare fragen sich, ob, wie und wann das islamitische Volk das Christentum annehmen wird, und der Islam sendet seine Missionare in die christlichen Länder, um sie dem Propheten zu unterwerfen. So steht es auch in Holländisch-Indien mit den Malaien auf der Insel Sumatra. Jedoch die Bevölkerung von Java mit ihrem sanften, beinahe mystischen Charakter nahm wohl äußerlich den Islam an, doch das Heiligtum seiner Seele gab sie niemals preis. So bildet Java ein dankbares Terrain für christliche Mission. Freilich muß das Christentum erst mit dem Aberglauben abrechnen, der dort herrscht. Es findet in dieser Hinsicht eine kräftige Unterstützung im Unterricht, dabei sucht es von der uralten javanischen Kultur zu schonen, was sich mit der christlichen Auffassung vereinbaren läßt.

Die Lage der katholischen Kirche. — Die Zahl der katholischen Javaner betrug im Jahre 1936 30 000, Ende 1935 wurde in 497 Schulen 30 800 Kindern Unterricht erteilt. In 30 Hospitälern wurden 10 398 Kranke verpflegt. Es bestehen drei Seminarien für die Heranbildung des einheimischen Klerus. Die katholischen Javaner verfügen über eine katholische Presse, bei welcher das Wochenblatt „Swara — Tama“ den ersten Platz einnimmt. Sie haben im Völkerrat einen Vertreter und sind nach niederländischem Vorbild zu einer katholischen Partei organisiert.

Diese Angaben weisen darauf hin, daß der Javaner dem Christentum nicht feindlich gegenübersteht, und dessen Unterricht und Seelsorge auf eine deutliche Weise zu würdigen weiß.

Die katholische Kirche übt unbezweifelt eine große Anziehungskraft auf dieses Volk aus, das vom Schöpfer mit

soviel Naturschönheit bereichert wurde, und insofgedessen so gefühlvoll ist für alles, was dem Auge und dem Herzen zusagt.

In der geheimnisvollen Sphäre einer katholischen Kirche fühlt sich der Sapaner einigermaßen zurückversetzt in die Gebräuche seiner eigenen, früheren Fürsten. Die noch viel edlere und erhabnere Form der katholischen Heiligtümer hat darum einen besondern Einfluß auf sein Gemüt. Mit Rücksicht darauf ist es von großer Bedeutung, daß die Missionare in den letzten Jahren dazu übergegangen sind, den katholischen Sapanern Kirchen zu geben, die nach einem Stil erbaut sind, der ihnen eigen ist.

(Aus dem Bericht eines holländischen Priesters, der auf der Insel Java tätig war.) („De Tijd.“)

✠

Als die heilige Mechthildis eines Tages dem Messopfer beizwohnte, zeigte sich ihr der Herr, wie er mit beiden Händen eine brennende Lampe emporhob, die so voll Öl war, daß große Tropfen davon herausfielen. Der Herr sagte nun, diese Lampe bedeute sein Herz; dieses sei übergelüllt an Gnaden und bereit, davon jedem zu geben, der sie bei der heiligen Messe von ihm mit Glaube und Andacht schöpfe. Zugleich sah die Heilige noch viele andere Lampen; davon waren einige aufrecht, voll Öl, und brannten mit schönem Lichte; andere dagegen waren umgestürzt, das Öl ausgeschüttet, das Licht erloschen. Der Herr erklärte ihr nun, diese Lampen versinnbildeten die Herzen der Leute, die in der Kirche waren. Die einen seien leer an aller Andacht, und die Liebe ist in ihnen erkaltet, und diese hätten keinen Nutzen von der Messe; er könne ihnen keine Gnade spenden. Die anderen seien angefüllt mit Glauben, Demut, Reue, Dankbarkeit, heiligem Verlangen nach den Schätzen Gottes; diese empfingen von seinem Herzen reichliche Gnade aus der heiligen Messe.

Demnach weist du jetzt, lieber Leser, was du zu tun hast, um von der heiligen Messe jedesmal bereichert an himmlischen Gaben heimgehen zu können. Fülle dein Herz dabei aus mit Übungen des Glaubens, der Hoffnung, der Reue, der Liebe, des frommen Verlangens, der Dankbarkeit.

✠

Der Himmel ist in dir und auch der Hölle Qual,
Was du erwählst und willst, das hast du überall.

Eine moderne Mutter der Machabäer

Gewiß hat man schon von den Tausenden standhaften Seelen in China gehört, welche während der Verfolgung des Jahres 1900 treu blieben, treu bis in den Tod. Sie waren Märtyrer im wahren Sinne des Wortes. Ich kann nicht umhin, das Schicksal einer Familie jener Zeit hier anzuführen. — Der Vater, ein kleiner Farmer und Geschäftsmann, begegnete bei seiner Rückkehr aus der Stadt einer Gruppe Boxer. Sie erkannten in ihm einen Christen, da er Kreuz und Medaille trug und diese trotz der drohenden Gefahr nicht verbarg. Sie nahmen ihn gefangen, schleppten ihn zum öffentlichen Gerichtsplatz, wo sie ihm befahlen, seine Religion zu verleugnen und ihre Götter anzubeten. Er verweigerte es nicht nur, sondern hielt ihnen in ernstesten Worten ihren Aberglauben vor. Außer sich vor Wut hängen sie ihn im Pagoda auf, mit dem Kopf nach unten, und zwar über einem großen Feuer. Weder Schmerzen noch Todesnot vermochten ihn von seinem Glauben abwendig zu machen. Sie enthaupteten ihn, hackten seinen Körper in Stücke und verbrannten ihn vor ihren Gözen.

Zwei Tage später besetzten die Boxer das Dorf, wo er mit seiner Frau und seinen sechs Kindern lebte. Sie waren die einzige christliche Familie des Dorfes. Die Boxer schleppten Mutter und Kinder in den Pagoda, legten ein Kreuz auf den Boden und befahlen ihnen, es mit Füßen zu treten, indem sie ihnen die schönsten Versprechungen machten, wenn sie folgen würden. „Christen dürfen das nicht tun“, sagte die Mutter, „und wir werden es nicht tun. Ihr könnt, wenn ihr wollt, den Leib töten, aber nicht unsre Seele. Das einzige, was ihr dadurch tut, ist, daß ihr uns leichter und sicherer dem Himmel näherbringt.“ Rasend geworden durch ihren Widerstand, quälten dann die Boxer das älteste Kind, einen Knaben von 15 Jahren. Sie schnitten ihm Hände, Füße und Ohren ab und fragten ihn, ob er nun immer noch Jesus Christus anbeten wolle. Seine Mutter flehte ihn an, eine Antwort zu geben. Mit brechender Stimme sagte er alsbald: „Ja, ich bete meinen Gott an und werde ihn nie verleugnen. Ich bin ein Christ, als Christ will ich auch sterben.“ Darauf schlugen sie ihm den Kopf ab und warfen, ja schleuderten ihn vor die Füße der andern Kinder, ihnen dasselbe Schicksal androhend. Vor Entsetzen konnten diese kein Wort sprechen, aber die Mutter, gleich der Mutter der Machabäer, antwortete für sie, und indem sie sich an ihre Söhne wandte, sagte sie: „Euer Vater erwartet euch schon im Himmel. Denkt an ihn und euern Bruder und geht mutig in den Tod. Heute noch werdet ihr dann den lieben Gott sehen.“ Ermuntert durch diese Worte, riefen die Knaben

aus: „Wir wollen auch für Christus sterben.“ Die Boyer ermordeten nun alle außer dem Jüngsten, einem Wickelkindchen, das in den Armen der Mutter lag. Es war ein Befehl erlassen, daß Frauen und Mädchen verschont bleiben sollten. Einige der Heiden, betrübt durch das Leid der Mutter, drängten sie, zu sagen: ihr jüngstes Kind sei ein Mädchen. Sie tat es nicht, sondern streckte es ruhig den Scharfrichtern entgegen, die es in ihren Armen totschlugen. Nachdem sie den Glauben gerettet und den Himmel ihren Kindern gesichert hatte, schleppte sie sich, mit Anwendung ihrer letzten Kräfte — mit gebrochenem Herzen in ihr nun einsam gewordenes Haus; kniete nieder und sagte Gott Dank durch ein inniges Ledeum.

Diese Mutter war eine einfache, arme, ungebildete Frau, aber welch ein Glaube! Wer wagt zu sagen, daß sie nicht zu den Auserwählten Gottes gehört? Wer wird leugnen, daß ihre Opfer nicht belohnt wurden, wenn man bedenkt, daß zu ihrer Zeit in China, wo sie wohnte, 10 000 Katholiken wohnten, jetzt aber 70 000?

Das Blut der Märtyrer ist Same für neues Christentum!

z

Schöne Hände

In einer Tischgesellschaft besprach man lebhaft das schwere Unglück, das eine arme Familie getroffen hat. Alle Gäste bedauerten die arme Familie aufs lebhafteste. Nur ein Herr beteiligte sich nicht an dem Gespräche und hörte zu. Nach einer Weile fragte man ihn: „Bedauern Sie die arme Familie nicht, weil Sie schweigsam dasitzen?“ Der Angeredete aber zog seine Briefftasche heraus und legte eine Banknote auf den Tisch, indem er sprach: „Hier zeige ich mein Bedauern für diese arme Familie.“ Dann wandte er sich zu seinen Tischnachbarn mit den Worten: „Mit welchem Geldbetrag zeigen Sie Ihr Bedauern?“ Auf diese Weise kam bald ein ansehnlicher Betrag für die arme Familie zusammen. Taten sind mehr wert als schöne Worte.

z

Das Blut Christi reinigt uns von Sünden

Ein Missionar erzählt, die Heiden in Indien und China hätten den Brauch, ihre Sünden auf ein Täflein zu schreiben und dieses ins Meer zu werfen, wähnend, nun seien ihre Sünden verziehen und vergessen. So scharf und salzig das Wasser des Meeres auch ist, die Sünden — die Schuld aus dem Gewissen zu waschen, vermag es nicht, das vermag nur das Wasser und Blut, das aus der Seitenwunde, aus dem Herzen, des Gekreuzigten geflossen.



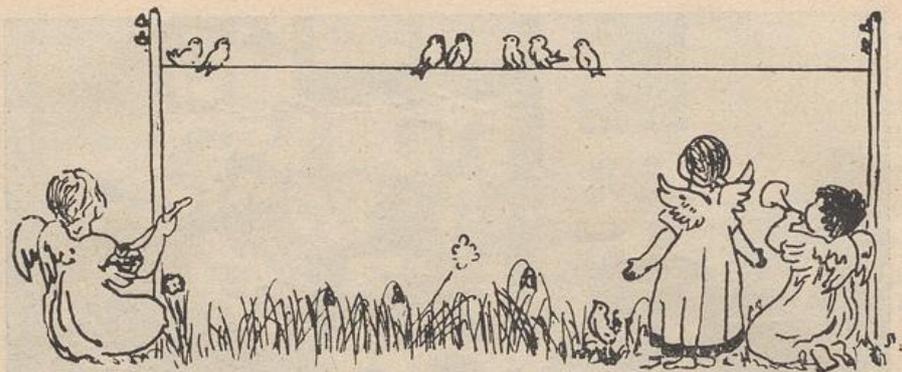
Aus der Missionschule in Neuenbeken

(Photo Archiv)

Sagt, ist das nicht eine muntere Gesellschaft auf dem Bild? Ich glaube, die meisten der lieben Leser werden darauf antworten: „Ja, denen scheint es nicht schlecht zu gehen.“ Das meine ich auch. Schaut sie nur einmal genau an. Findet ihr nicht manches bekannte Gesicht darauf? Doch halt, jetzt muß ich diese Leutchen erst einmal vorstellen: Das ist nämlich unsere Musikkapelle. Angefangen beim Trompeter bis hinunter zum Trommler, vom Stehgeiger bis zum Ratschschwinger sind Künstler aller Art vertreten. Sie alle huldigen der Musik und sind überall willkommene Gäste. Ein Fest ohne sie wäre ganz undenkbar. Dann marschieren sie auf, der Trommler (oder vielmehr die Trommlerin) macht natürlich den Anfang und schlägt die Trommel zum Einzugsmarsch. Auf ihrem Rücken ist das Notenblatt für die Kuckucksflöte befestigt. Die Triangel kommt etwas scheu hinterdrein und trägt schon gern die Last von zwei Notenblättern für ihr Gefolge, die Girre und den Waldeufel. Den würdigen Abschluß dieses Aufmarsches bildet die Ratsche. Sie wird immer dann hörbar, wenn ihre poetische Ader „forte fortissimo“ telegraphiert. Das Mühlrad, welches durch dieses Instrument verfinnbildet wird, kann in einer Vogelkantate oder bei einem Waldesgeflüster so rauschend dazwischenfahren, daß man eher an einen Jahrmarktstrubel, als an ein Waldesgeflüster erinnert wird. Aber was tut das, es kommt jedenfalls jeder auf seine Kosten, sowohl die lustige Kinderchar als auch das besinnliche Alter, das Sehnsucht nach stiller Waldeinsamkeit und Ruhe hat.

Hat sich die Schar nun um die Dirigentin gesammelt, dann ertönen auch schon bald schwungvolle Akkorde vom Klavier herüber, die zwei Geigen werden dazu gestrichen und nach diesem großartigen Präludium folgt die Durchführung. Bis zum Schluß geht gewöhnlich alles gut. Nur manchmal löst sich das Orchester auf, wie es z. B. geschah, als wir unserer englischen Professorin Miss Burnet, die Zeugin bei unseren Examensarbeiten war, ein Abschiedständchen brachten. Die Klavierspielerinnen fühlten sich beim „Fine“ angekommen und gaben den Schlußakkord, während die erste Geige gemächlich weiter spielte mitsamt dem Waldeufel und den beiden Blockflöten. So geht es oft zu bei unserer fidele Missionsmusikkapelle.

Eine Missionschülerin.

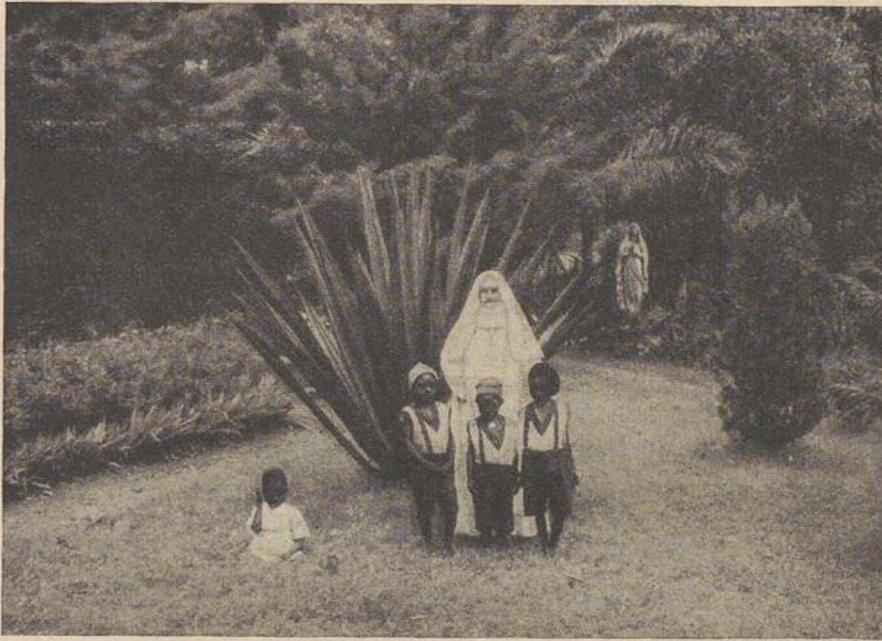


F ü r d i e K i n d e r

Wie ein armes schwarzes Heidenmädchen
noch vor dem Tode ein Kind Gottes wurde

W am Fest der heiligen Agnes, wo in Afrika die Tropensonne am stärksten heizt, während unsere kleinen Leser in der deutschen Heimat am liebsten Schlitten fahren, war es mir, als müßte ich noch einmal hinaus, obwohl ich den ganzen Vormittag bereits in den Bergen war. Es war, als mahnte mich der Schutzengel, doch noch ein Opfer zu bringen. Ich machte mich also auf den Weg, und bald hörte ich zufällig in einer der letzten Hütten ein schmerzliches Achzen und Stöhnen. Ein zartes, halberwachsenes Mädchen lag zu ebener Erde auf einem Tierfell. Die Fieberhize hatte ihm die Lippen beinahe verbrannt. Eine schwere Lungenentzündung raubte ihm alle Kräfte. Die Insekten machten sich über den ungepflegten Körper her und hatten ihm bereits die zehn Zehen fast halb abgefressen. Auch die Fingerspitzen waren alle verwundet. Ich fragte das Kind: „Wie heißt du denn?“ Da flüsterte es: „Ich heiße Nkaflana.“ Die heidnischen Doktoren fanden es nicht der Mühe wert, diesem kranken Kind von armen Leuten zu helfen, da die Mutter ja doch keine Opfertiere bezahlen konnte.

Draußen vor der Hütte machte die Mutter grüne Bohnenschoten auf, legte sie mit einem Brocken steifen Maisbrei auf ein Bananenblatt und stellte es mit etwas abgestandenem Wasser vor das Krankenlager des sterbenden Kindes. Ich fragte die Frau, ob ich ihre Tochter taufen dürfe; sie willigte gerne ein. Jetzt reichte ich Nkaflana mein Kreuz, indem ich zu ihr sagte: „Schau, der beste Herr, welcher je diese Erde bewohnte, hat auch für dich gelitten, um dich zu erlösen.“ Da flüsterte sie: „Ich habe ja damals noch gar nicht gelebt. Aber ich war oft in der Missionschule und weiß, wann der Erlöser geboren ist, und daß die Soldaten ihn ans Kreuz ge-



Schwester Annunciata vor einer Sisal-Pflanze mit drei Glücklichen,
die ein Paketchen erhalten haben (Photo: Archiv)

schlagen haben, seitdem kann ich die Soldaten nicht mehr leiden.“ Dann suchte sie dem Erlöser Liebesbeweise zu geben, ihn zu streicheln und die verbrannten Lippen an das Kreuzbild zu pressen. Es war also nicht schwer, Akaflana auf die Taufe vorzubereiten. Da ich sah, daß der Tod sehr nahe war, taufte ich sie und gab ihr den schönen Namen Agnes. In derselben Nacht ist das Kind noch gestorben. — Es war so dankbar gegen mich und so glücklich. Wer hat diesem armen Mädchen diese große Gnade vermittelt, daß es direkt als ein Engel in den Himmel konnte? Denn ihr wißt ja, daß nach der heiligen Taufe die Seele rein und fleckenlos ist. Es sind kleine Opferchen, die brave Kinder in Europa für die armen Heidenkinder bringen und diese erweichen das Herz Gottes, daß er mancher schwarzen Heidenseele das Glück des wahren Glaubens und den Himmelslohn schenkt. Ihr werdet einst staunen, wenn ihr in der Ewigkeit seid, wieviel Seelen durch kleine Opfer und Gebet für die Heidenkinder gerettet worden sind.

5

Herzliches ‚Vergelt’s Gott!‘

allen lieben Abonnenten und Wohltätern, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Am 14. Dezember 1933 sagte der Heilige Vater zu den christlichen Pressevertretern, die er in Audienz empfangen hatte: „Ich gebe meinen besonderen Segen den Abonnenten, die den Bezugspreis regelmäßig und ohne Verzug bezahlen.“

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

1. Am 1. Juli, als dem Feste des kostbaren Blutes und in der Oktav desselben. 2. Am Feste Mariä vom Berge Karmel, dem 16. Juli.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

„Schön ist der Himmel als erste Schöpfung Gottes, da der dreieinige Gott sich jedem als „großen Lohn gibt“; aber schöner ist der Himmel geworden durch die Erlösung“, darum werden die Heiligen immerdar die heiligste Dreifaltigkeit preisen in dem Jubelruf: Heilig, heilig bist Du, Gott der Heerscharen! Aber das Loblied für das Lamm, welches geschlachtet worden, wird auch kein Ende nehmen, und nicht der Preis des hochheiligen Blutes. „Würdig bist Du, o Herr, unser Gott, zu empfangen die Herrlichkeit und die Ehre und die Macht, weil Du geschlachtet worden und erkaufst hast für Gott in deinem Blute aus jeglichem Stamm und jeder Zunge und Nation.“

P. J. Schneider.

Gedenket unserer lieben Heimgegangenen

Unsere liebe Abonentin Frau Kreszentia Heumann aus Pfaffenmühl/Arberberg; Herr Franz Timmerberg, Neuhaus/Westf.; Frau Wwe. Terhütte, Darfeld/Westf., und Frau Wwe. Marianne Ahmuth aus Dündinghausen.

Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!

Gebetserhörung

Innigen Dank dem heiligen Judas Thaddäus, dem großen Helfer in aller Not, für Erhörung in einigen großen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Westbev. b. Münster.

Der lieben Gottesmutter, der kleinen heiligen Theresia und dem heiligen Judas Thaddäus Dank für bestandene Prüfung.

Buchbesprechungen

Katholische Missions-Propaganda. Illustriertes Monatsblatt zur Bekämpfung und Verbreitung des Missionsgedankens. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität 5 Jahresbezugspreis 1,70 R.M., durch die Post kann man nicht weniger als 5 Stück unter einer Adresse beziehen. — Das beliebte Missionsblatt hat schon den 25. Jahrgang erreicht. Mit seinen kurzen interessanten Berichten ist es so recht das Missionsblatt des Vielbeschäftigten, und wegen seines billigen Preises ist es auch Unbemittelten zugänglich.

„Das Negerkind“ ist eine der ältesten Jugend-Missionszeitschriften; sie steht im 45. Jahrgang, ist aber ganz zeitgemäß im hübschen zweifarbigen Umschlag, der jeden Monat wechselt. Die neue Nummer bringt neben interessanten Bildern spannende Geschichten, so wie Knaben und Mädchen sie lieben. Jede Nummer enthält Rätsel. Preis jährlich mit Jugend-Kalender 1,40 R.M.

Echo aus Afrika. Katholische Monatszeitschrift zur Förderung der afrikanischen Missionstätigkeit. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Erscheint in zwölf verschiedenen Sprachen. Jahresbezugspreis einschließlich der Beilage „Claver-Missionskalender“ 2,— R.M. Eine prächtige Missionszeitschrift mit feinem wechselndem Bilderumschlag in Kupfertiefdruck.

Bezugsadressen:

Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19; Postsparkassenamt Wien Nr. 7.814.

Wien I., Bäckerstraße 18, Mezz.; Postsparkassenamt Wien, B-15.233.

Innsbruck, Universitätsstraße 24/II.; Postsparkassenamt Wien, 101.756.

Maastricht, Bouillonstraat 4.

Caritasblüten

Nr. 8

August

1938



Mariä Himmelfahrt

Die Mutter, sie eilet dem Himmel zu
Voll Sehnsucht und voll Verlangen!
Die Erde bot ihr noch Rast noch Ruh
Und hielt ihre Liebe gefangen.

Da braust durch den Himmel Posaunenschall,
Die Tore – sie öffnen sich weit:
„Ihr Engelscharen, o kommet doch all,
Macht euch zum Empfange bereit!

Er führt sie zum Throne, der für sie bereit,
Umhüllt sie mit fürstlichen Ehren,
Er krönt sie und schmückt sie mit gold'nem Geschmeid,
Ihre Demut und Liebe zu ehren.

O Herrin, o Fürstin, so mild und so reich!
Schau gütig auf uns doch hernieder!
Wir, die wir noch wandern im Erdenkleid,
Wir flehen und singen Dir Lieder!

Maria, die Miterlöserin,
Soll wandeln in himmlischen Auen.
Sie wird als ewere Königin
Nun Gottes Herrlichkeit schauen!“

Da jubelt frohlockend das himmlische Heer
Und eilet der Jungfrau entgegen!
Und Gott der Allmächt'ge, hoch und hehr,
Erteilt ihr den himmlischen Segen.

Salve Regina, Mater misericordiae!

M. B.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Don Mutter M. Tertula

S heute geht die Reise ins Kenja-Bikariat! Auf dem Programm steht: Bura, Nairobi, Kalimoni, Tanga und Zanzibar. In Moshi steigen wir in den Zug, der sehr lang ist, weil die Hälfte Güterwagen sind. Pustend und schnaufend beginnt er seinen Lauf. In einigen Stunden erreichten wir die Bahnstation Bura. Der Pater Superior der Mission und zwei Schwestern begrüßten uns und brachten uns dann auf die Missionsstation, die auf einem Hügel liegt, dessen Hintergrund das hufeisenförmige, romantische Bura-Gebirge ist. Dessen höchste Berge sind: Ijale, Buria, Susu. Die Lage ist herrlich! Die einstündige Fahrt vom Bahnhof bis zur Mission geht an Schluchten und gähnenden Abgründen vorbei. Wir steigen aus und stehen vor dem Haupteingang der Kirche. Eine Statue der Himmelskönigin scheint uns freundlich zu begrüßen. Wir begeben uns zu einer kurzen Besichtigung des eucharistischen Heilandes in die Kirche. Dann geht es zum Schwesternklösterchen! Auf dem Wege dorthin bilden schwarze Jungfrauen Spalier; es sind Postulantinnen und Kandidatinnen. Manche von ihnen warten schon sieben Jahre auf das Ordenskleid. Nun wird ihr Herzenswunsch erfüllt, da gerade während unseres Aufenthaltes dortselbst von Rom die Erlaubnis zur Gründung dieser Eingeborenen-Genossenschaft eingelaufen ist. Der hochwürdigste Herr Bischof will die Schwestern „Josefs-Schwester“ nennen, worüber wir uns freuen. Diese Genossenschaft wird die dritte Kongregation in Ostafrika sein, die aus dem eigenen Volke herausgewachsen ist. Unsere Schwester Amadäa wird ihre Novizenmeisterin; sie steht noch in der Schule, in welcher 300 Kinder unterrichtet werden. Das Klösterchen unserer eigenen Schwestern ist klein und rein! So viel Besuch wie jetzt gibt es ja nur alle sechs Jahre einmal; für so kurze Zeit kann man sich schon einrichten, um der Gastfreundschaft Genüge zu leisten. Daß sich unsere guten Schwestern über den Besuch freuen, brauche ich ja nicht mehr zu schreiben. Wir verbringen einen Sonntag auf der Bura-Mission! Der Sonntags-Gottesdienst ist eifrig besucht und der Empfang der heiligen Sakramente sehr rege. Nach dem Hochamt erscheint die heranwachsende männliche Jugend vor dem Schwesternhäuschen mit Trommeln und Trompeten und bringt der Würdigen Mutter ein Ständchen.

Ungefähr 2000 Christen gehören zur Mission. In neun Außenschulen werden noch 400 Kinder von schwarzen Lehrern

und Lehrerinnen unterrichtet. Die Besoldung derselben ist in der heutigen Zeit sehr schwer; wegen Mangel an Geldmitteln mußte auch schon manche Außenschule mit schwerem und blutendem Herzen aufgegeben werden.

Unsere Schwestern in Bura sind vor kurzem wunderbar gerettet worden. Sie hatten in Kilema die jährlichen Exerzitien mitgemacht und fuhren wohlgemut und freudigen Herzens wieder nach Hause. Der Weg führte über eine schmale Brücke, zudem ist an dieser Stelle eine ziemlich starke Kurve. Zum Schrecken der Autoinsassen versagte die Bremse. Es ging 18—20 Meter in die Tiefe! Nicht schräge, sondern ganz steil bis zum Flußbett. Eine Schwester wurde aus dem Auto ge-



Würdige Mutter, Schw. Felizitas, Schw. Blanka in der Kaffeepflanzung

(Photo: Archiv)

schleudert und fiel ins Wasser. Sie war nur naß, weiter geschah ihr kein Leid! — Die andern Schwestern konnten wohlbehalten aussteigen; da es nicht allzuweit von der Kilema-Mission war, hatte man schnell Hilfe. Das Fahrzeug wurde nun in schräger Richtung den Abhang hinaufgezogen, was sehr viel Mühe und Anstrengung kostete. Es wurde alles untersucht und festgestellt, daß am Auto nichts gebrochen war; noch nicht einmal die vordere Glasscheibe. Der hochwürdige Herr Bischof zeigte uns beiden die Unglücksstätte. Selbst die Eingeborenen behaupteten mit ihm aus innerer Überzeugung, daß hier die Hand Gottes wunderbar im Spiele war.

Nun verlassen wir Bura und reisen weiter nach Nairobi! Die drei trauernden hinterbliebenen Schwestern begleiteten uns zur Bahnstation. Der Zug fährt ab! Ein letztes Winken!

Einen letzten Abschiedsgruß aus der Ferne an den stillen Einsiedler im Tabernakel und bald war die traute Missionsstation unsern Augen entschwunden.

Wir durchreifen eine große, weite Ebene. So weit das Auge sieht, alles nur Steppe, die Heimat der wilden Tiere. Wir hatten Gelegenheit genug, sie beobachten zu können, ohne Gefahr zu laufen, unter ihre Krallen zu geraten. Was wir aber gerne gesehen hätten, einen Löwen, sahen wir nicht. Mutter Renata, die mit uns reiste, sagte einmal zur allgemeinen Heiterkeit, in dem Bewußtsein, daß wir vor ihm geborgen waren: „So, Löwe, nun kannst du kommen, jetzt nehme ich's mit dir auf!“ Während wir in Schlaf fielen, hielt sie einen großen Teil der Nachtwache, um einen Löwen oder Leoparden zu sehen. Beim Morgengrauen sagte sie zu uns: „Nun habe ich doch so gut aufgepaßt, habe aber keinen Löwen gesehen; dafür aber sah ich einen Bären!“ „So etwas, einen Bären zu sehen und mir nichts zu sagen! Bei einem solchen Ereignis in Afrika hätten Sie mich doch wecken sollen!“ „Aber Sie schliefen doch so fest, und der ‚Bär‘, das Sterngebilde, hing doch am Himmel!“ So ging ich auf den Leim und bekam einen Bären aufgebunden.

Von den ersten Morgenstunden an bis zur Ankunft in Nairobi sahen wir wieder prachtvolle Antilopen, Wasserböcke, Zebras, kurzum, fast die ganze wilde Tierwelt. Bei einer Haltestelle stand vor unserem Wagenabteil ein Pfefferbaum, vollbeladen mit den noch unreifen, rotschimmernden Körnern. Wir waren jetzt wirklich im Land, wo der Pfeffer wächst!“

Nun kam die Stadt Nairobi in Sicht. Am Bahnsteig wurden wir von Schwester Arsenia und dem Pater Superior der Mission erwartet, welcher uns sofort zum hochwürdigsten Herrn Bischof brachte, der uns freundlich willkommen hieß. Bald darauf ging es zur Stadt hinaus zum „Theresien-Konvent“. Die Schuljugend stand schon in Reih und Glied und eine frohe Stimmung herrschte bei den Kindern und den Schwestern. Nach einem Besuch beim Allerheiligsten besichtigten wir die ganze Einrichtung der Mission. Nach zwei Tagen mußten wir wieder den Wanderstab ergreifen; in 1½ Stunden waren wir in Kalimoni. Hier ist eine große Sisal-Fabrik, deren Inhaber die Nähe der Mission mit Kirche, Schule und Apotheke sehr zu schätzen wußte; besonders die Krankenschwester hat hier eine rege Tätigkeit. Die Zahl der Schulkinder ist in der Zeit von sieben Jahren auf 85 angewachsen. — Bald kamen die Leute von nah und fern, um die große Mutter aus Europa zu begrüßen. Die Christen ließen sogar eine heilige Messe für Würdige Mutter lesen.

Die kleine heilige Theresia ist Patronin der Missionsstation. Eine herrliche Statue steht hoch über dem Altar in der Kirche

und grüßt liebevoll alle Eintretenden. Die ganze Station ist von tiefgrünen, üppigen Sisalfeldern umgeben. In der Fabrik, wo viele Eingeborene ihr tägliches Brot verdienen, werden die Blätter auf die verschiedenste Weise bearbeitet; die Hand-

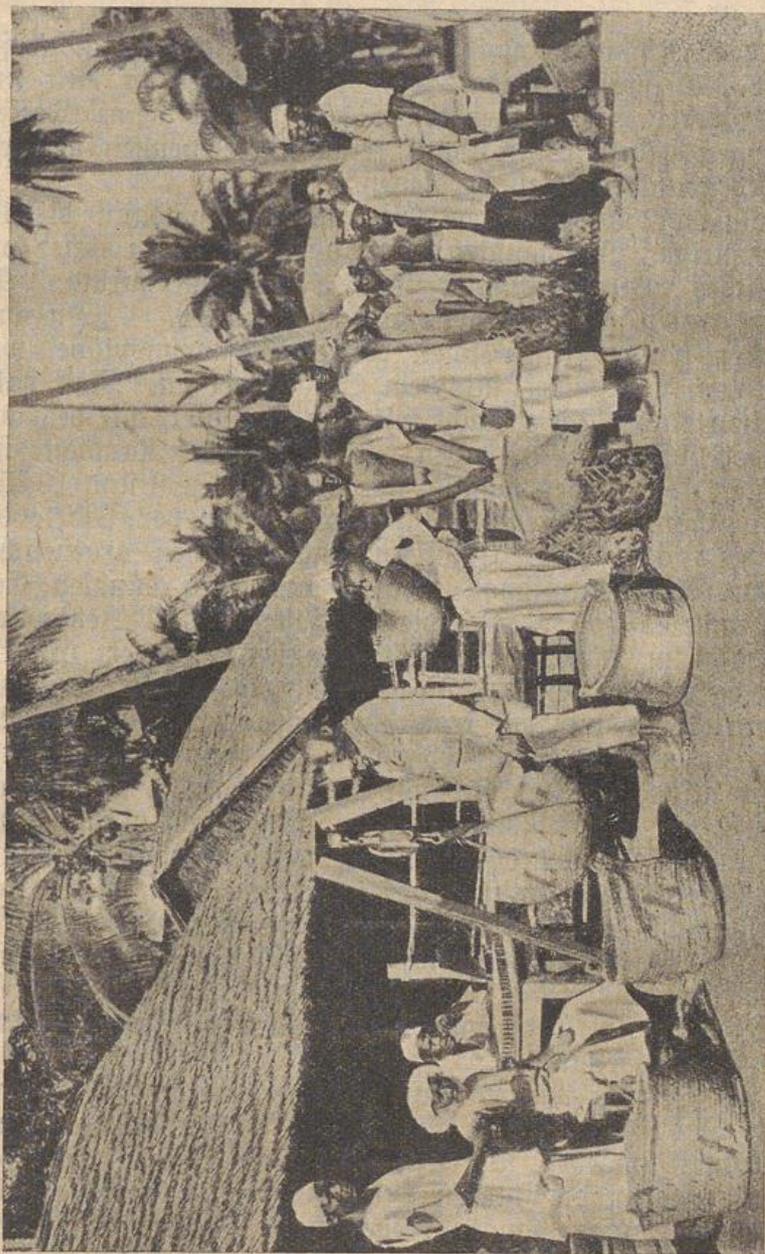


Photo: Archiv

Neifenmarkt in Zanzibar - Die Neifen werden getragen

habung der Maschinen geht den Schwarzen gut vonstatten. Im Freien sieht man lange Drähte gespannt, wo die feinen Fasern zum Trocknen aufgehängt werden. Aus den Sisalfasern können die größten Seile und Stricke, sowie die feinste Roh-

seide verfertigt werden. Unsere Schwestern machen mit den Schulkindern sehr kunstvolle Handarbeiten. — In Kaba, beinahe zwei Autostunden von Kalimoni entfernt, liegt das Lehrerseminar vom Vikariat Kenja, auch hier werden dringend Schwestern gewünscht. „Herr, sende Arbeiterinnen in Deinen Weinberg!“

Auf dem Rückwege nach Nairobi fuhren wir durch große, mächtige Kaffeepflanzungen. Der Kenja-Kaffee ist weit und breit berühmt. Die Eingeborenen dürfen hier keine Kaffeepflanzungen haben, es ist ihnen reichlich Gelegenheit geboten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

In Nairobi übernachteten wir und fuhren dann dieselbe Strecke zurück. Wir mußten dann noch einmal in unser ostafrikanisches Provinzialhaus nach Rivungilo zurück. Am 3. März traten wir die Reise nach Tanga an. — Die drei Schwestern hatten früher schon große Willkommenspläne, weil sie glaubten, wir kämen mit dem Schiff dort an. Man hatte sogar schon ein Schild gemacht mit dem Dampfer, mit dem wir ankommen sollten. Nun haben wir sie von der Landseite her überrascht. Wir kamen nämlich abends zwischen 9 und 10 Uhr, wo alles schon in seligem Schlummer war, an der Pforte des Klösterchens an. Unser Chauffeur machte einen ordentlichen Lärm mit dem Autosignal, worauf aus einer dunklen Ecke eine Stimme erscholl: „Sind die Schwestern da?“ Jetzt wurde es lebendig im Hause! Die Schlafrunkenen waren zur Besinnung gekommen. Schnell sorgte man noch für ein Abendbrot und dann waren auch wir froh, ein Ruhelager zu finden. Am 5. mußten wir das Schiff besteigen, das uns auf die Insel Zanzibar bringen sollte. Es fuhr aber erst am 6. mittags ab. So kamen wir gegen Abend dort an. Die Nacht begann schon ihren dunklen Mantel auszubreiten, während von der Stadt her unzählige Lichter und Sterne leuchteten. Der Mond warf sein Silberlicht auf die Meeresfluten, die in rauschendem Getöse an die Felsenriffe schlugen. Alles schien wie ein Bild aus dem Märchenland. Bei den Schwestern herrschte natürlich große Freude. Im stimmungsvollen Hauskapellchen begrüßten wir den lieben Heiland.

Seit 27 Jahren wirken unsere Schwestern in der hiesigen Mission. Das Kloster ist ein altes, hohes Araberhaus, mit einer festen Mauer umgeben, und liegt direkt am Meere. Zur Zeit der Flut schlagen die starken Meereswogen meterhoch an der Mauer des Hauses empor. Neben dem Kloster ist die St.-Josefs-Schule, durch eine Terrasse mit dem Kloster verbunden. 198 Kinder werden von sechs Schwestern und zwei weltlichen Lehrern unterrichtet. Da fast alle Nationen in Zanzibar vertreten sind, so ist es auch in der Schule ein buntes nationales Durcheinander. Einige Guanesen und Seychells-Kinder sind

die einzigen Katholiken. Außer diesen sind Parsen, auch Feueranbeter genannt, in der Schule, ferner Ruhanbeter; diese glauben, daß in einer Kuh, die besonders gepflegt wird, die man aber nicht zu sehen bekommt, mehr als 100 Götter wohnen. Im Kopf dieser Kuh wohnen die vornehmsten und mächtigsten und so geht es abwärts bis zum Schwanz, in dem die kleinsten Götter wohnen. Sie dürfen keine Andersgläubigen berühren und sind strenge Vegetarier. Beim Essen dürfen sie den Mund nicht mit der Hand berühren. Der Gebrauch von Messer und Gabel ist ihnen verboten. Das Trinkgefäß darf nicht an die Lippen kommen. Daher müssen sie die einzelnen Bissen in den Mund werfen und die Getränke hineinschütten.

In der Nähe des Hafens steht der Palast des Sultans, wo er mit seiner Sultanin wohnt. Er besitzt große Plantagen und Landhäuser. Im Jahre 1895 wurde in der Mitte der Stadt die herrliche Kathedrale erbaut. Der Bischofssitz ist jedoch, des heißen Klimas wegen, nach Nairobi verlegt.

In Zanzibar wohnen verschiedene Europäer, die ihre Kinder zu unsern Schwestern in die Schule schicken. Nun wollte die Schuljugend unserer Würdigen Mutter doch ihre Künste zeigen. Sie führten verschiedene Theaterstückchen auf und dann sang die Schulkapelle auf treffliche Weise das deutsche Liedchen:

„Wir sind lust'ge Musikanten, kommen aus dem Schwabenland,
Wollen heut hier Musik machen, schön wie ihr noch nie gekannt.
Heut zu deinem Willkommfeste sind gekommen wir nach hier,
Wollen das Allerbeste auch ein Ständchen bringen dir!
Würd'ge Mutter, sie soll leben, Vivat, Vivat, dreimal hoch!
Soll uns auch ein Klümpchen geben, sind wir ihre Kinder doch!“

Unweit der Stadt liegt Walezo, ein abgegrenzter Bezirk für ansteckende Kranke, besonders für Lungenkranke und Ausfällige. Hier haben unsere Schwestern einen segensreichen Wirkungskreis. Zu zweien fahren sie täglich dorthin. Dasselbst ist ein nettes Häuschen mit einem kleinen Kapellchen, zu dem die Kranken jederzeit Zutritt haben. Wir machten einen Besuch in Walezo. Die Christen eilten schnell zur Begrüßung herbei und trugen einige Lieder vor. Ein blinder Mann in feinen Silberlocken war einer der besten Sänger. Wir besuchten auch die einzelnen Kranken in den verschiedenen Häusern. Die Ausfälligen, die sich selbst noch helfen können, wohnen in kleinen Häuschen. Sie erhalten monatlich ihren Lebensbedarf, können für sich kochen, was ihnen beliebt und fühlen sich so viel heimischer. Für die Wundbehandlung der Schwermkranken ist ein eigener Bau, mit der notwendigen Einrichtung, errichtet worden. Wir sahen daselbst einen Mann, der keine Finger mehr hatte und statt der Füße nur noch die Fersen. Es sind wirklich Jammergestalten. Die Regierung tut aber für die armen leidenden Menschen in Walezo sehr

viel Gutes, und so ist die Elendsstätte, die einem großen Dorfe gleicht, ein wirkliches Friedensheim. Die Schwergeprüften haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Die barmherzige Nächstenliebe erleichtert ihnen ihr Leiden, so viel sie kann. Unsere Schwester Friedberta kann im kommenden Jahr auf eine 25jährige Wirksamkeit unter diesen Ärmsten der Armen zurückschauen. Sie ist glücklich bei ihren Kranken. Mit Dank gegen Gott verließen wir darum diese Leidensstätte. Am 14. März traten wir die Reise nach Rhodesia an.

S

Zanzibar

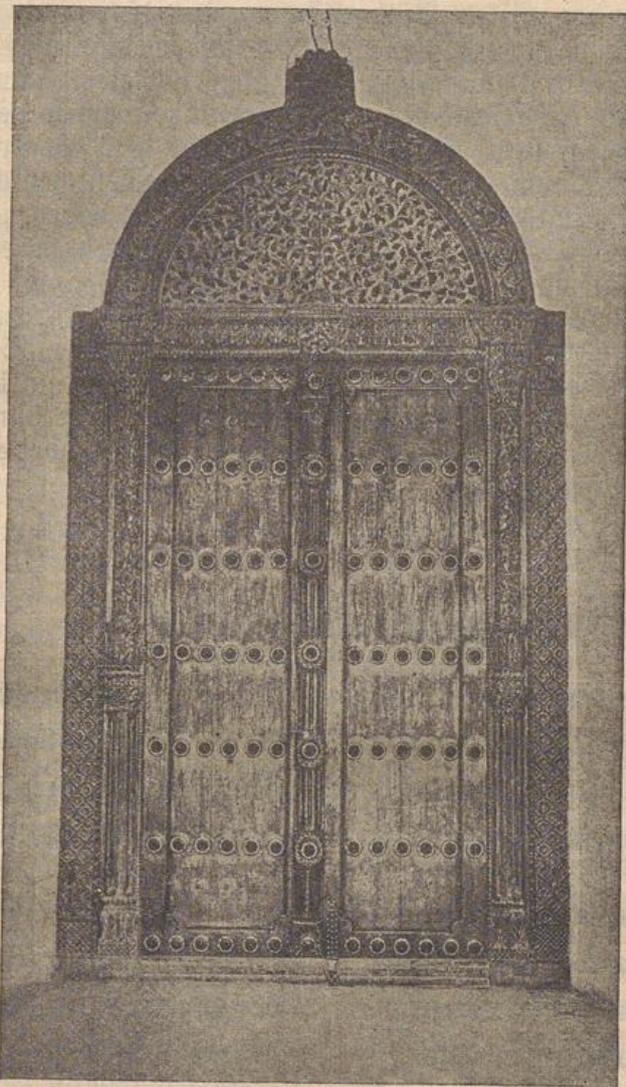
Aus den Reiseberichten von M. F.

Die vielbesprochene Insel Zanzibar, vom tiefen Blau des Ozeans umgeben, wird durch einen ungefähr 40 Kilometer breiten Meeresarm vom Festland getrennt. An den Ufern breiten sich herrliche, wohlgepflegte Anlagen mit den mannigfachsten Nutzpflanzungen aus, unterbrochen von anmutigen Bananenhainen und andern tropischen Gewächsen, über welche die stolzen, Kokospalmen ragen. Von größter Bedeutung ist auf dieser Insel die Gewürznelkenkultur. Zanzibar beherrscht den Nelkenhandel im Weltmarkt, und zur Zeit der Ernte durchzieht ein starker Nelkenduft die ganze Stadt. — Die Schiffe müssen alle außerhalb des Hafens anlegen. Die Passagiere werden auf kleinen Ruderbooten oder auch mit Motorböötchen an das Land gebracht. In der Nähe des Hafens steht der Palast des Sultans. Der hohe Herr ist aber sehr herablassend. Er begrüßte selbst uns Schwestern sehr freundlich. Seine Gemahlin hat noch ihre Untergebenen aus der Sklavenszeit. Auf den Knien liegend nehmen sie ihre Befehle entgegen, die sie als stolze Araberkönigin majestätisch austeilt.

Die Araber, die ihre eigenen Schulen besitzen, sind am meisten in Zanzibar vertreten. Dann kommen die Suaheli, ein Mischvolk von Negern und Arabern. Viele Bewohner der Zanzibar-Insel sind Sklaven aus allen möglichen Negerstämmen. Es besteht immer noch eine gewisse Hausklaverei, obwohl diese armen Menschen milder behandelt werden als früher. Außer den oben angeführten Nationen befinden sich Perser, Bewohner von Afghanistan, Türken, Ägypter, Chinesen, Japaner und Indier auf Zanzibar, und selbstverständlich laufen auch noch nicht wenig Europäer dazwischen. Alle Nationen haben ihre eigenen Bethäuser. Wenn man so durch die Stadt wandelt, fühlt man sich fast in die ersten christlichen Zeiten versetzt, wegen der eigenartigen Trachten, die zu sehen sind.

Die Häuser der Stadt sind sehr hoch, mit flachen Dächern, welche ein kühles Nachtlager bieten. Man freut sich ja, wenn

ein kühles Lüftchen kommt, denn in Zanzibar ist es sehr heiß. Die Straßen sind enge, oft so schmal, daß man mit ausgestreckten Armen die gegenüberliegenden Wände erreichen kann. Es hat aber den Vorteil, daß die glühende Sonne verhindert ist, ihre ganze Kraft in den Straßen zu entfalten. Besondere



Eine arabische geschnitzte Haustüre, Zanzibar
(Photo: Archiv)

Aufmerksamkeit verdienen die Haustüren, die von kunstvollem, herrlichem Schnitzwerk umrahmt sind, während die Türflächen mit dicken, spigen Kupfernägeln und Knöpfen bedeckt sind — zur Zierde und zum Schutz gegen Einbrecher.

Auf der Straße bilden die Leute eine wahre Musterkarte von orientalischer Völkerschaft. — Sehr interessant sind die sege-

nannten Bazars, die indischen Geschäfte. Ein ziemlich intensiver, unangenehmer Geruch fällt einem in diesen Straßen auf. Es ist das Gemisch von allerhand Düften von köstlichen Gewürzen, halbverwesten Tintenfischen, von Blumen und Petroleum, Orangen und Ananas, von getrockneten Haifischflossen und faulen Früchten.

Infolge der vielen Völkerstämme, die hier vertreten sind, gibt es auch in religiöser Hinsicht fast ebenso viele Sekten. Am stärksten sind die Mohammedaner vertreten. Dann treffen wir dort die Feueranbeter. In Wirklichkeit beten sie nur angesichts des Feuers, das sie als Symbol der lebenspendenden Sonne betrachten. Die Wschihiris, ein Menschenschlag von mittlerer Größe, sollen Christus gekreuzigt haben. Sie sind meistens Wasserträger. Die Ruhanbeter verehren eine Kuh, die zwar niemand sichtbar ist.

Die katholische Religion hat, dank der zähen Arbeit eifriger Missionare, bereits Fuß gefaßt. Die herrliche St.-Josefs-Kathedrale wird besonders von den Guanesen stark besucht. Hoffen wir, daß die Christianisierung unter dem bunten Völkergewimmel trotz aller Schwierigkeit immer weitere Fortschritte machen kann!

3

Der Gefangene im Tabernakel

Ich kenn' nur Einen, Einen,	Und Seine goldne Klausel,
Im weißen Hostienkleid.	Sie ist mein Lieblingszelt;
Er wohnt im Tabernakel,	Beim stillen Tabernakel
Von Engeln benedict.	Vergesse ich die Welt.

Kein Menschengaug' kann sehen	Ich seh' nur Seine Güte,
Der sel'gen Geister Schar,	Die liebet und verzeiht;
Die lobend und anbetend	Bei Ihm find' ich den Frieden
Umschweben den Altar.	In jedem Seelenstreit!

Da schweigen alle Stürme,
 Hier spricht nur Gott allein!
 O möchten alle Herzen
 Ein Herz mit Ihm nur sein! m. v.

3

Goldenes Priesterjubiläum im Herz-Jesu-Sanatorium Tropo, Süd-Afrika

Sine seltene Feier im Süden Afrikas! Der hochwürdige Pater Sinner schaut zurück auf ein Leben froher Arbeit und Mühen. Sein Wirkungskreis war zum großen Teil in den Tropen unter Menschenfressern, im echten Heidentum. Der große Weltkrieg war auch für ihn verhängnisvoll. Als deutscher Gefangener wurde er aus seiner geliebten Mission entführt, arm und aller Habe beraubt. Nach vielen Hin- und Herfahrten kam er endlich nach Südafrika ins englische Gebiet. Hier wirkte der Jubilar noch mehrere Jahre auf verschiedenen Stationen, bis ihm unser Herr und Meister im Herz-Jesu-Sanatorium in Tropo ein ruhiges Plätzchen schenkte.

Wir ließen es uns nicht nehmen, dem treuerprobten Seelenhirten zu seinem Ehrentage Freude zu bereiten. Die hochwürdigen Herren vom nahegelegenen Priesterseminar standen uns treu zur Seite. Schon 14 Tage vor dem Jubelfeste verkündigte es der hochwürdige Herr Pater Ludger der hiesigen kleinen Christengemeinde und bat um ein kleines Geschenk zu Ehren des Jubilars. Der Ertrag einer kleinen Kollekte sollte ihm zur freien Verfügung am Jubeltage überreicht werden. Sind auch die Scherflein klein, da die Leute hier, besonders die Halbweißen, sehr arm sind und kümmerlich ihr Leben fristen müssen, so wurden sie doch so gerne gegeben.

Das große Fest nahte heran! Der Jubilar selbst wollte den Tag ganz still und unbemerkt begehen; aber der hochwürdige Herr Pater Raphael suchte es mit Rücksicht auf das katholische Volk und das heilige Priestertum, dem hochwürdigen Jubilar beizubringen, daß er sich nun einmal an diesem Tage alle Ehrenbeweise gefallen lassen müsse. Er mußte noch hinzufügen, daß es nicht für ihn persönlich, sondern für ihn als Priester gelte, sonst hätten wir nichts anfangen können.

Und er folgte demütig, wie ein kleines Kind. Der kurze Weg von der Pforte bis zur Kirche und zum Priesterhaus war festlich geschmückt, obwohl man erst am Morgen selbst die Fahnen aushängen konnte, weil uns am Abend vorher ein Gewitter überraschte. Gegen 8 Uhr morgens kamen alle Priester vom Seminar mit den Studenten. Der hochwürdige Pater Sinner wurde zuerst zur Klosterpforte gebracht, dort mit Rochette und Stola bekleidet und sein Birett mit einem Goldkränzchen geschmückt. Die Priester begaben sich nun in ihrem vollen Ornat mit Kreuz und Mesßdienerschar zur Klosterpforte, um den hochwürdigen Jubilar abzuholen. Schulkinder, Seminaristen und das Volk bildeten Spalier. Unter dem Läuten der

Glocke (könnte ich doch sagen „Glocken“) und unter Orgelspiel zog der Jubilar in die festlich geschmückte Kapelle ein. Im feierlichen Levitenhochamt tat der gutgeschulte Chor der Seminaristen sein Bestes. — Nach dem Evangelium hielt hochwürdiger Pater Raphael in englischer Sprache eine inhaltreiche Festpredigt über die hohe Würde des Priesters. Wir Schwestern hatten bereits am frühen Morgen eine deutsche Predigt vom hochwürdigen Pater Ferdinand. Ein feierlicher Segen mit Tedeum schloß den schönen Festgottesdienst. Nach demselben geleitete die Geistlichkeit den Jubilar wieder zurück zum Kloster, wo der gute, alte Herr endlich sein bescheidenes Frühstück nahm. Hier begrüßte ihn zuerst Schwester Eberharda, seine leibliche Schwester, ein Mitglied unserer Genossenschaft, mit einem zum Teil selbst verfaßten Gedicht, worüber sich der hochwürdige Herr innig freute. Unterdessen hatten die Neger eine Predigt in ihrer Sprache von hochw. Pater Josef. Trotzdem es Samstag war, hatten sie sich zahlreich eingefunden.

Nach einer halben Stunde kam die Schuljugend, um ihm eine Freude zu bereiten in Gedichten, Reigen und kleinen Spielen. Es war schade, daß der hochw. Jubilar sein Gehör fast ganz verloren hat. Trotzdem freute er sich in dieser Feststunde bei den frohen Spielen der Kleinen und Großen. Ein englischer Hymnus, dem Heiligen Vater geweiht, und ein ähnlicher in der Zulusprache von seiten der Seminaristen, bildeten einen würdigen Abschluß.

Nun bitte ich noch um das Gebet für unsern Jubilar und alle Missionare. Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige! Obwohl hier bereits ein Priesterseminar für Eingeborene ist, bleibt die Not noch groß. Im letzten Jahr wurde ein schwarzer Priester hier geweiht; in diesem Jahre, so Gott will, im Dezember zwei. Wir bekommen von Europa so wenig Priester; helft uns darum beten, daß der liebe Gott einheimische Diener zu seinem Altare rufe.

(All meinen lieben Verwandten, Freunden, Bekannten und Gönnern, die so gerne ein Briefchen von mir erwarten, möge diese Schilderung als Lebenszeichen und als Gruß aus dem fernen Afrika gelten.)

Schw. M. Eugenia.

z

Tiefgläubiger Sinn

Als ein Bauersmann sich einen Bienenstock kaufte, und zwar um einen etwas teuren Preis, meinte ein anderer, er hätte ihn gewiß billiger bekommen, wenn er gehandelt hätte.“ „Nein,“ sagte er, „bei einem Bienenstock handele ich nicht; die Bienen sind ja diejenigen, welche das Wachs bereiten, das in Gestalt von Kerzen zur Ehre Gottes vor dem Tabernakel brennt.“

Was unsere Schwestern aus holländ. Indien erzählen

Sumenep

S war die erste Abreise nach dem Osten. Wir gingen einer uns ganz unbekanntem Welt entgegen. Wir wären voller Spannung, wo wir wohl „unsere Hütten“ aufschlagen würden. Einen vollen Monat hatten wir Gelegenheit gehabt, auf der langen Seereise Gottes Allmacht zu preisen, zu bewundern und anzubeten, die den Wassern ihre Tiefen und den Sternen ihre Bahnen anweist. Die schäumenden Meereswogen, die unser Schiff trugen, die strahlende Tropensonne am blauen Firmament, die großen und kleinen Fische, die das Wasser erfüllten, alles redete zu uns von göttlicher Weisheit, die auch jedem Menschen seinen Platz zeigt, wo er ihm dienen soll.

Die letzte Reisewoche hatte uns viel Abwechslung gebracht, denn wir landeten fast jeden Tag in einem anderen Hafen. Wer je eine Seereise gemacht hat, weiß, was es heißt „landen“! Es kommt wieder eine freudige Bewegung unter die Passagiere, die tagelang unter dem Druck voller Langweile, die man den Gesichtern ablesen konnte, in ihren Stühlen liegen. Nun ging es der Hauptstadt Batavia entgegen. Etwas nach vier Uhr hatten wir schon die erste heilige Messe. Zum letzten Male vereinigten wir Missionare und Schwestern uns auf dem Schiff in der heiligen Kommunion mit dem lieben Heilande, dessen Ruf wir gehört und dem wir Folge geleistet hatten. Der Frühstückstisch war dieses Mal trotz der frühen Morgenstunde gut besetzt, denn der Hafen war schon in Sicht. Alle Passagiere mußten hier das Schiff verlassen. „Gott sei Dank“, sagten wir aus Herzensgrund; und wir hatten alle Ursache dazu; der gute Himmelsvater hatte uns eine glückliche Überfahrt geschenkt, wir verlangten wieder nach Tätigkeit und unserm einfachen, regelmäßigen Klosterleben.

Ein paar Tage recht herzlicher Gastfreundschaft im schönen Ursulinenkloster waren schnell vorbei. Wir hatten wieder gelernt, unsere Füße auf festem Boden zu bewegen. Da brachte uns der Eintag-Expreß von Batavia mitten durch Java nach der größten Handelsstadt Indiens, nach Surabaya. Es war ein „Ritt“ von 12 Stunden! Nur die größten Städte waren Haltestellen. Eine herrliche Fahrt! So überreich an wechselnden Landschaften. Richtig orientalisches; alles kunterbunt durcheinander, wie auch die Mitreisenden in unserm Zug. — Gewaltige Bergrücken mit Kaffee- und Teeplantagen am Abhang, tiefe Schluchten und Täler, reißende Ströme und ruhig dahinfließende Bächlein, uralte Riesenbäume und dünnes, bewegliches Zuckerrohr! Die heiße Tropensonne setzte alles in schimmerndes,

grelles Licht, daß unsere Augen sich zuweilen schließen mußten. In Surabaya wurden wir herzlich willkommen geheißen durch zwei abgesandte Patres Karmeliter, und nun hatten wir noch eine abendliche Fahrt von gut zwei Stunden zurückzulegen, bis unser Auto uns nach Malang brachte. Dort hatte der Apost. Präfekt uns unter die Obhut der dortigen Ursulinen gestellt, wo wir volle acht Tage liebevolle, ja ich möchte sagen, mütterliche Aufnahme fanden.

Von da aus besuchten wir verschiedene holl.-chinesische Schulen, wodurch wir einen Einblick erhielten in die Art und Weise, wie wir in unserm neuen Wirkungskreise zu Werke gehen müßten. Unter dem Segen der Mutterschaft Mariä sollten wir unsere Missionsarbeit an Ort und Stelle beginnen. Mit dem Segen unseres Apostol. Präfekten gestärkt, von den guten Schwestern allen bis ans Auto geleitet, mit ihren Gebeten und Segenswünschen begleitet, treten wir die Reise nach der Insel Madura an mit dem eigentümlichen Gefühl, das man hat, wenn man von lieben Menschen Abschied nimmt und einer verantwortungsvollen Zukunft entgegengeht. So ging denn der neu ernannte Pater Missionar mit seinen fünf Gehilfinnen seinem vielversprechenden Bestimmungsorte entgegen.

Im Hafen von Surabaya sehen wir die Insel Madura vor uns liegen, badend im Sonnenlicht. Auch wir wollen Licht bringen in die Herzen der Millionen, die da im Todesschatten der Nacht des Islams umhertasten. Wieder fühlten wir eine halbe Stunde lang das Wiegen des Wassers unter uns, — ein paar Schritte — und wir hatten die Insel erreicht. Ein herzliches „Willkommen auf Madura“ vom alten Missionar, der bis jetzt Madura betreut hatte, klang uns so wohlthuend in die Ohren. Mit bewegtem Herzen dachten wir, daß hier noch nie der Fuß einer Schwester dieses Land betreten hatte. Ein kurzer Aufenthalt bei einer gut katholischen, holländischen Familie, wo wir unsern durstigen Kehlen etwas Kühles gönnten, und weiter ging es. Wir mußten noch 160 Kilometer zurücklegen. Die Reise war, dank der Sorge der hochwürdigen Herren Patres, recht angenehm. — Ein paarmal machten wir halt, eben eine kurze Pause. Kaum standen die Autos still, da kamen auch schon die Eingeborenen angelaufen. Die Gesichtsausdrücke waren wirklich wert, in einem Film verewigt zu werden. Was mochten sie wohl von uns denken? Noch nie hatten sie solche Wesen gesehen! Halbnackt, schmutzig und schreiend umringten sie uns. Sie waren doch nicht bei ihresgleichen, das fühlten sie, und ein Madurese zog schnell, ganz ungeniert ein Hemd über sein Adamskostüm! Die Patres sprachen einige Worte mit ihnen, das schien ihnen zu gefallen. Nun hatten sie auch den Mut, zu sprechen. Du lieber Himmel, was für eine Sprache? Der Schrecken lief uns eiskalt über den

Rücken! Wann würden wir etwas davon verstehen?!

Weiter ging es mit großer Geschwindigkeit. Wir mußten die ganze Insel passieren, denn Sumenep liegt am äußersten Ende. Gegen 6 Uhr hielten die Autos; die Patres stiegen aus, wir folgten und sahen mit einem Blick eine Reihe nettgekleideter Schulkinder stehen, die mit fragenden Kinderaugen ausschauten nach den Dingen, die da kommen sollten. Es waren unsere Schüler und Schülerinnen. — Nun traten sie auf uns zu, und in gutem Holländisch klang es aus jedem Kindermund: „Willkommen in Sumenep“, und in richtig europäischer Weise legten sie ihre Hand in die ihrer neuen Lehrerinnen. Die jungen holländischen Chinesen hatten sofort unser Herz gewonnen. Von jetzt an waren sie unserer Leitung anvertraut. Wir haben hier Pionierarbeit zu leisten, diese jungen Seelen müssen empfänglich gemacht werden für das Licht des wahren Glaubens.

Nach der Begrüßung war es auch schon dunkel, denn die Sonne verschwindet schon um 6 Uhr am Horizont. Die Petroleumlampen wurden angezündet, und beim schwachen Schein ihres Lichtes besuchten wir alle Räume „unseres Hauses“ bei der Einsegnung. Viel konnten wir nicht unterscheiden, aber genug, um zu sehen, daß unser Heim ein richtiges Missionskloster sei. Gute Leute, hier wohnen nämlich auch Holländer, hatten für Abendessen gesorgt, der Tisch war gedeckt, und wir konnten unsern Hunger und Durst stillen. Die Leute verließen uns und wir waren allein mit unserer „Kokkin“. Sie hatte Angst vor den weißen Schwestern. Wir konnten sie nicht beruhigen, da sie uns nicht verstand. So fühlten wir uns als Hotelgäste im eigenen Haus. Bald kamen auch unsere Koffer und Kisten. Wir mußten auspacken, um wenigstens das Notwendigste zu haben. Wir hatten einen Tisch und sechs Stühle. Im Kapellchen war wirklich heilige Armut! Vorläufig mußten wir uns einschränken. Unsere Stühle schleppten wir vom Refektorium in die Kapelle, ins Schlafzimmer und umgekehrt. Die Gänge und fast alle Räume dienten als Schulräume, so daß uns gerade drei Zimmer übrigblieben.

Am nächsten Morgen begannen wir voll Mut Ordnung zu schaffen, soweit es möglich war. Die Schulkinder liefen überall umher, spielend und lachend; aber immer wieder uns neugierig betrachtend. Zunächst mußte das Notwendigste eingekauft werden. Am Morgen tranken wir Tee aus geliehenen Gläsern und hielten unser Butterbrot wie Schulkinder in den Händen. Es wirkte tatsächlich auf die Lachmuskeln! Die sogenannte Küche ist hinter dem Hause in einem Nebenbau. Jedesmal mußte man durch die Schulklasse. Da wir unsere „Kokkin“ nicht verstanden, mußte Schwester Gunthildis immer selbst dabei sein, um mit Zeichen und Gebärden zu erklären. Trotzdem gab es noch viele Mißverständnisse. —

Beim ersten Ausgang, als die Schwestern das Notwendigste einkaufen wollten, gab es einen richtigen Straßenaufbruch! Alles lief hinter den Schwestern her, so daß sich die Polizei verpflichtet fühlte, einzugreifen. Man wußte nicht, wo die Leute auf einmal alle herkamen, sie waren wie aus dem Boden gewachsen. Die Kinder, und selbst Erwachsene flüchteten, wenn sie eine Schwester sahen.

Allmählich kamen auch Möbel ins Haus! Man mußte nur viel Geduld haben, denn die Handwerker haben keine Maschinen, auch ist das Holz sehr hart. Man mußte wegen der schlimmen Ameisen Dyatiholz-Möbel nehmen, sie sind wohl schwer, aber haltbar.

Inzwischen sorgten wir, daß unser Kapellchen soweit hergerichtet wurde, daß unser lieber himmlischer Hausherr darin wohnen konnte. Eine Nähmaschine hatten wir nicht, so mußten sich die Finger fleißig rühren. Schon am nächsten Sonntag nahm dann der liebe Heiland seinen Sitz unter uns. Wie glücklich waren wir! Über sechs Wochen hatten wir seine sakramentale Gegenwart entbehren müssen. Nun wohnte er zum erstenmal auf dieser islamitischen Insel, und von dieser heiligen Stätte muß eine Segensflut ausgehen. Die Pfarrkirche, drei Viertel Stunden von uns entfernt, wollte auch den Himmelsgeist beherbergen können, und so schafften die Hände der Schwestern unermüdlich, bis auch da alles hergerichtet war. Sonntags fahren wir im zierlich kleinen Wagen, den ein niedliches Pferdchen zieht, in die Kirche zum Hochamt. In der Woche haben wir bei uns die heilige Messe. Im Anfang lief alles auf die Straße, um uns zu sehen; jetzt grüßt man uns schon recht höflich, und manche Mütter laufen schnell in die Hütte, um die Kinder zu rufen.

Am Weg zur Kirche ist ein Graben, der jetzt in der Regenzeit voll Wasser ist. Da herrscht reges Leben am Morgen! Ganze Familien stehen bis zur Mitte im nassen Element und waschen und reinigen sich im trüben Wasser. Direkt daneben spült eine Frau ihr Geschirr und nimmt sich von dem Wasser in die Hütte mit. Daß viele im selben schmutzigen Wasser ihre Zähne blankreiben, ist an der Tagesordnung. Bei der Wäsche ist keine Seife zu sehen. Sie wird einfach durch Schlagen gereinigt. Eine Strecke weiter steht ein Bauer mit seinen Kühen im Wasser, die ein Morgenbad nehmen müssen. Die Kuh heißt Seppi und ist der Stolz und der Reichtum der Eingeborenen. Sie trägt eine Art Fußbekleidung, während der Eigentümer barfuß geht. Das Zugtier, der Wagen und das Geschirr sind meistens recht nett und blank gehalten, während der Besitzer selbst die Reinlichkeit für sich noch lernen muß.

Anfangs waren die Leute sehr bange vor uns! In unsern Altar mußte der Altarstein eingelegt werden. Der Chinese,

welcher das besorgen sollte, kam schon gegen 7 Uhr morgens und grüßte ganz höflich den Herrn Pastor, der ihn bestellt hatte. Als er aber die Schwestern sah, nahm er Reißaus und floh davon. Wir schickten ihm Kinder nach und ließen ihm sagen, er brauche keine Angst zu haben; aber es half nichts, er kam nicht wieder, und wir mußten einen andern nehmen, der mehr Mut hatte als er.

Wir sitzen auf einem warmen Fleckchen Erde. Das Thermometer zeigt morgens im schattigen Eckchen schon 92 Grad Fahrenheit. Die Hitze ist nicht so drückend wie in unserm Vaterland.

Um noch einmal zum Haushalt zurückzukommen, muß ich sagen, daß noch alles sehr primitiv ist. In Ermangelung des Küchenherdes müssen wir uns noch mit einem Kochtopf begnügen, der auf ein paar Steinen steht, zwischen denen ein lustiges Feuerchen brennt. — Mit der tropischen Insektenwelt haben wir auch schon Bekanntschaft gemacht. Die Fliegenwelt drängt uns, zur Vorsicht alles unter Deckel zu halten, während die Moskitos uns jeden Abend ein Schlummerliedchen singen. Wir schlafen jeden Abend mit einem Bambusbesen neben dem Bett, unliebsamer Besucher halber. — Abends nach fünf Uhr müssen die Fenster geschlossen werden. Außer all dem Ungeziefer besuchen uns vielerlei Sorten Ameisen. Alle Schränke und Tische, wo Eßwaren sind, müssen in Schüsseln mit Wasser oder Petroleum stehen, zum Schutze gegen die Ameisen. Das Brot wird auf einem kleinen Dreifuß gebacken. Roggenbrot kennt der Eingeborene nicht. Er genießt am liebsten Reis mit Fisch. Die Leute essen im Verhältnis zu den Europäern sehr wenig; sind aber auch nicht stark gebaut und haben sehr wenig Widerstandskraft. Der Chineser dagegen braucht mehr Nahrungsmittel und hält sich auch gern an die europäischen Sitten. Die Kinder der Chinesen sind sehr begabt und fleißig, sind Meister im Rechnen, haben am Zeichnen große Freude und nehmen die Höflichkeitsformen sofort an. — Die Eingeborenen dagegen haben eine sehr reiche Phantasie. Wir überzeugten uns davon bei dem Nationalfest, das zu Ehren der Prinzessin Beatrice gehalten wurde. Die Fackeln der Kinder zeigten eine staunenswerte Variation. Das Farbenbild, das der abendliche Fackelzug bot, war einfach großartig und echt orientalisch.

Möchte bald das Licht des wahren Glaubens in Sumenep die Nacht des Irrtums beleuchten.

Schw. M. Louise.

z

Was uns am meisten nutzlos macht im Leben
Ist ungetane Arbeit, tote Kraft;
Wir möchten eine Welt aus Angeln heben,
Und vor der kleinsten Pflicht stehn wir erschlafft.

Mein erster Schultag bei schwarzen Kindern

Von Schw. M. Leonora, Monte Cassino

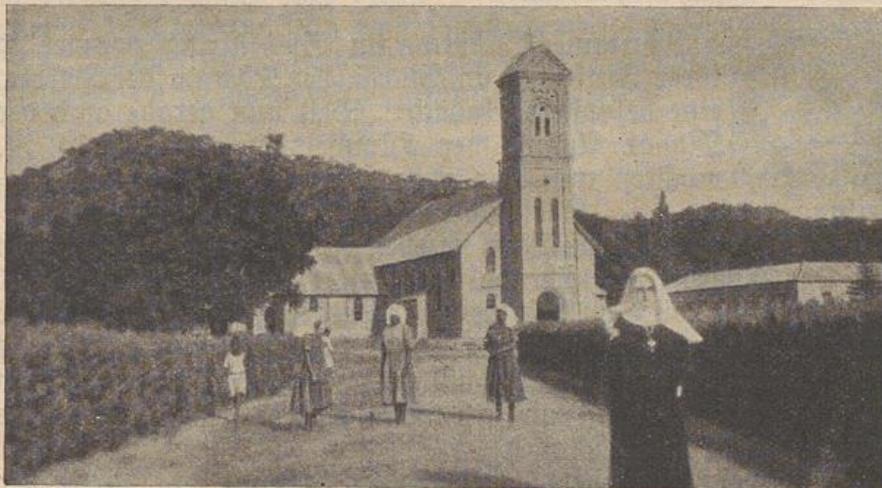
Morgen früh können Sie Ihren Unterricht beginnen“, so wurde mir gesagt, als ich kaum einige Tage auf der großen Missionsstation Monte Cassino, meiner ersten, neuen afrikanischen Heimat, war. Das kam unerwartet, dachte ich doch, erst wird die Eingeborenen-sprache gelernt, und wenn man dann so einige Sätze Shona versteht, könnte man mit dem Unterrichten anfangen. Ich äußerte deshalb auch mein Bedenken, daß ich die Eingeborenen-sprache und somit auch die schwarzen Kinder ja noch gar nicht verstehen könnte, denn die Klasse, die ich unterrichten sollte, Standard I, viertes Schuljahr, kann noch sehr wenig Englisch sprechen. In den ersten Jahren wird ja hauptsächlich in der Muttersprache unterrichtet. Doch das wurde nicht so tragisch genommen. „Wenn Sie in die Klasse kommen, dann sagen Sie nur als Erstes „Kaziwa“, und wenn die Kinder eine Pause machen „Muzita“, dann wird es schon von selbst weitergehen. Diese zwei Wörter sagte ich mir nun den ganzen Abend vor, um sie ja nicht bis zum andern Tag zu vergessen. Trotz großer Unternehmungslust war meine erste bange Frage des neuen Tages: „Wie wird das heute bei den schwarzen Kindern, die ich ja kaum noch gesehen habe, gehen?“

Nach der heiligen Messe eilten alle Boardingschüler, ungefähr 145 an der Zahl, zum Frühstück. Ein interessantes Bildchen, wie die große Schar schwarzer Krausköpfchen, jeder eine große Schüssel „Sadza“, d. i. Maisbrei, vor sich stehend, auf dem grünen Rasen vor der „Zentralküche“ saß. „Lasset das Volk sich setzen“, kam einem unwillkürlich in den Sinn. Sadza ist der Schwarzen Haupt- und Nationalspeise. Dreimal im Tag essen sie Maisbrei — morgens — mittags — abends. Ab und zu gibt es als Festtagessen ein Stück Fleisch dazu, aber gekocht muß es sein, rohes Fleisch, wie geräucherter Schinken usw., würde kein Schwarzer anrühren. In Europa vermutet man doch eher das Gegenteil. In mancher Beziehung sind die lieben Schwarzen wirklich kultivierter, als wir denken.

Als mit der großen Kirchenglocke geläutet wurde, verteilten sich die Kinder auf die drei verschiedenen Schulgebäude — Training-School, Junior und Practising-School, je nachdem zu welcher Klasse sie gehören. — Nun hieß es auch für mich, antreten. Vom Schwesternkonvent sind es nur wenige Schritte über den schönen, von blühenden Jacarandabäumen umgebenen Schulhof bis zur Junior-School. Mit den zwei einstudierten Wörtern, meiner ganzen Jesuru-Weisheit, fing ich nun den Unterricht an. Ich war wohl nicht wenig erstaunt, als ich statt zehnjähriger Kinder, wie dies nach europäischen Begriffen für

ein viertes Schuljahr zu erwarten gewesen wäre, nur große, starke Jungen und Mädchen im Alter von 15 bis 20 Jahren vor mir sah, Ihr Alter wissen die eingeborenen Schwarzen selbst nur ganz selten. Als ich später einmal nach den Geburtsdaten fragte, wußte es kein einziges von 18 Kindern. Nur wenn ihr Geburtstag mit einem großen Ereignis ihrer Geschichte zusammenfällt, nach welchen sie auch oft ihren Namen erhalten, können sie später ihr Geburtsdatum noch nachrechnen.

Mit großen, fragenden Augen schauten sie mich alle an, als ich in das Schulzimmer kam, hatten sie doch noch keine Ahnung, daß nun statt des schwarzen Lehrers, eine weiße Schwester aus Europa sie unterrichten wollte. Mein erstes



Kirche und Schwesternkonvent, Monte Cassino, Rhodessia

(Photo: Archiv)

Wort war natürlich das „Kazima“, und wirklich, wie man mir tags zuvor gesagt, ging es wie am Schnürchen weiter. Ich mußte nur gut auf die Pause aufpassen, um rechtzeitig mein „Muzita“ anzubringen. Von dem, was die Kinder sagten, verstand ich nicht ein einziges Wort. Auf englisch sagte ich nun, sie sollten sich setzen. Nun erzählte ich ihnen, allerdings in englisch, wie und warum ich mit einem großen Schiff über das weite Meer zu ihnen gekommen sei. Einer der Gescheiteren, der mich in etwa verstehen konnte, spielte für seine Kameraden den Dolmetsch und übersetzte ihnen alles in ihre Zesuru-Sprache. Wenn nun auch mein kleiner Dolmetsch mich nicht mehr verstehen konnte, malte ich einfach alles an die Tafel, was ich sagen wollte. Das ging wirklich ganz ausgezeichnet. Voll Erstaunen und Bewunderung folgten die schwarzen Kinder meiner Erzählung. So etwas von großen Schiffen, die wie kleine Nußschalen auf den hohen Wellen tanzen, hatten sie ja

noch nicht gehört. Allzu schnell war der sonst so langweilige Schulmorgen herum. Viel Lernen und das lange Sitzen fällt unsern lebhaften Negerlein doch noch recht schwer. Da kann es schon leicht vorkommen, besonders an außergewöhnlich heißen Tagen, daß bald einige schwarze Krausköpflein auf den Schulbänken liegen, schlafend in seliger Ruh!

Auf einen ähnlichen ersten Schultag können sich nun alle jene gefaßt machen, die bald in der Afrikanischen Mission helfen dürfen, durch Unterricht Christi Reich in den Seelen auszubreiten.

3

Marianische Aktion

Die Marianische Aktion in Süd-Afrika widmet in ihrer Zeitschrift an Maria, der Königin der Herzen, eine besondere Andacht. Weil nun gerade auch der Monat August der Himmelskönigin geweiht ist, möchten wir hier auch unsern Lesern davon Mitteilung machen. — „Groß und erhaben zeigt sich die Marienverehrung in der katholischen Kirche. Mit zarter Ehrfurcht naht sich der Choral dem Throne der Gottesmutter. Leise flehend: ‚Mache mich würdig, dich zu loben, geheiligte Jungfrau. Gib mir Kraft gegen deine Feinde.‘ Und staunend und bewundernd gesteht er: ‚Ich weiß nicht, mit welchen Lobsprüchen ich dich erheben soll; denn du hast in deinem Schoße getragen, den die Himmel nicht fassen können!“

Nicht mehr ganz neu, aber weniger bekannt sein dürfte der Titel: Maria, Königin der Herzen! Und doch, wie bezeichnend und bedeutungsvoll ist er.

Der selige Grignon von Montfort sagt in seiner wunderschönen Abhandlung über die wahre Andacht zu Maria, daß gerade jetzt, in den letzten Zeiten, Gott seine heiligste Mutter mehr erkannt, geliebt und geehrt sehen wolle, als wie es je der Fall war. Die demütige Magd des Herrn, die so bescheiden zurückgetreten ist im Leben ihres göttlichen Sohnes und in der Offenbarung, soll jetzt als Königin aller Königinnen anerkannt werden. Maria soll herrschen und regieren durch ihre Barmherzigkeit und ihre übermächtige Fürbitte. In Mariens Lilienhände legte die heiligste Dreifaltigkeit alle Gnaden, die sie den Menschen vorbestimmt hat, damit sie davon austeile, wie der heilige Bernard sagt: Wem sie will, so viel sie will, wie sie will und wann sie will! Ihr gab Gott den Auftrag, den Himmel mit Heiligen zu bevölkern. Seine Auserwählten in mütterlicher Liebe und Sorge zu erziehen.

Welch süße Macht besitzt Maria in der Tat über die Herzen! Kein Heiliger, den nicht Maria angezogen und geführt hätte.

Heinrich Suso und die frommen Minnesänger stimmen ihre Dichterharfen zum Preise unserer lieben Frau. Aus unschuldsvollen Kinderherzen, aus schlichtem Volksmunde und aus geschulten Sangeskehlen steigen frohe Marienlieder hinauf zum Königs-throne der Hochbegnadeten. — Engel huldigen ihr bewundernd in Himmelsmelodien.

Königin der Herzen, dich preisen die Altväter und Propheten, weil sie dich im Bilde ferne schauen durften, als Königin im golddurchwirkten, bunten Prachtgewande.

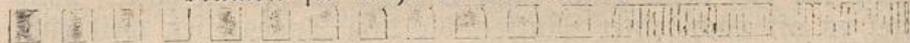
Die Apostel feiern dich als ihre Meisterin und Lehrerin! Blutgetränkte Märtyrer grüßen dich in deinem Glorienschein und reichen dir ihre Purpurrose. Du gabst Opfermut und Treue. Königin der Herzen, dir jubelt zu im Hochzeitskleide der Bekenner glänzendes Heer. Mit Lilien und weißen Rosen krönen Jungfrauen dein Königshaupt, und deine barmherzige Milde, deiner Gnade Segen fließt nieder in dürstende Menschenherzen und wirkt weiter große Wunder.“



In Sturm und Leid

Mag das Meer auch noch so stürmen
Und der Sturm auch noch so toben,
Mag sich Wog' auf Woge türmen,
Richte stets den Blick nach oben!

Leuchten auch am hohen Himmel
Nicht im Augenblick die Sterne —
Durch der Wolken wild Getümmel
Rücken sie nicht in die Ferne.



Wem dient die Caritas?

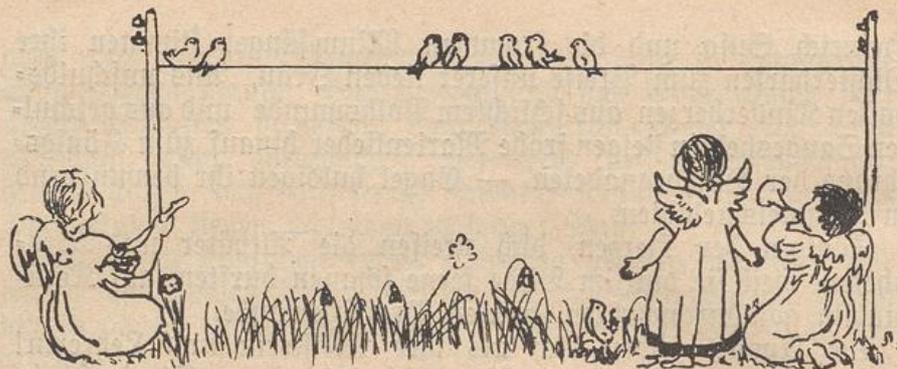
Die Schwester Ludwigs des Heiligen strickte einst ein Gewandstück. Der König kommt hinzu und spricht: „Schwester, dies Gewand wirst du mir geben!“ — „Mein schöner König“, spricht sie, „ich habe es für einen Herrscher bestimmt, der deine Majestät weit überragt.“ — „Wer ist doch dieser Sterbliche?“ fragte der König. — „Ein Armer Jesu Christi, und folglich Jesus selbst, dem ich es versprochen habe.“



Denkmünze

aus der Schatzkammer des heiligen Franz von Sales.

Wir können uns nicht herbeilassen, ganz nach der Welt zu leben, ohne uns von Gott zu entfernen und so alles zu verlieren.



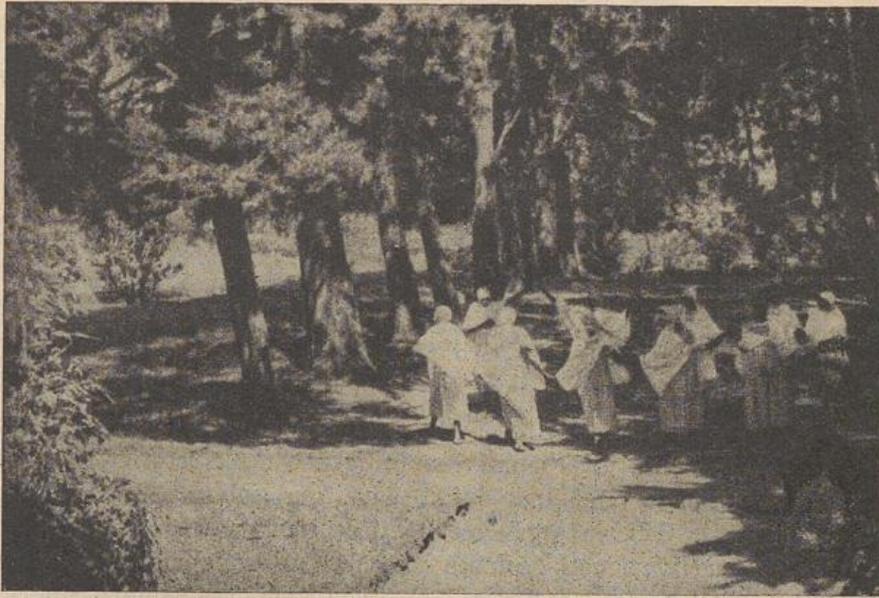
F ü r d i e K i n d e r

Wie es armen schwarzen Kindern ergehen kann

Ntombineane, ein kleines Mädchen, mußte weit von seinen Eltern fort, zu Verwandten, als sogen. Kindermädchen. Lange und bitter weinte es. Doch zuletzt wurde es ruhig, da man ihm ein neues Tuch geschenkt hatte. Erst nach drei Tagen gelangte das Mädchen in der neuen Heimat an. Nun begannen für Ntombi schwere Tage.

Am frühen Morgen mußte sie an der Quelle Wasser holen, und wenn das arme Kind vor Müdigkeit und Schlaf nicht schnell genug gehen konnte, dann wurde es hart geschlagen. Ein andermal war der Krug wieder nicht voll genug; dann mußte es den harten Mais zerreiben mit seinen schwachen Händchen, das Holz sammeln und Essen kochen. Es war kein Tag, wo das arme Kind nicht Schläge bekommen hatte. Laut rief es oft nach seiner Mutter, die drei Tagesreisen weit entfernt war. Der Vater hatte den Kaufpreis seines Weibes, die bestimmte Anzahl Ochsen, nicht aufbringen können, und somit mußte das arme Kind zu den harten Verwandten als Ersatz. Ihr müßt nämlich wissen, daß bei den Heiden die Frau gekauft werden muß. Gerne wäre Ntombi geflüchtet, aber sie kannte keinen Weg, und die Entfernung ihrer Heimat war zu weit.

So ging es einige Monate. Da faßte sie plötzlich den Entschluß, koste es, was es wolle, zur Mutter zu fliehen. Aber das Kind kam nur bis zu unserer Missionsstation, wo es von seinen Verwandten wieder eingeholt und zurückgeführt wurde. Wehmütig schaute uns das arme Geschöpf an, als wollte es sagen: „O helft mir doch!“ Wir hatten inniges Mitleid mit dem Kinde; konnten aber bei den grausamen Verwandten nichts erreichen. — Wieder strichen einige Wochen dahin. Da klopfte es an meine Schultüre. Zu meinem großen Erstaunen stand Ntombi vor mir und flehte: „O Schwester, laß mich doch bei



Schulkinder beim Reigen in der Allee, Rombo

(Photo: Archiv)

euch bleiben, ich kann es bei meinen Verwandten nicht mehr aushalten.“ Ich nahm das Kind zu mir, und nach langen, harten, schweren Kämpfen konnte es endlich bei uns in der Schule bleiben. Es ist ein eifriges und folgsames Kind.

Ihr seht, liebe Kinder, wie schwer es im Heidentume ist, ein glückliches Gotteskind zu werden. Seid recht dankbar euren Eltern und Lehrern, wenn sie euch vom lieben Gott erzählen, euch zu Ihm führen. Ihr habt das Glück, in unseren katholischen Kirchen den Heiland in eurer Mitte zu haben. Diese schwarzen Kinder müssen Ihn erst kennenlernen, und sie haben wirklich oft ein großes Verlangen, den Heiland in ihr Herz aufnehmen zu dürfen. Eure Gebete und eure Opferchen können viel dazu beitragen, daß auch die schwarzen Kinder wahre Gotteskinder werden.

Jung gewohnt, alt getan!

Präg Recht und Wahrheit schon dem Knaben ein,
 Dann wird des Mannes Seele stark und rein.
 Gewöhnst du Pflichtgefühl dem Kind schon an,
 Bleibt pflichttreu es als Jüngling und als Mann.
 Wer klug im Frühling guten Samen streut,
 Sieht sich im Herbst durch reiche Frucht erfreut.
 Doch wer die Jugend trägen Sinns entweiht,
 Verfällt dem Laster leicht auf Lebenszeit.
 Zum rechten Ziel strebt unsere Lebensbahn,
 Wenn Anfang, Mitte, Schluß führt himmelan!

Herzliches ‚Vergelt's Gott!‘

allen jenen, die im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten eingefandt haben. Möge gerade in diesem Monat der Segen des kostbaren Blutes allen reichen Segen in Haus, Hof und Familie bringen. Dies walte Gott!

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut:

Am 15. August, dem Feste Mariä Himmelfahrt.

Goldkorn.

„O heiliges, kostbares Blut Jesu, am Ölberg in furchtbaren Todeswehen vergossen, im Verein mit den heiligen Engeln bete ich an, lobe, preise und liebe ich Dich und opfere Dich dem ewigen Vater auf zur Sühne für alle Sünden gegen die schuldige Gottesverehrung, wie auch für alle himmelschreienden Sünden und für die verlassensten und ver-gessensten Seelen des Fegfeuers.“ (Tagzeiten des kostb. Blutes.)

Gebetserhörung

Inniger Dank dem heiligen Johannes Bosco und dem heiligen Judas Thaddäus für auffällige Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen. N. N.

Dank der lieben Gottesmutter für Erhörung in schwerer Krankheit. N. N.

Innigen Dank der lieben Gottesmutter und den armen Seelen für Erhörung in einem Anliegen.

Veröffentlichung war versprochen. Lippstadt.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem lieben heiligen Josef, dem seligen Bruder Jordan May herzlichen Dank für Gebetserhörung. Veröffentlichung war versprochen. Halberstadt.

Das Totenglöcklein

läutet und mahnt unsere lieben Leser und Leserinnen zum stillen Gedenken unserer verstorbenen Abonnenten und Abonnentinnen:

„Hochw. Herrn Pfarrer Johannesmann, Fürstenberg (Westf.); hochw. Herrn Pfarrer Klein, Kottenheim (Rheinl.); Herrn Josef Drilling, Dlsberg (Westf.); Fräulein Maria Heinemann, Schwaney.

Um ein besonderes Memento bitten wir für unsere liebe, leider so früh heimgegangene Maria Engelberg aus Fehrenbracht (Westf.). Möge ihr der göttliche Heiland alles, was sie im Dienste der Mission getan und geopfert hat, besonders das Verzichtopfer ihres heiligen Berufes, tausendfach vergelten. R. i. p.

„Selig, die im Herrn sterben, ihre Werke folgen ihnen nach!“

Caritasblüten

Nr. 9

September

1938



Ein berühmtes Gnadenbild (Bildhauerarbeit) in Bordeaux
(Zahlreiche Heilungen und Bekehrungen finden dort statt. Photo: Archiv)

Dem Kinde Maria!

(Zum Geburtsfest)

Wir grüßen dich, du Morgenstern,
Du liebste Tochter unsers Herrn!

Wir grüßen dich, Maria!

Du Blume aus des Himmels Au'n,
Du bist die schönste aller Frau'n!

Wir grüßen dich, Maria!

Du Kind aus Himmels heil'gen Höh'n,
Zur Gottesmutter auserseh'n!

Wir grüßen dich, Maria!

Du Davids Turm, du gold'nes Haus,
Von dir strömt Licht und Gnade aus.

Wir grüßen dich, Maria!

O holdes Kind, geh' uns voran
Auf dieses Lebens rauher Bahn;

Wir bitten dich, Maria!

Und wenn das Aug' im Tod einst bricht -
Zeig' uns dein liebes Angesicht;

Wir fleh'n zu dir, Maria! m. v.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Am 14. März schlug für uns die Abschiedsstunde in dem hoch interessanten Zanzibar. Im abendlichen Dunkel schaukelte unser kleines Boot auf den rauschenden Wellen dahin und brachte uns in unser schwimmendes Haus, welches im Meer verankert lag. Von dem Bötchen aus ging die steile Schiffstreppe hinauf und dann hieß es, von unserer treuen Begleitung Abschied nehmen. Unheilverkündend verdunkelten schwere schwarze Wolken den Himmel, und bald zuckten die Blitze und rollte der Donner. Es war das erste schwere Gewitter, das wir während unserer langen Reise auf dem Meere erlebten. Unser Schiff legte in Daressalam an. Wir hatten mehrere Stunden Aufenthalt und waren sehr froh, den hochw. Vater Prokurator von den Vätern vom Heiligen Geiste zu treffen, der uns behilflich war, bei den behördlichen Stellen für unser Bisum für die Kongoreise. Dank seiner Güte konnten wir dann auch Unterkunft finden bei den Schweizer Schwestern, die uns recht liebevoll aufnahmen, bis wir wieder auf unser Schiff zurückkehren durften, das am 20. März in Beira landete. Ein pensionierter holländischer Kapitän, der mit uns das Schiff verließ, um in Rhodesia die weltberühmten Viktoria-Wasserfälle zu besuchen, half uns in uneigennütziger Weise in der Beförderung unseres Gepäcks und beim Zollamt und brachte uns mit einem Auto zu den Missionarinnen Mariens, wo unsere Schwestern jederzeit ein Heim finden, wenn sie nach Rhodesia reisen. — Am selben Abend konnten wir noch die Reise nach Rufapi antreten, wo uns die Provinzialoberin, Mutter Gaudioja, entgegenkam.

Der erste Besuch galt unseren Schwestern in Triashill, einer Missionsstation, die noch von unserm Vater Stifter gegründet wurde. Die Zahl der Christen beträgt bereits 4—5 000. Mehrere Außenstationen werden von Triashill noch betreut. Das große Missionsgebiet wurde vor zwei Jahren in zwei Vikariate geteilt, Bulawayo für die Mariannhiller Missionare und Salisbury für die Patres Jesuiten. Triashill hat ein praktisch eingerichtetes Hospital für die Eingeborenen. Die Schulen werden von 322 Kindern besucht, worunter noch 88 Heiden sich befinden. Auf der Station selbst wohnen 161 Kinder. Für die Mission ist es keine leichte Aufgabe, so viele Kinder zu ernähren und zu kleiden. Die Angehörigen bezahlen meistens nichts, die Regierungsbeihilfe ist nicht sonderlich groß und den heidnischen Angehörigen fehlt meistens das Verständnis für Schulbildung. Allmählich fängt der Manjika-Stamm, der hier ansässig ist, an, den Wert der Schule zu schätzen. Die Kinder lernen unsere Schulfächer, ferner Handarbeit, Acker-, Garten- und Obstbau. Holz-, Leder- und Metallarbeiten. Die Mädchen werden auch in der Haushaltung ausgebildet. Der Unterricht wird in der Shona-Sprache erteilt. Um als echte Missionschwester wirken zu können, müssen sie die verschiedenen Sprachen der Eingeborenen erlernen.

Der Manjika-Stamm ist arm. Schöne, geordnete Familienverhältnisse trifft man nur sehr selten. Die Kinder kommen meist nüchtern und sehr spärlich gekleidet zur Schule; sind aber fleißig und aufmerksam. Die Lage von Triashill, das 30 Meilen von der Bahnstation Rufapi liegt,

ist herrlich. Man nennt die umliegenden Berge die „Rhodesianische Schweiz“. Acht Meilen von Triashill entfernt liegt die Missionsstation St. Barbara, wo unsere Schwestern dieselbe Tätigkeit ausüben. Bei den Schwestern war natürlich ein Freudenfest während unseres Aufenthaltes. St. Barbara hat acht Außenschulen. Die Zahl der Christengemeinde ist 3126. Bei unserem Rundgang fanden wir mehrere Kinder beim Hacken im Reisfeld und sahen da, wie viele Arbeit und Mühe es braucht, bis der Reis in unserer Heimat im Topfe liegt. Auch hier trafen wir schon eingeborene Schwestern, welche den unsrigen behilflich sind. In Triashill sind auch noch Schwestern von der heiligsten Dreifaltigkeit, die treue Missionsdienste leisten. Auf die Heranbildung der Jugend wird eine sehr große Aufmerksamkeit verwandt. Die Festspiele zeigten aber auch von zäher Arbeit und großem Fortschritt.



Würdige Mutter, Schwesterngemeinde und eingeborene Schwestern von Riboscha
(Photo: Archiv)

Bei unserem Rundgang wurde uns auch ein Vorrat von 10 bis 12 Säcken getrockneter Heuschrecken gezeigt, die Leckerbissen der Kinder, zumal, wenn das Gemüse knapp wird. (Wir haben in unserm Blättchen schon öfters von Heuschrecken erzählt, und unsere Leser wissen bereits, welche flinke Hüpfen dieselben sind.) Daß der heilige Johannes in der Wüste von Heuschrecken und wildem Honig gelebt hat, ist unsern Schwarzen ganz selbstverständlich.

Bald mußten wir uns von diesem lustigen Völkchen und unsern lieben Schwestern wieder trennen; denn auf der Missionsstation St. Benedikt erwartete man uns. — St. Benedikt hat schöne Schulräume, ein praktisch eingerichtetes Schwesternhaus und eine stimmungsvolle Kirche. Eine geziemende Wohnung für den Missionar ist noch im Bau. — Von da ging es nach Monte-Cassino, das ebenfalls noch von unserm hochseligen Vater Stifter gegründet wurde. Die Station selbst liegt im Talkeßel, umgeben von den Bergen der Rhodesianischen Schweiz. Der Weg

zur Missionsstation führt durch den Macheke-Fluß. Die Schwestern haben 144 Kinder in der Schule, wovon sich 41 auf das Lehrerinnenexamen vorbereiten. Die gutgeschulte Jugend führte mit großer Gewandtheit und Geschicklichkeit das Drama auf: „Kreuz und Christentum.“ Im übrigen haben die Schwestern mit den armen Kranken und den Waisenkindern vollauf zu tun. Gerne wären wir in diesem trauten Heim noch geblieben, aber die Pflicht rief uns nach Salisbury, wo wir bei den ehrwürdigen Dominikanerinnen recht liebevoll aufgenommen wurden. Der hochwürdigste Herr Bischof, mit dem wir manches zu besprechen hatten, ließ uns nach Mondovo auf die Missionsstation St. Michael bringen. Diese ist auf einem Hügel gebaut, liegt 60 Meilen von Salisbury entfernt und ist von einer ziemlich hohen Gebirgskette umgeben. Die Gegend ist stellenweise fruchtbar, hat aber wenig Wald, was von dem gedankenlosen Abhacken der Bäume von seiten der Eingeborenen herrührt. Zwei Schwestern und ein schwarzer Lehrer unterrichten die Kinder in verschiedenen Fächern. Hier wird besonderes Gewicht auf die Erlernung des Gartenbaues und der Landwirtschaft gelegt, weil die Eingeborenen es nicht verstehen, den Boden fruchtbar zu machen. Die Leute sind meistens im Heidentum verstrickt und auch vielfach durch verschiedene Sekten irreführt, was die Missionsarbeit sehr erschwert.

Wir kehrten wieder nach Salisbury zurück, besuchten in Begleitung des hochwürdigsten Herrn Bischofs selbst das dortige Priesterseminar und zwei andere Missionsstationen von den Dominikanerinnen. Am Abend fuhren wir noch nach Bulawayo, wo wir am 9. morgens gegen 7 Uhr ankamen. Dort besuchten wir den hochwürdigsten Herrn Bischof Arnaz und fuhren dann zum Provinzialhaus, welches vier Meilen außerhalb der Stadt liegt. Wir hielten uns aber nur einige Stunden auf, um noch die Missionsstation Empandendi zu erreichen. Es standen nämlich die Kartage vor der Türe und wir wollten doch die stillen Tage im Provinzialhaus zubringen. Der Weg nach Empandendi führte durch eine einsame Steppe, wo nur Gras und Gestrüpp wächst. Die Wiedersehensfreude war natürlich wie immer sehr groß. Wir bewunderten hier die Zucht und Ordnung, die bei der Jugend gehandhabt wird. 365 Kinder werden hier von fünf Schwestern und einer weltlichen Lehrerin unterrichtet. Auf dieser Station ist auch ein Krankenhaus, wie wir es selten in afrikanischen Verhältnissen finden.

Die Einwohner gehören zum Matebele-Stamm. Die Umgangssprache ist Sindebele, ein Dialekt von Zulu. Wir trafen auch einen guten alten Mann von 106 Jahren. Er soll ein Bruder vom letzten Matebele-König sein. Dieser hieß Lobengula. Dessen Vater Mzilikazi, war als junger Mann ein Minister im Heere von Chaka, des blutigen Zulukönigs. Dieser schickte den Mzilikazi eines Tages fort, um einen anderen Stamm zu unterjochen. Mzilikazi tat es; aber anstatt dem Chaka die ganze Beute zu bringen, brachte er ihm nur die Hälfte und floh mit dem übrigen nach Norden und mit ihm die Hälfte der Zululation. Sobald Chaka davon hörte, setzte er mit seiner Armee dem Mzilikazi nach bis zu dem Platz, wo jetzt das kleine Städtchen, „Heidelberg“ genannt, im Süden von Transvaal ist. Dann kehrte Chakas Armee heim, Mzilikazi aber zog mit seinem Anhang immer mehr nach Norden, bis er nach Bulawayo kam. Der Baum, unter welchem Mzilikazi Gericht hielt, „Indaba-Tree“, steht heute noch in der Nähe von Bulawayo, Bulala heißt in der Zulusprache „töten“, Bulawa — getötet werden. Die Stadt

Bulawano erhielt ihren Namen von den vielen Opfern, welche die Willkür des Mzilikazi und Lobenhula forderte.

Von Empandeni nach Bulawano zurückgekehrt, brachten wir die stillen Kartage im Provinzialhaus zu, um beim Allerheiligsten den Segen für die Provinzen und die ganze Mission zu erbitten. — Nach den Osterfeiertagen besuchten wir noch die einige Stunden weit entfernte Missionsstation St. Josef. Die Häuptlinge sind sehr darauf bedacht, daß die Kinder zur Schule kommen, obwohl kein Schulzwang besteht, was für die Schwestern und Missionare eine große Erleichterung ist. Die Leute wohnen hier nicht vereinzelt, wie vielerorts, sondern in kleinen Dörfschen zusammen. Dadurch haben sie mehr Schutz gegen Leoparden, Hyänen und andere wilde Tiere, die sich hier noch aufhalten. Eine Frau ging kürzlich zwei Tage weit, um Deckgras für ihre Hütte zu holen. Sie nahm ihr Kind mit. Bei der Arbeit setzte sie es ins Gras, und nach kurzer Zeit entriß ein Löwe der armen, trostlosen Mutter das Kind.

In der Gegend der St.-Josefs-Mission pflanzen die Eingeborenen Umabelé und Munga, eine Art Kaffernkorn. In der Nähe des Städtchens Matopo sind große Tabakpflanzungen. Die Gegend ist fruchtbarer, weil es öfters regnet. Eine eigne Naturerscheinung sind hier enorme Steinblöcke, verschiedenartig aufeinandergeschichtet. Wir mußten ungefähr durch 30 Flußbette, die oft recht tief waren, so daß wir uns schon mit einer Schaufel versehen haben, für den Fall, daß unser Fahrzeug im Flußsand steckenblieb. Hier gibt es auch mehrere Goldbergwerke. Man sagt sogar, daß Salomon sein Gold in Rhodesia geholt hätte.

Nun mußte noch die jüngste und weitentlegenste Station von unserer Rhodesianischen Provinz besucht werden. Gegen 4 Uhr morgens hatten wir die heilige Messe und brachen dann auf nach St. Mary. Da der ehrwürdige Bruder, welcher das Auto lenkte, bemerkte, daß der Ölbehälter tropfte, mußten wir wieder den Rückweg antreten. Unsere Schwestern glaubten uns schon in weiter Ferne. Da der Bahnzug nach Wanki, der Bahnstation von St. Mary, gegen 6 Uhr abging, wählten wir diesen Weg und kamen nachts um 2 Uhr in Wanki an. St. Mary liegt 9 Meilen davon entfernt. Hier ist das größte Kohlenbergwerk. Es soll noch einen Kohlenchatz bergen, der ganz Afrika noch etwa 1000 Jahre versorgen kann. Das Kirchlein ist arm; es ist aber eine würdigere Wohnstätte für den Heiland in Vorbereitung. Möge der Herr des Himmels und der Erde diese junge Station segnen, damit sie grüne, blühe und gedeihe. — Am 27. April, abends gegen 6 Uhr, bestiegen wir in Wanki den Zug, der uns nach Elisabethville bringen sollte, und damit hatten wir unsere Kongoreise angetreten.

Um 8.30 Uhr abends blieb unser Zug auf einer breiten, hellerleuchteten Brücke stehen. Erstaunt nahmen wir das gewaltige Rauschen und das hochausspritzende Wasser des Zambesi-Stromes wahr. Mehrere der Passagiere stiegen zum Fenster hinaus, um in der abendlichen Dunkelheit etwas mehr von dieser herrlichen Naturschönheit sehen zu können. Der Zug hatte eigens haltgemacht, damit die Reisenden sich an diesem einzigartigen Naturschauspiel erfreuen konnten. Die Viktoria-Fälle sind ein Kilometer lang. Mehrere Minuten, bevor unser Zug in die Nähe kam, bemerkten wir bereits feine, regenartige Wassertropfen an den Fensterscheiben. Gott ist groß in der Natur! — Nach einer Eisenbahnfahrt von zwei Tagen und zwei Nächten erreichten wir Elisabeth-

villle. Dort hatten wir einen Tag Aufenthalt. Wir waren besorgt, wo wir in dieser ganz fremden Stadt eine Unterkunft finden würden; doch der liebe Gott hat wieder gesorgt. Ein Herr vom Reisebüro brachte uns in ein Schwesternkloster, wo wir sehr liebenswürdig aufgenommen wurden. Es war 7 Uhr morgens und wir konnten noch zur heiligen Kommunion gehen. — Die Schwestern der christlichen Liebe taten alles, um uns den Aufenthalt bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen. Am Vorabend des Namenstages unserer Würdigen Mutter bestiegen wir den Zug, um unsere Reise fortzusetzen. Das war ein kahler Namenstag im Eisenbahnzug. Keine heilige Messe, keine heilige Kommunion. Als Reisegäste die Ameisen, die unser Frühstück mitverzehren wollten. Sie waren so unbescheiden, daß wir den Kuchen, den unsere lieben Schwestern von Bulawayo mit Liebe und Sorgfalt eingepackt hatten, den Ameisen opfern mußten. Da kein Speisewagen im Zug war, bestand unser ganzer Festtagschmaus in Obst und Sodawasser, Zwieback und Würst. Es war ein wahrer Opfertag für die Rettung der armen Heiden. Am 2. Mai, abends gegen 9 Uhr, kamen wir in Luluabourg an. Es war für uns die letzte Bahnstation. Wir übernachteten im nahegelegenen Bahnhofshotel. Nach unserem Reiseplan sollte die Reise am anderen Morgen um 5 Uhr mit dem Flugzeug weitergehen, bis Leopoldville.

Nachts tobte ein fürchterliches Gewitter. Schwere Regengüsse prasselten auf das Wellblechdach mit so großem Getöse, daß an einen Schlaf nicht mehr zu denken war, und dann der Gedanke an das Flugzeug. Wir wären ja so froh gewesen, wenn wir die Luftfahrt hinter uns gehabt hätten. Wir standen um 4 Uhr auf, um uns auf die gefährliche Luftfahrt vorzubereiten; aber im Hotel blieb alles still. Erst um 8 Uhr konnte der Flieger den nahegelegenen Flugplatz verlassen. Unsere Mitreisenden waren sieben Erwachsene und drei Kinder. In majestätischem Flug erhob sich das Fahrzeug über die kleinen weißen, leichten Wölkchen, die den Morgenhimmel bedeckten. Wir schauten nieder auf die friedlich ruhende Erde. Weder Menschen noch Tiere waren zu sehen. Lange Strecken flogen wir über undurchdringliche Urwälder. Die Baumkronen bildeten gleichsam einen grünen Teppich in verschiedenen Farben. Zweimal ging das Flugzeug nieder, gab die Post ab, nahm neue Post mit und wurde mit Benzin versorgt. Gegen 2.45 Uhr kamen wir in Leopoldville an, wo graue Wolken den Himmel bedeckten. „Gott sei Dank“ kam es aus tief-dankbaren Herzen, „der erste Fliegetag ist vorbei!“ Es war der 3. Mai, der Tag der Auffindung des heiligen Kreuzes. Ein bereitstehendes Auto von der Fluggesellschaft brachte uns in ein Schwesternkloster. Kaum waren wir da geborgen, als ein heftiges Gewitter losbrach. Wie froh waren wir, jetzt nicht im Flugzeug zu sitzen. Nun hieß es vier Tage auf weiteren Anschluß warten! Die ehrwürdigen Schwestern, „Missionarinnen Mariens“, boten uns liebevolle Gastherberge an. Unangenehm überraschte uns die Nachricht, daß wir unsere Reise am 7. Mai nicht von Leopoldville, sondern von Brazzaville aus, das am andern Ufer des mächtigen Kongostromes liegt, fortsetzen mußten. Mit einem Benzinbötchen fuhren wir über den Kongosfluß. Die guten Schwestern hatten uns einen schwarzen Jungen als Begleiter mitgegeben, der uns in allem behilflich war. Dann fuhren wir zum Büro der Fluggesellschaft, da wir kein französisches Visum hatten und Brazzaville schon in französischem Gebiet ist. Aber man ließ uns höflicherweise ganz ruhig weitergehen. Auch im belgischen Gebiet hat man uns weder

nach Paß noch Wisum gefragt. Die Frau eines Angestellten bei der Gesellschaft besorgte uns in liebevoller Weise bei den Schwestern eine Nachtherberge, holte uns am andern Morgen wieder ab und brachte uns per Auto wieder zum Flugplatz. Bei den Schwestern trafen wir einige Elsässerinnen, mit denen wir in deutscher Sprache verkehren konnten.

(Fortsetzung folgt)



Unsere Zwölf benutzten die Reisepause in Capstadt die Kirchen zu besuchen
Im Hintergrund der berühmte Tafelberg. (Photo: Archiv)

Unsere ersten Tage in Afrika

Unser Schiff, die schöne deutsche Pretoria, war im Begriff, im Hafen von Durban, dem Endziel unserer dreiwöchigen Seereise, die Anker zu werfen. Wir zwölf Missionarinnen standen auf Deck und beobachteten die Einfahrt: das fleißige Händeregen der Matrosen unter frohen Klängen der Musik. Am Kay standen die Besucher, welche lieben Bekannten ihr Willkommen boten; wir selbst entdeckten schon von weitem unter der Menschenmenge unsere lieben Mitschwwestern. Fünf derselben holten uns ab und brachten uns in die neue Heimat. Auch sie waren Schülerinnen in Neuenbeken gewesen, und nun durften wir sie bereits als Arbeiterinnen im Weinberg des Herrn be-

grüßen. Mit dem Verlassen des Schiffes verließen wir auch das letzte Stück „Deutschland“; doch eingedenk des Wortes Christi: „Wer seine Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist meiner nicht wert!“, schritten wir mutig die Schiffsbrücke hinunter, unserem neuen Ziel entgegen. „Mit Gott! — Für Gott!“ Das war die Parole unseres Vaters Stifter, und damit brachte er Mariannahill zu einer Pflanzstätte der Kultur und des Glaubens für Süd-Afrika.

Wie verschieden war seine Landung vor mehr als 50 Jahren von der unsrigen! Damals stand ihm kein Auto zur Verfügung; wir dagegen konnten jetzt schon in einer Stunde in Mariannahill sein. Zunächst passierten wir in Durban die belebten Straßen, die uns mit ihrem Stempel des Modernen nicht ahnen ließen, daß wir uns in einem schwarzen Erdteil befinden, der vor hundert Jahren noch wenig Zeichen der Zivilisation trug. In unserm Omnibus hatten wir bald das Ende des Stadtbildes erreicht. Vor unsern Augen dehnte sich nun das schöne Hügelland von Natal aus. Obwohl es Winter war, entdeckten wir doch schwer die Zeichen seiner Herrschaft. Überall an den Wegen und in den Gärten standen die Blumen in leuchtenden Farben. Nach kurzer Zeit erreichten wir Pinetown, und wußten nun, daß Mariannahill nicht mehr fern sei. Unser Auto machte noch einige Wendungen, die Hügel hinauf und herunter, und bald standen wir an der Wiege unserer Genossenschaft. Wir wurden herzlich begrüßt und empfanden dort die Wohltat der klösterlichen Gemeinschaft. Mit Dank gegen Gott durchschritten wir die Pforte und waren freudig überrascht über die Schönheit des alten Klosterhofes, der mit Palmen, Cypressen und andern südlischen Gewächsen bepflanzt ist.

Unser erster Gang war zur Kapelle, um dem lieben Gott zu danken für die glückliche Reise und für alles, was uns zu diesem Ziel geführt hat. — Eine besondere Freude war es für uns, die lieben alten Schwestern, die ihre Kräfte in die schwere Arbeit der Gründung eingesetzt hatten, begrüßen zu dürfen. Das stärkte unsern Willen, unsere ganze Kraft der Weiterentwicklung zu widmen. Am Grabe unseres hochwürdigen Vaters Stifter erbaten wir uns Mut und Kraft um treue Aus-führung seines Wahlspruches: „Bete und arbeite!“ Schw. M. Pientia.

B

Beim Gefreuzigten

(Zum Feste Kreuzerhöhung)

Ich ging zu Ihm, um all mein Leid zu klagen,
Um Kraft zu suchen für mein kampfumwogtes Herz;
Ich sah Ihn leiden, hörte Ihn nicht klagen
Am blut'gen Kreuz im herbsten Todesschmerz.
Er schwieg!

Und weinend bat ich um ein einzig Zeichen,
Daß Er das Flehen meiner Seele hört -
Nicht eher wollt ich von dem Kreuze weichen -
Bis Er ein Wort des Trostes mir gewährt.
Er schwieg!

Da rief die Pflicht - ich mußte von Ihm scheiden;
Doch, eh' ich ging - gab mir Sein schweigend Herz
Viel Trost und Kraft und Freude selbst zum Leiden -
Mit Ihm und für Sein liebend, blutend Herz.
Er sprach im Schweigen! m. s.

Weitere Nachrichten aus Indien (Sumenep, Schw. M. Luise)

Kein einziger unserer Eingeborenen kennt unsern heiligen katholischen Glauben. Mit zäher Gewalt halten sie an ihren überlieferten islamitischen Gesetzen fest. Ja, man sagte uns sogar, daß sie empört seien, weil die Missionierung auf der Insel Madoera einen Anfang genommen hätte. Aber wir sind überzeugt von der Macht und Hilfe unseres göttlichen Helfers und warten und arbeiten geduldig, bis er die Herzen dieser Armen rührt. Durch Unterricht hoffen wir allmählich den guten Samen auszustreuen, damit später andere ernten können.

Das große Handelsvolk im fernen Osten sind die Chinesen: geborene Kaufleute. Sehr begabt und voll Unternehmungslust lauert der Chinese unermüdet mit seinen schiefen Augen auf die Gelegenheit, Gewinn zu erhaschen. Dazu ist ihm die Bildung des Europäers ein willkommenes Mittel. Alles, was nach europäischen Sitten riecht, ahmt er nach. Somit ist es kein Wunder, wenn er seine Sprößlinge in europäische Schulen schickt. Ja er liebt es sogar, seine Lieblinge den weißen Schwestern anzuvertrauen, weil er davon überzeugt ist, daß sie ihre Pflicht tun und seinen Kindern mit großer Geduld Bildung beibringen.

Die Insel Madoera zählt auch viele Chinesen, darunter sehr gebildete. Trotz seiner materiellen Veranlagung ist er sehr empfänglich für Religion und trachtet nach einem Halt in seinem glaubensarmen Leben. Er ist nicht hartnäckig wie die Mohammedaner, unter denen die Missionsarbeit ungemein schwierig ist. So hegen wir die stille Hoffnung, bei den Chinesen guten Erfolg zu haben. Unsere Schule ist eine holländisch-chinesische Schule, deren Lehrplan in nichts der Heimatschule nachsteht. Natürlich ist die Sprache die Schwierigkeit. Doch, dem Wissensdrang zufolge sind die Resultate nicht zu schlecht. Wir haben hier Jungen von 18 Jahren in der Schule. Wir verstanden uns aber bald und sie kommen so gerne zu den Schwestern. Sie sind noch wirkliche Kinder! Die Schwester muß alles wissen; auch wenn sie unartig sind. Das ruhige Blut des stillen, verschlossenen Javanen steckt nicht in den Adern unserer Chinesenkinder. Nein, das Indoblut, eine Mischung von chinesischem und madoeresischem Ursprung, schäumt manchmal recht stark; ist doch der Madoerese ein hitzig veranlagter Stammgenosse. Eine Kleinigkeit kann ihn oft in die größte Aufregung bringen. Beim Unterricht ist dies nicht immer eine angenehme Entdeckung.

Einmal meldete sich ein Flieger. Ich ließ mich aber im Unterricht nicht stören und hatte nicht mit der Neugierde der Kinder gerechnet. Auf einmal, es ging alles wie im Fluge, stand das ganze Jungvolk draußen! Im Nu war es durch Thür und Fenster verschwunden. Als nichts mehr zu sehen war, kamen sie wieder zurück, als ob nichts geschehen wäre. — Sie taten es aber kein zweites Mal mehr und wissen nun, daß man in der Schule dem Lehrer gehorchen muß. — Mit großer Vorliebe hören sie die Biblische Geschichte und den Katechismus, die für sie eine ganz neue Offenbarung sind. Sie lieben auch Christus, und seine heiligste Mutter hat eine besondere Anziehungskraft auf sie. Manche beten schon morgens und abends drei Ave Maria, sie sagen, sie wollen mit dem lieben Gott auf gutem Fuß stehen. — Die Frauen und Mädchen, welche religiöser veranlagt sind, müssen sich bei den Chinesen überall als die minderwertigen betrachten. Kein Mädchen darf nachmittags ohne Begleitung

auf die Straße gehen. Die Knaben sind die Herren. Wenn die Kinder zum Trinken gehen, treten die Mädchen ehrerbietig auf die Seite, wenn ein Junge kommt. Sind wir nicht dabei, so läßt sich der Knabe auch diese Ehrerbietung gefallen; aber er schaut erst, ob die Schwester darauf acht gibt. Der Druck, der auf der weiblichen Jugend liegt, hat sich schon allmählich gehoben, sie ist schon freier und froher geworden. — Das war der erste Eindruck, den der hochwürdigste Herr Bischof bei seinem Besuche kürzlich empfand. Und er freute sich darüber.

Wir hatten nach altem Brauch im Monat Mai ein nettes Marienaltärchen aufgerichtet. Nun durften sie eines Tages mit uns in die



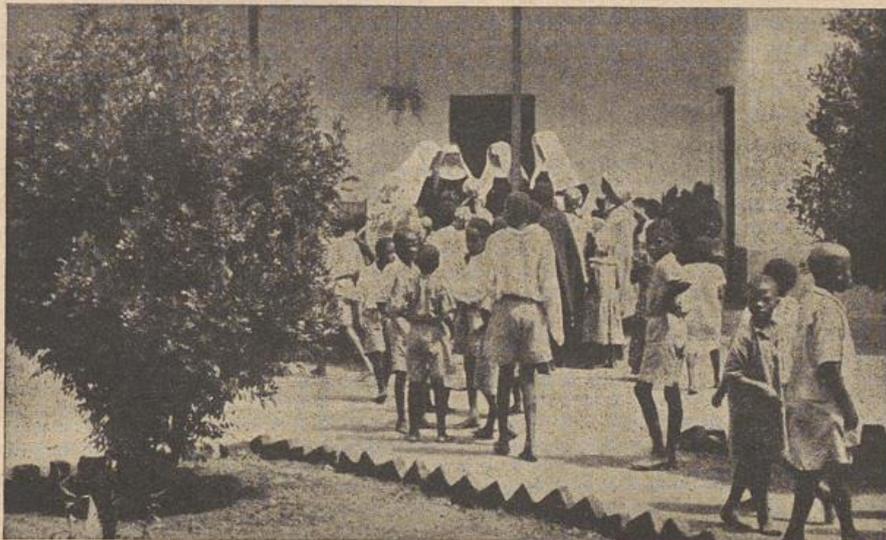
Besuch beim Häuptling in Kilema, Ost-Afrika

(In der Mitte steht der große Herr. Photo: Archiv)

Kapelle kommen, wo wir beteten und Marienlieder sangen. Das machte auf die Kinder einen gewaltigen Eindruck. Als wir wieder zur Schule zurückkamen, kamte ich meine Bengel nicht mehr wieder. Sie waren ganz still und nachdenklich geworden und sagten nur das eine: „O, wie schön!“ — Am nächsten Sonntag kamen die ersten Kirchgänger aus eigener Bewegung zur Andacht. Ich gönnte allen lieben Lesern die Freude, die überraschten Blicke der Kinder gesehen zu haben, als sie zum ersten Male die Zeremonien sahen. Diese staunenden, schwarzen Augenlein, das zugespitzte Mündlein, die gespannte Haltung! Wirklich, da geht einer Missionslehrerin das Herz weit auf. Ich hätte sie am liebsten geknipst; aber wir haben keinen so kostbaren Apparat. Ganz glücklich gingen sie nach Hause. Sie hatten ja zum ersten Male dem eucharistischen Gott gegenübergestanden! Und von seiner Nähe strömt immer, wenn auch unsichtbar, Segen in die Herzen.

Des andern Tages ging es wie ein Lauffeuer durch die ganze Kinderschar, denn deren Mund ist auch in Indien nicht geschlossen. Nun fragten die andern, ob sie auch zu den Schwestern in die Kapelle kommen

dürsten, wenn Segensandacht ist, und wir erlaubten es ihnen am Fest Christi Himmelfahrt. An diesem Tage war ja nirgends Feststimmung, denn der Eingeborene kennt nur sein Neujahr und den Jahrmarkt als Feiertage. Um 5 Uhr nachmittags hatten wir unsere Andacht. Gegen 4.15 Uhr beteten wir unser Offizium, merkten aber schon, daß um unser Haus ein reges Leben war. Als wir nach Beendigung des Chorgebetes Ausschau hielten, standen ganze Truppen Kinder da, alle mit einem Blumenstrauß in der Hand. Sobald sie uns sahen, stürmten sie auf uns zu, und freudestrahlend riefen sie: „Wir wollen in die Kirche!“, reichten ihre Blumen dar mit den Worten: „Das ist für Jesus oder Maria!“ Wie schön! — Aber es hörte noch nicht auf mit den Besuchern! Viele Kinder kamen mit der Kutsche, andere mit dem Rad und einige mit dem



Die Christen kommen Würdige Mutter zu begrüßen, Ost-Afrika
(Photo: Archiv)

Auto. Alle hatten aber ihre Blumengabe. Wo bleiben die Kinder?, fragten wir uns. Unser Kapellchen ist nur für 10 Schwestern. Ich hatte die Hände voll, um Plätze zu suchen, während die andern Schwestern Ausschau hielten, wie sie die Blumen alle unterbringen konnten. Unser Kapellchen war ein wahrer Rosengarten. — Wir mußten schon die Andacht auf sechs Uhr setzen, um Ordnung halten zu können. Zuletzt mußten wir noch Blumen auf die Erde legen, denn es waren im Haus keine Behälter mehr zu finden.

Inzwischen hatten alle mit vielem guten Willen ein Plätzchen gefunden. Sie saßen wie Heringe aufeinander. Eine Dame ging bescheiden auf einen Stuhl im Gang. 49 Kinder schauten alle mit erwartungsvollen Augen zum Tabernakel. Als nun die Schelle ging, war alles still. Was mochten diese Heidenköpfe wohl denken? Als die Schwestern nun das Anbetungslied anstimmten, lauschten alle mit offenem Munde. — Die heilige Handlung hatte bald ein Ende. Es war so heiß durch das Gedränge. Noch einmal klang das Glöcklein, und die Kinderköpfe beugten sich zum ersten Male vor dem segnenden Heiland. Gewiß hat er sie auch gesegnet! Es war wirklich ein feierlicher Augenblick. Langsam

schloß der Priester den Tabernakel. Nun wurde noch ein Schlußlied gesungen, und da unsere Kinder bereits Marienlieder gelernt hatten, wählte ich das Lied: „Begrüßet seist du, Königin!“ Froh sangen sie mit. Sie hatten ja heute, ohne es zu wissen, ihrem König gehuldigt, wie einst die Kinder zu Jerusalem, und Maria, ihrer Königin, hatte ihre Aufwartung ebenfalls gegolten. Wie mag sie, die Fürsprecherin, für die Kinder gesleht haben zum König der Welt, am Tage seines Triumphes. Später erfuhren wir, daß die meisten ihre Blumen auf dem Markt gekauft haben; wir sagten ihnen, daß sie auch ohne Blumen kommen dürften; aber sie fanden es schöner und höflicher, wenn sie etwas mitbringen. Es kommen jetzt auch schon einige zum Hochamte in die Pfarrkirche.

Wie aufmerksam sie in der Kapelle waren, zeigt folgender Vorfall: An einem Nachmittag kamen zwei 16jährige, die als Vorbereitung auf die höhere Schule Privatstunden hatten, zur Schule. Von da aus kann man das Ewige Licht in der Kapelle sehen. Das hatte ihre Neugierde erregt und der eine fragte seinen Kollegen, warum da ein Licht brenne. „D,“ sagte der andere zu ihm, „weißt du das noch nicht? Das ist da, um Jesus zu wecken.“ Als die Schwester kam, mußte sie ihnen eine Erklärung geben. Nun waren sie beruhigt. — Bekommen sie ein Bildchen zur Belohnung, so legen sie es auf den Umschlag ihres Heftes. Ein sehr begabter Schüler malte ein Herz-Jesu-Bildchen nach. Als Belohnung schickte ich es ins Mutterhaus, worauf er sehr stolz war.

Ihre Religion hat sehr viele Bettage, und dann müssen sie schulfrei haben, um in den sogenannten chinesischen Tempel gehen zu können. Dort wird lange gebetet für die Verstorbenen und dann ist eine Art Opfermahl, bei welchem alle Beter essen dürfen. Das Beten ist sehr ermüdend. Die Hände kommen zur Mundhöhe, die Arme werden nicht gestützt, die Finger der rechten Hand werden über die Finger der linken Hand gelegt, die Daumen gekreuzt und dann bewegen sie die Arme fortwährend auf und ab. Alle diese Zeremonien sind für die Verstorbenen. Die Gebete und Opfermahle sind sehr oft in der Nacht. Die Kinder sind dann so müde und schläfrig in der Schule. Sie finden unsere Gebete viel leichter. Auch sind sie im allgemeinen sehr bang vor Geistern. Sie sehen abends allerlei große Tiere; in diesen haust die Seele eines Verstorbenen und die muß erlöst werden. Es braucht oft sehr lange, bis die Seelen frei werden, denn sie müssen noch zur Strafe in viele Tiere kommen. Sie glauben an eine solche Seelenwanderung.

Bei einem Hausbesuch fanden wir, daß die Leute eine Art „Betzammer“ haben, wo sich die Familie versammelt. Gebe der liebe Gott, daß diese armen Suchenden bald den Weg zum wahren Gott finden.

Zu unsern Schülern zählen wir auch einige eingeborene Javaner und Madoeresen. Sie sind aus höhergestellten, einige aus adeligen Familien, und ihre Väter nehmen die höheren Stellungen an holländischen Unternehmungen ein. Die Javanen unterscheiden sich von den heißblütigen Madoeresen durch einen viel ruhigeren, stillen Charakter. Sie sind die Denker und haben etwas Schwermütiges an sich. Der Javane neigt mehr zu den Fächern der Literatur und Zeichnen. Im Rechnen steht der Chineser weit über ihm. Die Missionare haben bei den Javanen in letzter Zeit viel Erfolg.

Wir haben in der Küche ein islamitisches Mädchen. Dasselbe würde um keinen Preis Schweinefleisch versuchen. Kommt sie damit in Be-

rührung, dann wäscht sie sich unzählige Male die Hände. — Wer hilft uns beten, auf daß diese Hartnäckigen auch noch zum guten Hirten zurückkehren?

3

Marianische Aktion

Der hochwürdigste Herr Bischof Ignatius Arnoz von Bulawayo gibt uns in seinem Schreiben vom 19. Februar 1938 eine treffende Antwort auf die Frage: Wie wird die Marianische Aktion beurteilt?

„Es ist mir eine Genugtuung, wenn ich hiermit die Marianische Aktion empfehlen darf. Das bernardinische Wort: ‚De Maria nunquam satis‘, ist allein schon Grund genug zum Befürworten. Zumal heutzutage, wo die Gnadenvermittlung durch Maria so viel besprochen und das Bedürfnis derselben noch mehr empfunden wird, ist jede Aktion, die Maria zum Gegenstande hat, zu begrüßen und nach besten Kräften zu fördern. Zweifellos werden sich eifrige Seelen finden, die sowohl in den Obliegenheiten der allgemeinen Aktion, als auch in denen der besonderen Aktion etwas ihrem Drange und ihrer Marienliebe ganz Entsprechendes finden werden. Das inhaltstiefe Organ: Königin des Reiches Christi, wird sie übrigens nur noch darin bestärken können. — Es ist zu wünschen, daß die ‚Aktion‘ sowohl, als auch das Organ derselben viele, sehr viele Interessenten finde, die an der Hand der Mutter nicht nur sich selbst zu Jesus führen lassen, sondern auch andere durch sie zu Ihm bringen wollen. Und wer immer von den Ideen der Aktion sich wird bestimmen und vom Gedankeninhalt ihres Organs beeinflussen lassen, der wird nicht irre gehen können.“

Das Wort des heiligen Paulus an die Galater (6, 16) wird an ihnen zur Wahrheit: ‚Über alle, welche dieser Richtschnur folgen, komme Friede und Barmherzigkeit!‘ — Soweit ich darf und kann spende ich gerne Ihnen allen und auch den aktiven Arbeitern an dieser schönen Sache meinen Segen!“

Ignatius Arnoz, C. M. M., Bischof v. Bulawayo.

Wir unterscheiden in der Marianischen Aktion von Süd-Afrika zwei Stufen, die *a*llg*e*m*e*i*n*e und die *b*es*o*nd*e*r*e* Aktion. Der allgemeinen Aktion kann jeder katholische Christ beitreten. Ihre einfachen Verpflichtungen, die von jedermann gut erfüllt werden können, sind folgende: Jeden Samstag ein Ave Maria nach Meinung der Aktion zu beten, wenigstens einmal im Monat, möglichst am Samstag, die hl. Messe und hl. Kommunion in gleicher Meinung aufzuopfern und an den vier Hauptfesten (Mariä unbefleckte Empfängnis, 8. Dez.; Mariä Verkündigung, 25. März; Maria, Vermittlerin aller Gnaden, 31. Mai; Mariä Himmelfahrt, 15. Aug.), am unmittelbar vorhergehenden Samstag die Samstagsweihe zu erneuern. Priester mögen wenigstens einmal im Jahre die hl. Messe in der Intention der Marianischen Aktion feiern.

(Fortsetzung folgt.)

3

**Nichts trägt so großen Schaden ein,
Als losgetrennt von Gott zu sein.**

Modernes Apostolat

Einem Brief von Bischof Van Goetem, dem Apostol. Vikar von Coquilhatville im Belgischen Congo, vom 22. September 1937 an die Petrus-Claver-Sodalität, entnehmen wir folgende interessanten Aufschlüsse:

Unsere soziale Tätigkeit ist in voller Entwicklung. Ein eigens hierzu ausgebildeter Missionar ist an der Spitze der Bewegung. Er wird von der Behörde kräftig unterstützt. In der Stadt besuchen mehr als 900 Erwachsene die Abendschule. In der Umgebung sind Abendschulen im Entstehen. Wir haben 12 Gruppen Fußballspieler, von denen je zwei einen weißen Instruktor haben. Augenblicklich wird der Bau eines Stadions unternommen. Aber schon jetzt finden jeden Sonntag Fußballschlachten und Volksspiele statt, wozu unsere Blasmusik spielt. Es scheint, als ob wir auf diese Weise auf die ganze Bevölkerung Einfluß gewinnen. Wir können dadurch dem Schaden steuern, der besonders unter der Jugend durch das Freidenkertum, charakteristischen großen Arbeitsplätzen, verursacht wird. Der Häuptling und die einheimischen Großen der Stadt Coquilhatville, unterstützen die Bemühungen der Missionare. Dank diesem guten Einvernehmen und der Mitarbeit wird unsere soziale Tätigkeit bald die schönsten Früchte tragen. Wir rechnen besonders auf die Studienzirkel und das Laienapostolat der gebildeten Schwarzen, um wirksam die umstürzlerischen Ideen, die sich überall breit zu machen suchen, zu bekämpfen.

Claver-Korrespondenz, Salzburg.



Ein eigenartiger Täufling / Aus früheren Berichten unserer Congomission

Eines Tages war ich beschäftigt, den Taufstein zu reinigen. Um alle Flecken daraus zu entfernen, hatte ich einen Eimer kochendes Wasser hineingegossen. Zufällig gingen einige heidnische brave Jungens an der Kirche vorbei. Sie wollten weiterlaufen; aber einer von der Gruppe sah, daß der Fafa beim geöffneten Taufbrunnen stand und natürlich, wie der Junge glaubte, nichts anderes vorhatte, als jemand zu taufen. Nichts ist mehr imstande, den Neger, der seine Probejahre überstanden hat und vor der Taufe steht, anzuziehen in die Kirche zu kommen, als der geöffnete Taufbrunnen. So war es auch bei unserm jungen Freund.

Raum hatte der Junge mich da gesehen, als er Hals über Kopf in die Kirche hineinstürmte und mit hastiger, nervöser Stimme sagte: „Fafa, onk' abtisiimu!“ (Water, gib mir die Taufe!) Lächelnd winkte ich ihm, näher zu kommen. Schon wollte er das Halsband abnehmen und seinen Kopf in das dampfende Wasser halten; da bemerkte er, daß das Wasser im Taufbrunnen kochend heiß war, und zog sich enttäuscht zurück.

Abends sitze ich in meinem Kämmerchen. Ganz unerwartet klingt eine Stimme herein: „Fafa, a yoko basi bale mpio?“ (Water, ist das Wasser schon kalt?) — „Lieber Freund, es ist jetzt keine Zeit um dich zu taufen. Warte noch einige Tage und dann wollen wir prüfen, ob du den Katechismus gut kannst; und dann sollen wir sehen. Verstanden?“ Und weg war er!

Sein feuriges Verlangen ist schon lange in Erfüllung gegangen. Er ist getauft, nicht mit kochendem Wasser; aber mit gesegnetem Taufwasser und allen Zeremonien, die zur Taufe gehören. Er heißt Alfonsus und trägt außer dem Eigennamen noch einen europäischen Familiennamen: Claus, welcher ihm auf Ansuchen eines unserer Wohltäter gegeben ist, der ihn freigekauft hat; als er noch Sklave war.



Schwester Chrysofoma mit ihrem Schützling
(Photo: Archiv)

F ü r d i e K i n d e r

Die kleine Theresia, die ihr hier auf dem Bilde seht, wollte zu Hause Mütterchen spielen, während die Mutter auf dem Felde arbeitete. Sie kochte den Maisbrei, kam aber unvorsichtigerweise dem Feuer zu nahe. Das Kleidchen fing zu brennen an und die rechte Seite und der rechte Arm war voller schwerer

Brandwunden. Stellenweise waren dieselben sogar sehr tief. Zu allem Leid kam noch Lungenentzündung mit hohem Fieber dazu. — Die Mutter brachte das Kind in diesem hoffnungslosen Zustand zur Mission. Sie konnte Theresia nicht mehr leiden sehen. Hier kam sie in meine Pflege. Ich reinigte die Wunden, verband sie, gab dem Kinde Medizin und nach einigen Tagen trat etwas Besserung ein. Selbst die Wunden fingen langsam an zu heilen zum größten Erstaunen der Mutter, welche ihren Liebling verloren glaubte. Wir selbst staunten sehr oft darüber, daß das Kind trotz all der Schmerzen so geduldig war. Wenn die Zeit zum Verbinden kam, dann rollten wohl schon Tränen über die Wangen; aber Klein-Thereschen klagte nicht. Sie half selbst mit beim Verbinden und lachte dann herzlich, wenn alles geschehen war. Mit allen war sie lieb und konnte oft recht drollig und humorvoll sein.

Als sie schon auf dem Wege der Besserung war und etwas herumgehen konnte, ging die Kleine jeden Tag zur Kirche und besuchte dann auch Schwester Oberin, die ihr dann eine kleine Süßigkeit gab. — Nach ihrer Genesung nahm die Mutter das Kind wieder nach Hause; aber Theresia kommt noch oft, ihre Pflegerin zu besuchen. Nach Auffassung der Eingeborenen nennt sie dieselbe auch ihre Mutter, weil sie ihr wieder zur Gesundheit verholfen hat.

Theresia geht jetzt zur Schule, lernt fleißig und ist ein braves Kind, das dem lieben Gott und den Eltern Freude macht.



Herzliches ‚Vergelt's Gott!‘

allen unsern lieben Wohltätern und Abonmenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere Gebete.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: Am Feste Mariä Geburt (8. Sept.); am Feste Kreuzerhöhung (14. Sept.); am Feste der Sieben Schmerzen Mariä (15. Sept.).

Goldkorn.

„Durch die hochheiligen Worte ‚das ist mein Leib‘, vollzieht sich täglich das Wunder der Allmacht, der Weisheit und Liebe, vor dem der ganze Himmel freudig zittert, die Hölle aber in Schrecken erbebt: Christus, der Hohepriester der zukünftigen Welt, ist auf dem Altare zugegen und opfert sich dem Vater mit derselben glühenden Liebe, mit der er sich am Kreuze geopfert hat.“

P. J. Schneider S. J.

Gedenket der treuen Dahingeshiedenen

Frl. Lehrerin Maria Conredel, Walve; hochw. Herrn Pfarrer Fr. Fijjing, Grafenwald; hochw. Herrn Ferd. College, Aßfinghausen i. Westfalen; Frl. Gertrud Iländer, E.-Stoppenberg, Rhld.; Herrn Schmitz, Weinsheim i. d. Eifel, langjähriger treuer Beförderer und Abonment; Herrn Paulus, Vater unserer Beförderin in Pachten, Saar.

Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!

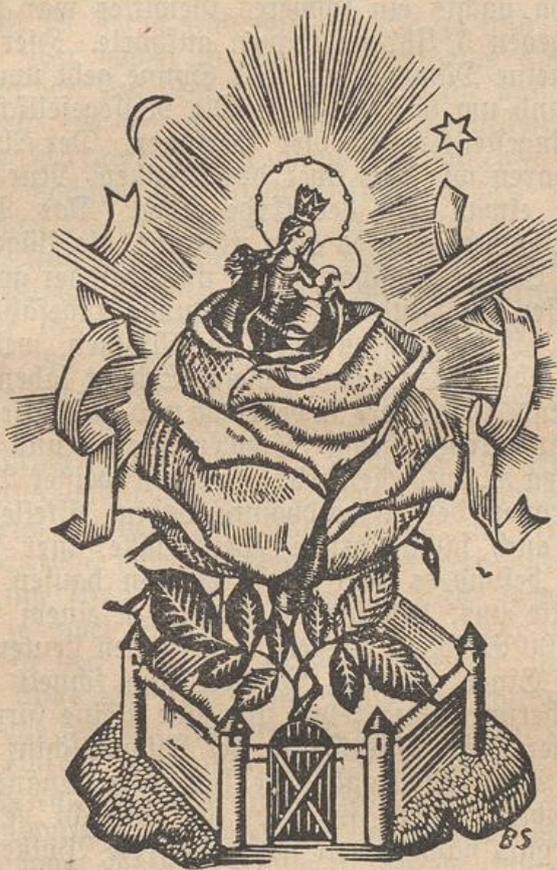
Herr, laß sie ruhen in Frieden. Amen!

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1938



Rosa mystica

Schneblendend weiße Rose,
Von Himmelsdust erfüllt!

Du Keine, Makellose,
In Himmelslicht gehüllt:

Aus dir sproßt uns ein Blümelein,
Das liebe Gotteskindelein,
Des ew'gen Vaters Sohn.

Bluttriefend rote Rose,
Vom Leidenstau getränkt —
Und in das Meer der Schmerzen
Sanz tief hineingesenkt!

Du bleibst in bitteren Wehen
Beim Kreuzestamme stehen, —
Dein Kelch entblättert nicht.

Von Gold umstrahlte Rose
Im Glanz der Seligkeit,
Erhab'ne Himmelsrose,
Du blühst in Ewigkeit!

Du trägst des Himmels schönste Kron'
Und herrschest mit dem Gottessohn!
Geheimnisvolle Rose!

m. v.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Gs wurde ungefähr 6 Uhr, ehe wir abfahren konnten, da nachts ein schweres Gewitter war und es erst gegen 5 Uhr zu regnen aufhörte. Hier gibt es ja keine Dämmerung. Die Sonne geht um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Die Reisegesellschaft bestand außer den Angestellten aus vier Personen. Der Aufstieg ging gut. Bald waren wir hoch über den Wolken. Nur hie und da konnten wir etwas von der Erde sehen. Das Wolkenmeer schloß sich zusammen und es kam uns vor, als flögen wir über eine herrliche Schneelandschaft. Über uns war der grau-bläuliche Himmel. Unser Flugzeug legte per Stunde ungefähr 350 Kilometer zurück. Nun ging es durch die Wolken, weil wir sonst den Weg verfehlt hätten. Unter dieser Schicht sahen wir wieder endlos scheinende Urwälder, in denen ab und zu Wasserspiegel und Flüsse sichtbar wurden, große Strecken Morast und Sumpf, wo kein Lebewesen zu entdecken war. Scharen weißer Vögel flogen über den Kronen der Urwaldbäume dahin. Stellenweise entdeckten wir auch schöne grüne Weideplätze; hier sollen viele wilde Tiere, besonders aber die Elefanten hausen. Ein Missionar erzählte uns, daß die Regierung in einem Distrikt erlaubt habe, 700 Stück zu erlegen, weil sie den Leuten die Felder verwüsteten. Einer von den Piloten kam schnell von seinem Sitz zu uns herunter und zeigte uns eine kleine Gruppe wilder Tiere auf einer Dase. Das Getöse der Flugmaschine hatte ihnen Furcht und Angst eingejagt. Sie stoben auseinander und im selben Augenblick waren sie schon im Dickicht verschwunden.

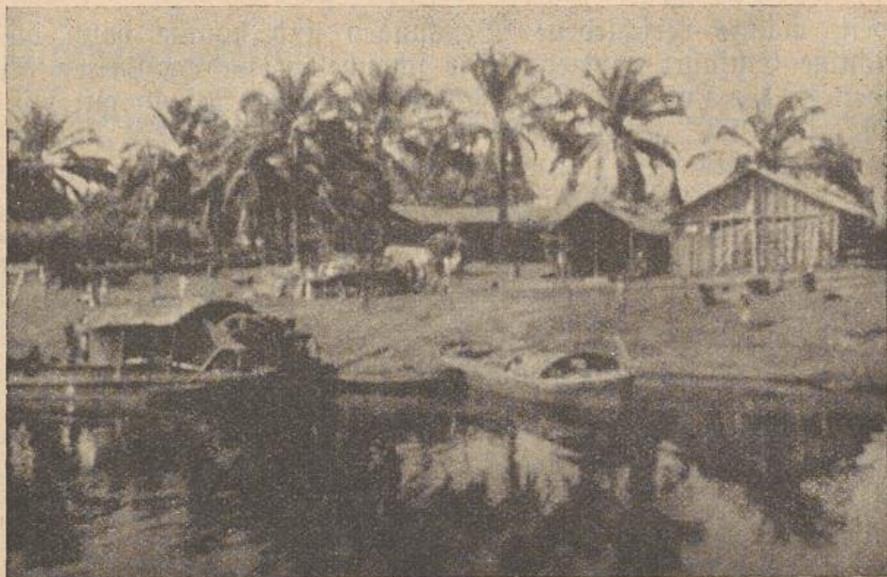
Mit Besorgnis nahmen wir wahr, daß die Wolken sich immer dunkler färbten. Wir fragten uns, was wohl geschehen würde, wenn in dieser Wildnis eine Notlandung stattfinden müßte; denn man sah nur Bäume, Sumpf und Morast. Und übrigens, wenn der Nebel sich mehr auf die Erde gelegt hätte, wäre an eine Landung nicht zu denken gewesen. Wir suchten Hilfe bei dem, der alles geschaffen!

Kurz vor Coquilhatville kamen Sturm und Regen. Auf dem Flugplatz stand man bereit, um uns abzuholen. Mit großer Sorge sah jedermann die Gefahr, in der wir uns befanden. Mutter Nivarda, die uns ebenfalls abholen wollte, erzählte uns, daß die Europäer laut vor Angst geschrien hätten. Das Flugzeug war durch die dunklen Regenwolken so nahe zur Flughalle gekommen, daß es beinahe angestoßen hätte und eine Explosion zu fürchten war. Zum Glück konnte es sich noch einmal erheben, es flog noch ungefähr 10 Kilometer

weit, machte verschiedene Wendungen und konnte dann die richtige Einfahrt nehmen. Wir schaukelten und gaukelten da oben in der Luft und hielten uns an unsern Sesseln gut fest. Die eigentliche Gefahr kannten wir selbst nicht. Ein inniges „Deo gratias“ flog zum Himmel, als wir festen Boden unter uns fühlten. Die Missionare, welche uns abholten, erklärten uns dann die außerordentliche Gefahr, in der wir geschwebt hatten. Gott sei Dank sind wir mit Sorge und Angst davon gekommen. Wir haben in $2\frac{3}{4}$ Stunden eine Strecke zurückgelegt, wofür wir auf dem Strom sechs Tage und Nächte nötig gehabt hätten. In der Kathedrale von Coquilhatville brachten wir unserm Herrgott unsern Dank für seinen gütigen Schutz dar. Dann machten wir einen Besuch an den Vertreter des hochwürdigsten Herrn Bischof; Se. Exzellenz weilt gegenwärtig in Europa. Und dann ging es in einer viertelstündigen Autofahrt nach Bamania, unserer ersten Missionsstation im Kongogebiet. Vor dem Schwesternkloster standen die ehrwürdigen Schulbrüder mit ihren Schülern und unsere Schwestern mit ihren Schülerinnen und sonstigen Schutzbefohlenen zum Empfang bereit. In Gedichten und Liedern wurde der Wiedersehensfreude Ausdruck gegeben. Da am nächsten Tag ein Schiff nach Flandria ging, nahmen wir die Gelegenheit wahr, auch diese Station gleich zu besuchen. Wir fuhren mit einem Lastauto zum Ruki-Strom, einem Nebenfluß des Kongostromes. Unser Schiff lag am Ufer. Auf dem oberen Deck waren zwei Kabinen mit je zwei Betten für Europäer. Die Eingeborenen hielten sich in den unteren Schiffsräumen auf, und die beiden Rähne, die links und rechts am Schiff befestigt waren, waren mit Brandholz beladen, welches als Heizmaterial dienen mußte. War der Vorrat verbraucht, dann wurde an verschiedenen Stellen angelegt und neuerdings Holz geladen.

Im Abenddunkel leuchteten die hochaufliegenden Feuerfunken, die vom Maschinenraum aufstiegen, wie Raketen, die man bei festlichen Gelegenheiten losläßt. Es schien, als wollten sie mit den unzähligen Sternen und Sternchen, die am Himmel funkelten, wetteifern. Dazu gab noch der lange und breite Wasserspiegel des Ruki einen glänzenden Widerschein.

Auf den beiden Rähnen war lustiges Leben. Die Frauen kochten für ihre Familien. Wenn der Eingeborene reist, muß Kind und Regel mit. Die Hühner im Körbchen müssen sogar für frische Eier sorgen. Mehrere dicke Holzscheite lagen auf einem Blech und loderten zu einem hellen Feuer auf. Darüber stand der Kochtopf auf einem Dreifuß und war gefüllt mit Maniok, der Lieblingsspeise der Eingeborenen. Als Deckel dienten festumwundene Bananenblätter. Auch ein Eierkuchen wurde zubereitet. Die Familienmitglieder saßen um diesen hochmodernen Herd und schoben, wenn es nötig war, das bren-



Palmöl-Fabrik in Flandria

(Photo: Archiv)

nende Holz nach. Auf diesen Stromschiffen muß man nämlich selbst für die Beköstigung sorgen. Es wurden Lebensmittel, Gemüse und einige Hühner eingepackt, diese konnte man aber nicht gebraten mitnehmen, sondern lebend, und sie spartelten darum in unserm Körbchen herum. Bei der großen Hitze verdirbt das Fleisch zu schnell. Wir selbst mußten nun auch für unsere leiblichen Bedürfnisse sorgen. Auf dem unteren Deck stand ein kleiner Kochherd, auf dem das Essen für die Europäer zubereitet wurde. Er war von den Reisenden und ihren Habseligkeiten dicht umlagert.

Eine Dame hatte ihren schwarzen Koch bei sich. Wir machten nun mit unserm Vorrat Gütergemeinschaft und der Koch übernahm es, auch für uns das Essen zuzubereiten. Mutter Nivarda, die schon weit über dreißig Jahre in der Kongomission tätig ist, begleitete uns und führte beim Koch, dessen Sprache sie meisterhaft verstand, die Aufsicht.

Unser Reiseziel, die Station Flandria, sollten wir in zwei Tagen erreichen; da aber gerade zunehmender Mond war, konnte der kundige schwarze Kapitän auch während der Nacht fahren. Fehlt das Mond- und Sternenlicht, dann müssen die Stromschiffe abends anlegen.

Inzwischen hatte der Schlaf uns die Augen geschlossen. Würdige Mutter teilte mit Mutter Nivarda die Kabine. Die belgische Dame und ihr Kind schliefen in der zweiten, und eine andere Ordensschwester und ich hatten das Vorrecht, die kühle Nacht auf Deck im Liegestuhl zubringen zu dürfen. Beim Tageslicht nahmen wir wahr, daß hier und da am Ufer recht



Würdige Mutter Generaloberin und Mutter Nivarda auf der Flandria-Mission
(Photo: Archiv)

armselige Fischerwohnungen auftauchten. In ausgehöhlten Baumstämmen fahren sie oft tagelang auf dem Strom, um Fische und andere Erzeugnisse zum nächsten Markt bringen zu können. Unser Schiff hielt sogar einmal mitten auf dem Strom, weil ein Fischer in seinem primitiven Kahn auf uns zusteuerte. Er bot seine Fische zum Verkauf an. Die Eingeborenen waren gleich mit ihm am Handeln.

Nun wurden große, herrliche Palmenplantagen sichtbar. Das war für uns ein Zeichen, daß Flandria nicht mehr fern sei. Direkt am Ufer liegt eine große Ölfabrik, deren Besitzer eine europäische Firma ist. Die Ölpflanzenplantage ist tausende Hektor groß. Eine Menge Fässer lagen zum Versand des berühmten Palmöls bereit. Die rötlichen Nüsse an den schwarzen Kolben hängen wie große Traubentrossen an den Palmbäumen. Das Äußere der Nüsse wird in der Fabrik gepreßt, bis das Palmöl fertig ist. Der innere, haselnußgroße Kern wird nach Europa geschickt und dient zur Bereitung von Margarine, Palmine und Glycerin. In dieser Fabrik finden viele Arbeiter ihr tägliches Brot. Es werden ihnen auch nette Häuschen zur Verfügung gestellt. In nächster Nähe ist ein Hospital für die Kranken. Unsere Schwester Jakobä hat die Leitung der Pflege. Da wir, um zur eigentlichen Missionsstation Flandria zu kommen, an der Fabrik vorbeifahren mußten, machten wir rasch einen Besuch und gingen dann auf Schusters Rappen hin zum Kloster. Schwarze Jungens gingen mit unserm Gepäck voraus und meldeten bei den Schwestern unsere Ankunft. Auf dem Wege dorthin sahen wir eine große

Knabenschule, die zum Besitz der Olfabrik gehört. In der neuen, gereinigten Kirche konnten wir den Heiland begrüßen und dem nebenan wohnenden Pater Missionar einen kurzen Besuch abstatten. Flandria ist ein reiches Arbeitsfeld. Unsere Schwestern sind seit sieben Jahren dort tätig und unterrichten 160 Schulkinder. Im Kindergarten tummelten 40 kleine Knirpse herum.

Unter den hiesigen Volksstämmen sind der Mkundo- und der Boewastamm am meisten vertreten, letzterer ist der niedrigste und verachtetste Sklavenstamm. Die Erwachsenen sind nur notdürftig und die Kinder gar nicht bekleidet. Von diesen armen Menschen gehören etwa 10 000 zum Missionsgebiet Flandria. Da braucht es noch viel Opfer und Gebet, um diesem Volke Kultur und Gottesdienst beizubringen. Diese armen Leute leben im Urwald; ihre Hütten sind von Baumrinden und Blättern gemacht. Sie wohnen in kleinen Dörfern zusammen, um Schutz gegen die wilden Tiere zu haben, und ernähren sich von Jagd und Fischfang. Feldbau kennen sie nicht. Die Lebensmittel, welche sie benötigen, tauschen sie ein gegen Fleisch, Fisch und Raupen.

Die Neuigkeit, daß Würdige Mutter angekommen sei, war bald verbreitet. Von nah und fern kamen Frauen, Männer und Kranke zur Begrüßung herbei. Sie brachten allerlei Geschenke, Hühner, Eier und Fische und erwarteten dann dafür selbstverständlich irgendeine Kleinigkeit. Wir besuchten die verschiedenen Schulräume und überzeugten uns, daß die Kinder strebsam und bildungsfähig sind. Die Schulaufgaben waren gut gearbeitet. Die Mädchen machten sehr nette Handarbeiten. Die Leistungen in Gesang, besonders beim Gottesdienst, mußten wir wirklich bewundern. Es war ergreifend, mit welcher Begeisterung sie die Oration für den Heiligen Vater sangen.

Bald überraschte uns die Nachricht, daß unser Schiff Mittwoch wieder zurückfähre. Da nahmen die Schwestern zu der Fabrikgesellschaft ihre Zuflucht. Diese stellte uns ihr Benzinbötchen zur Verfügung, und so konnten wir noch zwei Tage bleiben. Dann aber schlug die Abschiedsstunde wohl oder übel. Der hochwürdige Pater Missionar fuhr mit uns bis Bokuma. Nach dreistündiger Fahrt legten wir an einer Stelle an, wo sich der Urwald lichtetete. Hier war ein Christendorf. Die Leute hatten unsere Ankunft bald erspäht. Freudig umringten sie den hochwürdigen Pater Missionar, der ihnen bekannt war, und baten um seinen Priestersegen. Auch wir wurden herzlich begrüßt und mit Freuden zeigten sie uns ihre Häuser und ihre Topffabrikation. Sie machen Töpfe aus Lehm, trocknen sie an der Sonne und brennen sie im Feuer. Dann werden sie gefärbt und poliert und zum Teil verkauft.

Die Mittagsstunde hatte geschlagen. Unser kleines Boot legte

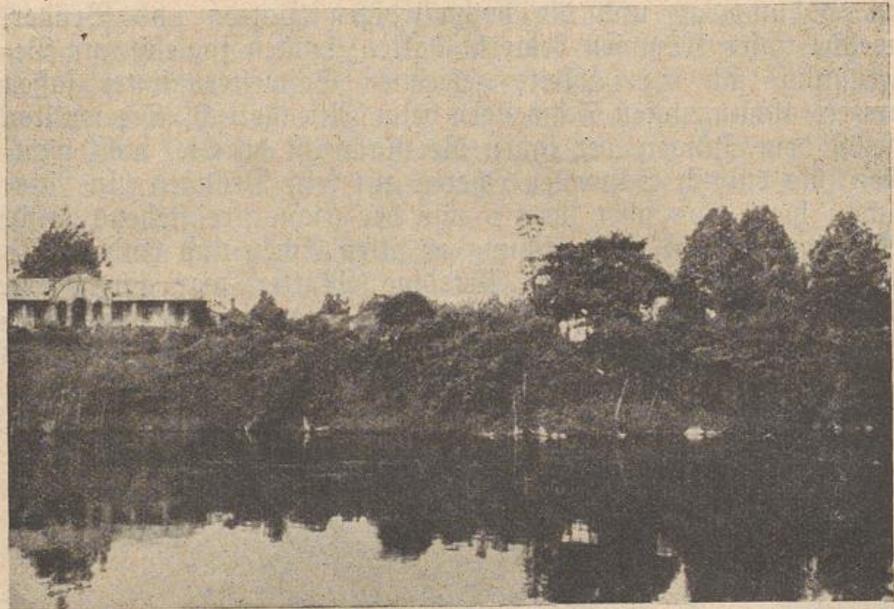
in Bokuma an und die hochwürdigen Patres und Brüder, welche unser Kommen bemerkt hatten, kamen sogleich zur Begrüßung. In dem abseits gelegenen Schwesternkloster saßen unsere ahnungslosen Schwestern beim Mittagstisch. Sie wollten selbst dem Jungen, der ihnen die Nachricht brachte, nicht glauben, bis endlich Schwester Oberin auf sein Drängen hin Ausschau hielt, uns aber bereits vor der Haustüre stehend fand. Da war freudige Überraschung an allen Ecken und Enden! Es dauerte nicht lange und Würdige Mutter war schon von schwarzen Krausköpfen umringt. Die Jugend sang ihre schönsten Lieder. Den dortigen Sitten gemäß teilte Würdige Mutter



Die Fahrt geht weiter in dem Boot mit dem Grasdach zur Bokuma-Mission
(Photo: Archiv)

erst kleine Geschenke aus, dann kam aber die schwarze Schar mit ihren gebräuchlichen Gaben an: Hühner, Fische, Eier usw.

Das Klosterchen unserer Schwestern ist sehr praktisch eingerichtet. Ebenso die Schulräume und alle zur Mission gehörigen Gebäulichkeiten. Hier haben unsere Schwestern ein eigenes Hauskapellchen, wo sie ungestört ihre Pflichtgebete beim Heiland verrichten können. Die Kirche ist ebenfalls sehr geräumig. Bokuma hat auch ein kleines Priesterseminar, aber die Heranbildung des einheimischen Klerus verlangt noch viel Opfer und Gebet. Im nahegelegenen Dorf machten wir den Leuten auch einen Besuch. Man erkundigte sich recht teilnehmend nach Schwester Emma und Virgilia, welche die Mission vor mehreren Jahren wegen Krankheit verlassen mußten. Die guten Leute hier meinten ganz treuherzig: „Wir sind



Missionsstation Bokuma

(Photo: Archiv)

jetzt schon alt und grau, und so wird es auch den beiden Mamas gehen. Wir sehen ein, daß sie nicht mehr zu uns kommen können, aber wenn sie noch jung wären, dann müßten sie wiederkommen.

Die Pflicht mahnte zur Weiterreise. Das Stromschiff, welches der Mission gehört, wartete auf uns. Ein letzter Gruß beim Heiland, und es ging zum Ufer. Wir waren in guter Hut. Ein ehrwürdiger Bruder ist Schiffskapitän und hatte eine tadellose Zucht und Ordnung auf dem Schiff. Auf dem oberen Deck ist ein größerer Raum mit einem Altar. Mitreisende Priester können daselbst die heilige Messe lesen; sonst dient dieser Raum als Speisesaal für die Europäer. Schwarze Mitreisende hatten ihr Kochgeschäft auf den angehängten Rähnen betrieben. — Des Mittags legte unsere „Theresitta“, so hieß das Schiff, in Coquilhatville an. Wir gingen zur Missionsprokura und wurden von da mit Hab und Gut nach Bamanian gebracht. Dorthin wollte auch eine Frau mit ihren zwei Kindern, welche in unserer Reisegesellschaft war. Der älteste Sohn ist Lehrer und an der Mission angestellt und will sich jetzt verheiraten. — Die besorgte Mutter und die guten Geschwister durften doch bei der Hochzeitsfeier nicht fehlen und brachten viele und große Geschenke mit. Einige große Körbe Maniok, Gemüse, Fische, Eier, Hühner, einen Papagei in einem niedlichen Körbchen, einen Ziegenbock usw. Alles kam zu unsern Habseligkeiten auf das Lastauto. Zum allgemeinen Gelächter ging das Hühnergefängnis auf und die Eingesperrten

200



Schwester von Bamania mit der Würdigen Mutter.

(Photo: Archiv)

erfreuten sich rasch ihrer goldenen Freiheit. Nun wurden die Entflohenen von den Eigentümern verfolgt, und unser Vater Missionar half tatkräftig mit. Zum Schluß mußte man feststellen, daß für den Ziegenbock kein Platz mehr war. Mutter Nivarda, meine Wenigkeit, die schwarze Frau und die beiden Kinder mußten doch auch alle ein Plätzchen haben. Würdige Mutter saß beim Chauffeur. So ging's zum Städtlein hinaus! In einer Viertelstunde waren wir bereits in Bamania. Die Jugend umringte das Lastauto, wir wurden mit Freuden begrüßt. Auch unsere Mitreisenden wurden willkommen geheißen und die vielen großartigen Hochzeitsgeschenke bewundert.

Nun wollen wir uns Bamania etwas näher anschauen. Vor dem Klösterchen machten wir halt. Alle Wohngebäude müssen hier eine Veranda haben, sonst wären die Wohnräume der heißen Sonne zu sehr ausgesetzt. Auch die Eingeborenen verlängern ihr Grasdach an ihren Hütten, schlagen ein paar Pfähle ein, um ihre Wohnräume den glühenden Strahlen der Sonne zu entziehen.

Neben dem trauten Kapellchen ist eine Zahnklinik. Etwas abseits gelegen ein Krankenhaus, wo die arme Menschheit viel Gutes empfängt. Die Schulklassen sind hell und geräumig. Es werden 68 Kinder dort unterrichtet in der Nkundo-Sprache und im Französischen. Der Kindergarten wird von 52 kleinen Krausköpfen besucht. 14 junge Mädchen werden in Näh- und Hausarbeiten unterrichtet. Wir bewunderten die große Geschicklichkeit der Kinder, besonders in ihren Handarbeiten

und Stickereien. Die Kinder führten ein Theaterstück auf, mit einem Schliß und einer Gewandtheit, daß selbst die Besucher aus Coquilhatville darüber staunten. Die Jungen hatten zu diesem Zweck unter Leitung der ehrwürdigen Schulbrüder eine Festhalle aus Palmenblättern verfertigt.

Des andern Tags wanderten wir durch das Dorf. Immer wieder wurden wir von den Christen freundlich begrüßt und umringt. Eine Frau hatte es besonders wichtig, uns zu mustern vom Kopf bis zum Fuß. Sie stellte sich gerade vor mich hin und sagte im Predigerton in ihrer Muttersprache: „Du Ebenbild von Mama Marianna, gehe heim in dein Dorf, werde glücklich und Gott segne dich!“ Gewiß ein frommer Wunsch.

Auf unserer Wanderung galt selbstverständlich auch der stillen Friedhofsstätte ein Besuch, wo unsere tapferen Pionierinnen ihr Ruheplätzchen haben.

In Coquilhatville mußten wir noch einige Besuche machen. Die guten Schwestern Vinzentinerinnen stellten uns großmütig ihr Auto zur Verfügung. Es ist rührend, wie in dem fremden Erdteil alle Genossenschaften einmütig am Heile der Seelenrettung arbeiten. Alles geht Hand in Hand, wo geholfen werden muß, wird es mit großer Freizügigkeit getan. Auch wird die Missionsarbeit bedeutend erleichtert, wenn die Regierung mitarbeitet. Unsere Schwestern Theonilla und Bonifazia erhielten als Anerkennung für ihr langes Wirken in der Mission den Ritterorden von König Leopold. Schwester Thekla, Schw. Humiliana, Schw. Fides und Schw. Marianna empfingen die goldene Medaille.



„Mein Lied dem König!“

(Aus stiller Zelle)

Dir singe ich mein Liedchen
Ganz einfach und ganz schlicht,
Dir, meiner Seele König,
Bis mir das Herz einst bricht.

Kann nur mühselig stammeln,
Was ich Dir sagen will:
Vor Deiner Königswürde
Hält sich Dein Würmlein still.

Kann nicht in hohen Weisen
Dich preisen würdiglich,
Doch siehst Du auf mich nieder,
So mild, so königlich.

Drum flehe ich, o König,
Mit kindlichem Vertrauen:
O lasse all die Deinen
Dich ewiglich einst schaun.

Sieh, wie die Hölle wütet,
Wie uns umhüllt die Nacht!
O zeig' in Kampfesstunden,
Zeig, König, Deine Macht!

m. s.

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Einkleidung am 14. August 1938 in Harle-Ritzel, Mutterhaus „Hl. Blut“:

Schwester M. Salvata, Schwester M. Dominika, Schwester M. Edmunda, Schwester M. Gabriele, Schwester M. Fidelis, Schwester M. Brigitta, Schwester M. Cosma, Schwester M. Thaddäus, Schwester M. Helmtraut, Schwester M. Bernarde, Schwester M. Waldefried, Schwester M. Custoda, Schwester M. Aloyse.

Erste Gelübdeablegung im Mutterhaus Hl. Blut am 15. August 1938:

Schwester M. Romula, Schwester M. Helmtrudis, Schwester M. Wiltraud, Schwester M. Bernfrieda, Schwester M. Alverna, Schwester M. Christophoris, Schwester M. Michael, Schwester M. Philomene, Schwester M. Antonie, Schwester M. Lydia, Schwester M. Renilda, Schwester M. Leonis, Schwester M. Edelburga, Schwester M. Adelmarris, Schwester M. Padua, Schwester M. Oliva, Schwester M. Praxeda, Schwester M. Alice, Schwester M. Mechtild, Schwester M. Palmatia, Schwester M. Edelgardis.

Ewige Profess in Hl. Blut am 15. August 1938:

Schwester M. Galgani, Schwester M. Reginatis, Schwester M. Bernardis, Schwester M. Magdalenis, Schwester M. Hedwiga, Schwester M. Annesta, Schwester M. Emanuel, Schwester M. Mehta, Schwester M. Edelwida.

Einkleidung am 14. August 1938 in Wernberg, Kärnten: Schwester M. Adeltraud, Schwester M. Gebharda, Schwester M. Gertrudis, Schwester M. Komedia, Schwester M. Irmenhilde.

Erste Gelübdeablegung am 15. August 1938 in Weinberg: Schwester M. Ambrosis, Schwester M. Ottwina, Schwester M. Ignatis, Schwester M. Bertholdis.

Ewige Profess in Wernberg am 15. August 1938: Schwester M. Waltrudis, Schwester M. Urbina.

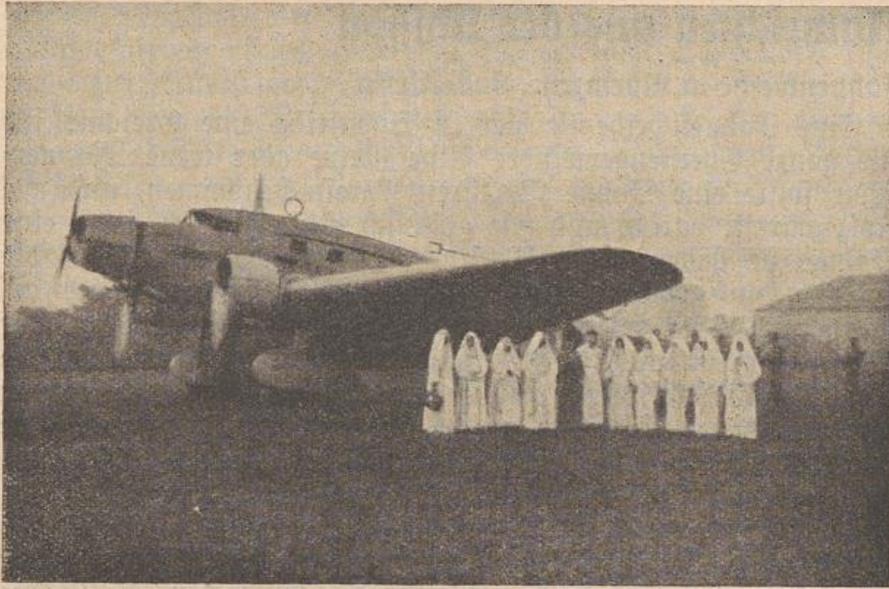
Mit dem Flieger von Coquilhatville nach Luluabourg, Congo

(Auszug aus dem Reisebericht)

Das große Flugzeug, welches geregelt vom Kongo=staat nach Brüssel fährt, stand bereit und sollte uns bis Leopoldville bringen. In echter Abschiedsstimmung standen die uns begleitenden Schwestern mit uns vor dem Riesensfahrzeug, auf dessen Schwingen wir den belgischen Kongostaat zum Teil durchkreuzen sollten. Majestätisch kam es aus der Halle! Die Propeller wurden in Gang gebracht und surrten und schnurrten durch die Luft. Die Morgensonne wünschte uns vom Osten her ihren „guten Morgen“; da rief der Pilot: „Einsteigen!“ Wer waren die Passagiere? Für jetzt nur wir zwei arme Nönnchen! Wie auf mächtigen Adlerschwingen erhob sich das Flugzeug von der Erde. Immer kleiner wurden die weißen Gestalten da unten, denen wir aus der Höhe ein letztes „Lebewohl“ zuwinkten. Es war Himmelfahrtsfest; lebhafteste Erinnerung an das Evangelium! Leider ging unsere Fahrt nicht in den Himmel, wir müssen ja noch durch das Tränental wandern.

In Leopoldville hatten wir nur eine Stunde Aufenthalt, da ein anderer Flieger uns nach dem Süden Afrikas bringen mußte. Hier bekamen wir Reisegesellschaft von drei Personen. In Port-Frankque wurde gelandet, und zwar bis zum anderen Tag. Wir waren genötigt, in einem Hotel zu übernachten. Durch diesen Aufenthalt verpaßten wir in Luluabourg den Anschluß mit der Bahn und mußten dort vier Tage auf den nächsten Zug warten, der nach Bulawayo ging. Als wir morgens zum Flugplatz gingen, standen zwei Flugzeuge in Bereitschaft. In dem andern war der hochwürdigste Herr Bischof von Luluabourg, der nach Leopoldville fuhr. Bei ihm erkundigten wir uns nach einer Herberge für den viertägigen Aufenthalt. Der leutselige Oberhirte lud uns freundlich ein, dort zu seinen Schwestern zu gehen. So waren wir von der Sorge über den uns bevorstehenden Aufenthalt befreit und stiegen wohlgenut in unser Fahrzeug.

Weil dichte Nebel in den Lüften hingen, konnten die Piloten keinen Höhenflug unternehmen. Sie flogen einen großen Teil des Weges einem Flusse nach. Allen Windungen, die er machte, mußte unser großer Vogel folgen. So konnten wir alles beobachten; die Eingeborenen, die uns beim Fischfang und auf den Sandbänken freundlich zuwinkten. Andere ergriffen vor dem Ungetüm, das sie in der Luft sahen, eiligst die Flucht. Wieder andere schauten uns weiße Gestalten für Missionare



Pater Missionar, eine Dame aus Coquilhatville und die Schwestern von Samania auf dem Flugplatz bei unserem Flugzeug vor der Abfahrt (Photo: Archiv)

an und fielen auf die Knie, um den Segen zu empfangen.

In Luluabourg angekommen, brachte man uns zu den Patres Missionaren. Hier erfuhren wir, daß die Schwestern 20 Meilen entfernt wohnten. Da das Auto des hochw. Herrn Bischofs noch da stand, brachte man uns zu den Schwestern der christlichen Liebe. — Auf der Fahrt dorthin mußten wir den Lulufluß überqueren. Die eigenartige Fähre bestand aus vier ausgehöhlten großen Baumstämmen, die in der Mitte mit Brettern belegt waren. Der Chauffeur mußte gut zielen, daß er den rechten Platz auf der Fähre erreichte. Die Eingeborenen nahmen ihre Sitze an den Enden der ausgehöhlten Baumstämme und ruderten unter munterem Geplätscher hinüber.

Obwohl unangemeldet, wurden wir mit herzlicher Gastfreundschaft bei den Schwestern aufgenommen. Sie zeigten uns in freundlicher Weise die Kirche und Wohnung des Bischofs, die Schulen, Krankenhaus und die Noviziate der eingeborenen Brüder und Schwestern. In liebevoller Weise sorgten sie nach vier Tagen für Fahrgelegenheit zur Bahnstation.

Das hohe Pfingstfest brachten wir im Eisenbahnzuge zu, in dem wir vier Tage verbleiben mußten, bis die Fahrt nach Bulawayo beendet war. Über die Wunder und Schönheiten der Natur haben wir schon öfters berichtet. Überall sorgt der liebe Gott für die Existenz seiner Kinder.

So interessant die Fahrt in der Luft auch war, wir arme Erdenkinder waren doch wieder froh, als wir festen Boden unter uns hatten.

Nachrichten aus der Mission

Fahnenweihe in Mariazell. Süd-Afrika

Eine Fahnenweihe ist hier in Südafrika eine Ereignis für die ganze Christengemeinde. Eine kleine aber treue Männer-schar sollte eine Fahne für ihren Verein bekommen, und wie stolz war sie darauf und wie glücklich fühlte sie sich, selbst eine Fahne zu haben. Um 10 Uhr morgens beierten schon die Glocken und weckten eine freudige Feststimmung. Bald bewegte sich eine feierliche Prozession vom Eingangstor der Mission zur Kirche. An der Spitze schritten der Priester und die Ministranten mit Kreuz und Fahne. Ihnen folgten vier kleine, weißgekleidete Mädchen, welche die noch aufgerollte Fahne trugen. Die Männer gingen in heiliger Andacht hinterher, begleitet von den Mitgliedern des Mütter- und des Jungfrauenvereins, die ihre Fahnen stolz schwenkten.

Die zu weihende Fahne langte an den Stufen des Hochaltars an. Hier wurde das Weihegebet gesprochen, die Fahne gesegnet, dann aufgerollt und dem Fähnrich überreicht. — Dieser wichtige Augenblick war den vier kleinen Fahnen-trägerinnen zu kurz, sie konnten sich vom Hochaltar nicht trennen und konnten nicht verstehen, daß ihre wichtige Aufgabe gelöst sei. Schließlich mußte man sie bei der Hand nehmen und wegführen.

Nun folgte die heilige Messe. Dabei erklangen vielstimmige Lieder, wie sie nur die Eingeborenen singen können. Als das Kommunionglöcklein ertönte, fanden sich alle Männer an der Kommunionbank ein. Nach Beendigung des Gottesdienstes bewegte sich nun eine Prozession mit drei Fahnen, natürlich der Männerverein voran, singend nach einem kleinen, geschmückten Raum, der von den Schülern für das Festmahl abgetreten wurde. Die Männer strahlten vor Freude, als sie sich niederließen, um den Festbissen, der aus einem großen Stück Fleisch und drei Stück Brot bestand, zu verzehren. — Die Fahne erhielt den Ehrenplatz.

Da kamen unsere vier kleinen, weißen Fahnen-trägerinnen herein, die sich vergessen glaubten. Diesem Kummer wurde schnell abgeholfen. In aller Eile wurde Brot und Fleisch geholt, und nun waren sie zufrieden. — Nach einem kleinen Tischgebet ließen sie sich auf den Rasen nieder und verzehrten glückstrahlend ihr Festbrot.

Erfolgreiche Tätigkeit von Negerpriestern.

Papst Pius XI., der große Missionspapst, hat recht, wenn er immer und immer wieder auf die Heranbildung eines einheimischen Klerus in den Missionsländern drängt. Was Negerpriester zu leisten imstande sind, davon verrät Pater Bros-

mann, der Vertreter des Apostolischen Vikars von Tabora, Zentralafrika, etwas in einem Bericht vom September 1937 an die Petrus-Claver-Sodalität.

Herr Rafael, Negerpriester und Pfarrer in der Mission Itaga, erzählt Wunderbares von der katholischen Aktion. Zahlreich kehren verirrte Christen zurück. Viele Katechumenen, die den Unterricht aufgegeben hatten, besuchten ihn wieder mit Eifer und mehre hundert neue Katechumenen wurden gewonnen. Die Männer der katholischen Aktion haben neben der Mission ein Dorf gebaut, wo Auswärtige, die auf die Mission kommen, Unterkunft finden. Unter den Frauen der Mitglieder der katholischen Aktion wurde eine Bruderschaft errichtet unter dem Schutze der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, deren Teilnehmerinnen es sich zur Aufgabe machen, für die gefährdete weibliche Jugend zu beten und Ordensberufe zu erfliehen. Auch unter den Männern wurde eine Bruderschaft errichtet unter dem Schutze des frommen Tobias. Die Mitglieder nehmen sich einzelstehender Personen an, die keine Familie haben, und verpflichten sich, ihnen während der Krankheit und beim Sterben beizustehen. Sie sorgen für ihr Begräbnis und lassen heilige Messen für sie lesen. Itaga ist auch die einzige Station, die eine männliche und weibliche Jugendabteilung der katholischen Aktion hat. Jeden Samstag ist für die Jugendabteilung Versammlung mit gesungener heiliger Messe. Regelmäßig erscheinen dazu 250 Mitglieder.

Ich muß gestehen, so fährt Pater Brosmann fort, mich hat dieser Bericht über die Tätigkeit in Itaga besonders gefreut und ich dachte mir, daß es ein glücklicher Gedanke war, als man im Februar letzten Jahres diesen schwierigen Posten den beiden eingeborenen Priestern Herrn Rafael und Herrn Theodor anvertraute. Sie haben ihn rasch zur Blüte gebracht.

Claver-Korrespondenz, Salzburg.

z

Ein probates Mittel

Jemand fragte eine Frau, die mit Kreuzen und Leiden überladen war: „Überfällt Sie niemals eine Schwermütigkeit oder eine schlechte Laune? Empfinden Sie nie Widerwillen in den traurigen Verhältnissen, in denen Sie verkehren?“

„Gewiß, ich fühle das so wie jeder andere“, gab die Frau zur Antwort, „aber diese Gefühle tun mir kein Leid an.“

„Dann müssen Sie aber einen besonderen Balsam haben, um das alles tragen zu können?!“

„Ja, — gegen die Widerwärtigkeiten von seiten der Menschen habe ich die Liebe. Gegen die Qualen der Zeit brauche ich das Gebet; und gegen die körperlichen Leiden, die mir Schmerzen verursachen, stelle ich die Waffe: Gottes heiliger Wille geschehe!“

Rhodesia, einst und jetzt

Schw. M. Leonore

Süid-Rhodesia, das ungefähr so groß wie Deutschland ist, kam im Jahre 1890 in den Besitz der Engländer. Der mutige Pionier, Mr. Cecil Rhodes, hatte nach langen Bemühungen einen Vertrag mit dem großen und ebenso gefürchteten König Lobengula abgeschlossen. Die Engländer erhielten damit die Erlaubnis, nach Gold und anderen Metallen zu graben. Es war ein mühevoller und gefährlicher Anfang unter den wilden Eingeborenen und den unbekanntem, klimatischen Verhältnissen; aber er wurde mit Erfolg gekrönt. Der Boden zeigte sich reich an kostbarem Metall und geeignet für die Landwirtschaft. Bald kamen viele Europäer, bauten sich Häuser und Städte, bearbeiteten das Land und trieben Industrie. So ist heute Rhodesia, das nach seinem Gründer benannt wurde, ein zivilisiertes Land mit allen modernen Verkehrsmitteln und Einrichtungen.

Geht man aber von der Landstraße ab und durchquert die endlosen, noch unbebauten Gebiete, so trifft man zahlreiche Spuren der Vergangenheit. Darum machen wir in den Ferien mit Vorliebe kleine und größere Entdeckungsreisen. So brachen wir auch an einem schönen Morgen auf. Unser Ziel waren die „Bushmen Paintings“, eine Kette von gewaltigen Felsblöcken, wo einst die wilden Buschmänner ihre Behausungen hatten. Die mächtigen Granitfelsen, die in allen Formen und Größen überall im Land herum zerstreut liegen, bilden ein charakteristisches Merkmal von Rhodesia. Es war nicht das erste Mal, daß wir dort hingingen; aber wir wußten, daß uns jedesmal neue Überraschungen erwarteten. Heute glich unser Ausbruch dem „Auszug aus Ägypten“. Voraus marschierten unsere eingeborenen Kandidatinnen mit Körben und Eimern auf den Köpfen, denn der ganze Tagesvorrat mit Kochgeschirren wurde mitgenommen, sonst wäre es ja kein richtiger „Picnic“. Hinter ihnen gingen die schwarzen und weißen Missionschwester, alle mit einem großen Tropenhut ausgerüstet zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Afrikasonne. Im Gänsemarsch ging es voran, auf den geheimnisvollen Fußpfaden der Steppekinder. Man muß sich oft wundern, wie die Eingeborenen oft meilenweit alle ihre kleinen Pfädchen wissen, die zumeist auf beiden Seiten mit mannshohem Gras bewachsen sind. Wie wir die Straßen einer Großstadt kennen, so können sie in weitem Umkreis jeden Baum, Felsen oder Hügel unterscheiden. Ebenso merkwürdig ist die Genauigkeit, mit der sie die Zeit anzugeben vermögen. Die Sonne ist ihre Uhr. Fragt man z. B. „Wann werden wir an diesem oder jenem Ort ankommen?“, so zeigen sie mit der Hand nach oben und sagen: „Wenn die

Sonne dort steht“, oder „bevor die Sonne untergeht“, oder „nach zwei, drei Tagen“ usw. Bei weiteren Entfernungen fragen sie gewöhnlich vorsichtshalber: „Schwester, meinst du den Weg für dich oder für mich?“ Sie wissen, daß wir nicht wie sie ganze Tage ohne Unterbrechungen gehen können und sagen dann wohl: „Schwester, da kommst du nicht hin, da müssen wir dich tragen.“

Unsere heutige Wanderung war aber nicht so weit, und es ging fröhlich voran. Bald kamen wir an den Mascheke-Fluß. Das Wasser war niedrig, so konnten wir über die Steine hüpfen. Für uns Europäer bedeutet das ein kleines Kunststück, das selten ohne ein unfreiwilliges Fußbad abgeht. Aber was schadet's? — In wenigen Minuten sind Schuhe, Strümpfe und Füße wieder trocken. — November ist sonnige Frühlingszeit. Das wilde, unberührte Buschland war mit frischem Grün bedeckt. Gegen Mittag hatten wir die Hügelkette erreicht und suchten uns ein schattiges Lagerplätzchen. Ringsumher große Stille und Einsamkeit. Weit und breit keine menschliche Behausung oder irgendein Zeichen menschlicher Tätigkeit. Nun aber kam frisches Leben in die Wildnis. Ringsumher lag billiges Brennholz und schon loderte ein lustiges Feuerlein. Der Maisbrei und unser Tee waren bald zubereitet. Unter fröhlichem Lachen und Plaudern wurde Mittagsmahl gehalten. Wie das schmeckte! Ganz anders als daheim!

Nach der erquickenden Stärkung fingen wir an, die Felsen zu besteigen. An einem gewaltigen, überhängenden Block konnte man die Zeichnungen der Buschmänner sehen. Bäume, Tiere, wie Löwen, Affen, Schakale, sowie ganze Jagdszenen sind noch frisch erhalten. Von den ehemaligen Bewohnern dieser Wildnis ist jedoch längst keine Spur mehr vorhanden; sie sind von den stärkeren und kriegerischen Stämmen der Bantus völlig ausgerottet worden. Aber ihre Zeichnungen, die mit unauslöschbaren Farben in die harten Granitfelsen eingeritzt sind, geben von ihnen Zeugnis. Niemand weiß genau, vor wieviel hundert oder gar tausend Jahren sie hier ihr primitives Leben fristeten.

Inzwischen riefen uns einige frische Stimmen zu: „Komm hier herauf, hier ist eine Festung.“ Ganz steil ging es in die Höhe, von Fels zu Fels, ein richtiger Alpenaufstieg. Oben sahen wir ein niedriges Eingangstor. Die Zwischenräume von einem Felsblock zum andern waren mit rohen Steinen vermauert. Durch die Tür konnte nur eine einzelne Person kriechen. Langsam schlüpfen wir hinein und entdeckten im Hintergrund viele kleine Höhlen, lange Gewölbe, die durch den Berg führten, und Schlupfwinkel aller Art. Es war uns bald klar, daß wir uns in einer richtigen Mashona-Festung befanden, einem Wahrzeichen der geschichtlichen Ereignisse des letzten Jahrhunderts.

Die Eingeborenen von Rhodesia gehören, wie alle Südafrika-Neger, zu der großen Rasse der Bantus, die sich in viele Stämme teilt. Im Osten des Landes mit dem heutigen Zentralpunkt, der Hauptstadt Salisbury, leben die Mashonas; im Westen rund um Bulawayo die Matabele. Die Mashonas sind ein friedliches Volk, das sich von Ackerbau und Viehzucht ernährt. Sie wanderten in diese Gegend ein vor ungefähr 500 Jahren und kamen von Ost- und Mittelafrka. Die Matabele waren ein räuberischer Kriegsstamm, eine Abzweigung der Zulus. Sie drangen vom Süden her vor mit ihrem Führer Mzilikazi, der sich von dem grausamen König Tshaka losgetrennt hatte, und nun hier sein eigenes Volk gründete. Natürlich brachten sie ihr heißes Blut und ihre unermüdliche Kampfeslust mit. Bald ertönte das Kriegsgeschrei in diesen sonst so friedlichen Gegenden. Wer sich zur Wehr setzte, wurde niedergemetzelt, Kraale gingen in Flammen auf, Frauen, Kinder und Viehherden wurden als Beute mitgeschleppt. Das waren schreckliche Zeiten für die armen Mashonas. Da flüchteten sie in ihre Felsenfestungen, ohne je ihres Lebens sicher zu sein. Unsere Kinder wissen diese Geschichten alle von ihren Großeltern. Manche alte Leutchen erzählen jetzt noch oft von jenen Schreckenstagen. Erst der Einzug der Europäer anno 1890 brachte Ruhe, Friede und Freiheit. Lobengula war der Sohn des Mzilikazi und letzter Matabelekönig. Bei einem Aufstand wurde er von den Engländern endgültig besiegt; seither herrscht der weiße Mann in diesem Lande und brachte all die Umwälzungen zustande, die in der Einleitung erwähnt wurden. Heute sind Mashonas und Matabele vielfach vermischt und genießen gemeinschaftlich die Segnungen der Zivilisation. Wir haben hier in unserer Schule mehrere Matabele-Mädchen, die sich zusammen mit ihren Mashona-Kameradinnen auf den Lehrerinnenberuf vorbereiten. Eine von ihnen, Maria mit Namen, ist sogar ein Nachkömmling des Lobengula. Sie ist eine der ersten Kandidatinnen für die noch zu gründende Schwesterngenossenschaft in ihrer Heimat. Erst vor wenigen Jahren, lange nach den Mashonas, haben sich die Matabele für den Samen des Christentums empfänglich gezeigt. Maria muß natürlich oft herhalten, wenn Entdeckungen gemacht und alte Erinnerungen aufgefrischt werden. Ihre Mashona-Freundinnen machen dann allerlei Bemerkungen über ihre „liebvollen Vorfahren“. Ganz bescheiden gibt sie es zu und sagt: „Ich kann ja nichts dafür, daß meine Ahnen so böse waren.“

Es ist interessant, den Lauf der Geschichte in so lebendiger Anschauung zu betrachten. Nachdem wir unsere Festung genügend erforscht hatten, versammelten wir Schwestern uns auf einem Felsvorsprung, um in Gottes stiller Natur, an so denkwürdiger Stätte, das Offizium zu beten. Den einen Chor

bildeten die schwarzen Schwestern, die Enkelkinder jener, die einst hier ihre Zuflucht gesucht hatten, und den andern wir. Die Felsblöcke waren unsere Chorstühle. So klangen die Psalmen zum Lobe Gottes hernieder von der Festung, wo einst heidnische Tänze, wilder Lärm und Kriegsgetümmel herrschten. Da kam es uns allen so recht zum Bewußtsein, welch ein unermesslicher Segen das Licht des wahren Glaubens für diejenigen ist, die in Finsternis und Todesschatten sitzen.

3

Wenn Neger heiraten

Hat ein schwarzer Jüngling sich für die Ehe entschlossen, muß er naturnotwendig eine Braut suchen. Zu diesem Zweck entwirft der Schwarze einen großzügigen Plan, zusammengesetzt aus List und Diplomatie und verdrückter Schlaueit. In dem Augenblick, wo die Erkorene allein am Flusse ist, wird sie sozusagen verhaftet. Er schickt zu ihr zwei Burschen, die das Mädchen kurzerhand vor die unabänderliche Tatsache stellen, daß sie von N. N. geheiratet wird. Sie erfährt sofort auch Tag und Stunde.

Dieser Überfall muß sie scheinbar nach außen hin traurig machen. Ihr Negerherz aber ist sehr einverstanden. Sofort beginnen die langwierigen Vorbereitungen, im Vergleich zu denen das europäische Standesamt immerhin noch ein Galopprennen bedeutet. Die Freundinnen werden ins Geheimnis eingeweiht; die Eltern dürfen nur ja nicht davon erfahren. Viel Gewicht legt die dunkle Braut auf Perlen, welche sie in möglichst großer Menge kauft. Junge Weiber und Mädchen helfen bei der Ausstattung des Brautschmuckes.

Endlich bricht der festgesetzte Tag an! Das Wagnis wird begonnen. In Begleitung zweier Freundinnen pilgert die Tapfere zum Kraal des Bräutigams; der wäre ja nicht zu fürchten. Aber sein Vater! Nun, die Liebe riskiert alles, auch ein Donnerwetter mit einem künftigen Schwiegervater, das sie übrigens nicht allein ausfechten muß. Der Bräutigam schickt ihr nämlich heimlich eine Schar von Burschen und Mädchen als Bundesgenossen zum Kampf und Streit entgegen. Am Hause angekommen, versteckt sich das Mädchen und legt den mitgenommenen Schmuck mit der bekannten einheimischen Eitelkeit an. Zugleich ist sie sehr diplomatisch. Sie hält sich fern vom Schuß, und schickt kräftige Burschen in die Höhle des Löwen, d. h. des Schwiegervaters. Diese fragen und bitten, ob die Braut kommen dürfe. Nach altem Negerprogramm muß der künftige Schwiegervater nach allen Regeln der Kunst schimpfen: „Wer

hat sie gerufen? Ich nicht! Sie hat hier nichts zu suchen!" u. ä. Die letzte Strophe des Polterliedes ist immer gnädig und klingt in den Wunsch aus, das Negerdämchen solle kommen.

Jetzt erreicht die Komödie ihren Höhepunkt! Denn nun will die Braut nicht mehr. Erst zwei bis drei Geldstücke bringen es fertig, die Schmollende zu besiegen. Auf einer Matte, mitten im Raume, schläft sie jetzt mit ihren Freundinnen. Vom Bräutigam, der sich in einer anderen Hütte aufhält, und von seiner ganzen Sippe ist nichts zu sehen. — Am nächsten Tag, bei Sonnenaufgang, geruht die Gnädige sehr früh aufzustehen, um zur Morgentoilette zum Fluß zu gehen, wovon sie erst gegen Mittag im Hause wieder ankommt. Vom Mittagessen rührt sie keinen Bissen an, ohne erst eine klingende Münze zu erhalten. Dieses Manöver wiederholt sie jeden Tag ein paarmal. — Auf diese Weise wird sie reich und macht auch den Vater des Bräutigams mürrisch, so daß dieser sich gern herbeiläßt, zwei Gesandte zum Vater der Braut zu schicken, um dessen Einwilligung zur Ehe zu holen. Dabei präsentieren sie ihm zwei fette Ochsen als Sühne dafür, daß seine Tochter entführt wurde; auch dieser Brautvater erweist sich als sehr geschäftstüchtig. Er erklärt nämlich kaltblütig, es sei ihm absolut unmöglich, den Mund zu öffnen, ehe er nicht drei englische Pfund als Lösemittel erhalten habe. Und nun beginnt ein förmlicher Kuhhandel um die Braut, man schachert, wie um ein Stück Vieh.

Aber auch im Hause des Bräutigams geht das Theater weiter. Die Schwiegermutter betritt als erste die Kammer der Braut. Sie will kein faules Tierpüppchen als Schwiegertochter haben, darum bringt sie ihr zu ihrer dürstigen Lendenbedeckung aus Perlen Tücher und Lendenkleider. Von nun an muß der bräutliche Gast arbeiten, früh aufstehen, Wasser tragen, Holz holen und Mais mahlen.

Am vierten Tag zieht der Bräutigam ein.

Die Braut erhält von nun ab viel Geld. Jeder, in dessen Gegenwart sie etwas ißt oder trinkt, muß seinen Beutel öffnen. Zwei Monate lang treibt sie solche einträglichen Geldgeschäfte. Vor allem kauft sie dafür Glasperlen, an deren Glanz sich ihre Augen entzücken. — Nun werden Schwiegermutter und -tochter immer intimer. Erstere nimmt das junge Mädchen sogar freundschaftlich unter den Arm und führt sie in den Viehkraal. Mädchen und Burschen gehen mit. Dann wird gesungen, getrunken und gesprungen und zwischenhinein muß die Braut zur Abwechslung auch weinen, weil sie wieder fort muß.

Bei Sonnenuntergang des nächsten Tages kehrt sie ins Vaterhaus zurück. Hier gibt es zunächst noch einmal einen programmäßigen Schimpfsanfall, weil der Sprößling bei Nacht ankommt; dann aber verzieht sich das Gewitter und bei Schmaus und Trank und Tanz löst sich alles in Wohlgefallen auf.

Tags darauf werden zwei Ziegen geschlachtet und wieder gezecht und getanzt und — geheiratet!

Daß diese heidnische Ehe oft eine solche lächerliche Komödie zwischen Lügen, Lachen und Weinen wird, wie die Verlobung und die Hochzeit es gewesen ist, kann man sich wohl denken.



Marianische Aktion

Zur besonderen Aktion mögen nur solche beitreten, die etwas mehr für Maria tun wollen; jedoch werden nicht große Dinge verlangt. Auch die Obliegenheiten der besonderen Aktion sind vielen Marienverehrern und =verehrerinnen gut möglich. Um dies besser zu verstehen, wollen wir auf die einzelnen Aufgaben der Mitglieder der besonderen Aktion etwas näher eingehen.

Es ist selbstverständlich, daß jedes Mitglied der besonderen Aktion auch die bescheidenen Verpflichtungen der allgemeinen Aktion treu erfüllt. Dazu kommt als erste Obliegenheit der besonderen Aktion statutengemäß „die marianische Selbstheiligung, nach Anleitung des seligen Ludwig Maria Grignion von Montfort“. Dieselbe besteht in ihrer Grundlinie darin, daß man erstens nach einer angemessenen Vorbereitung sich gänzlich mit all seinen Gütern Maria übergebe, um durch sie Jesu Christi ganz anzugehören, und zwar möglichst an einem ihrer Feste und nach der feierlichen Weiheformel des Seligen. Zweitens: gewohnheitsmäßig in der vollen Abhängigkeit von dem Willen der allerseeligsten Jungfrau und in Vereinigung mit ihr lebe, nach dem Beispiele unseres göttlichen Heilandes in Nazareth.

Alle Schüler und Schülerinnen des seligen Ludwig Maria sind mit diesem geistlichen, tief marianisch=christologischen Weg in der Praxis gut vertraut durch das kurze Kennwort: „Alles für Jesus, durch Maria!“ Freilich empfehlen wir all unsern Mitgliedern, sich der vollkommenen Hingabe an Maria oft in Gebet, Betrachtung und Lektüre zu befleißigen, und geben darum einige gut grignionianische Literatur an. In deutscher Sprache wurde die tiefgründige und allseitige Marienlehre des Seligen zum erstenmal veröffentlicht im Jahre 1905 von dem Canisiuswerk, Freiburg (Schweiz), unter dem Titel: „Das

goldene Buch der vollkommenen Andacht zu Maria von Ludwig Maria Grignon, welches 1932 bereits in 7. Auflage in 86 000 Exemplaren verbreitet war. Außerdem gibt es noch eine Reihe kleinerer Broschüren, z. B. „Die vollkommene Andacht zu Maria“ von P. J. Hättenschwiller S. J. „Maria, Königin der Herzen“ von P. Markarius. M. Batho M. C., St.-Josefs-Verlag, Reimlingen; ferner „Kleiner Katechismus der wahren Andacht zu Maria“ von Kurat M. Pigner. U. M.



Wenn die Sonne vom Firmament verschwinden würde,

dann müßten wir allen Blumen für immer Lebewohl sagen, dann wäre zu Ende der Glanz, die Wonne, welche das Licht in unserem Gemüte verbreitet, dann versänke unser Herz in düstere Nacht und Schwermut; dann müßte zuletzt alles Wachstum und Leben aufhören. — Ist nicht die Eucharistie die Sonne der ganzen heiligen Kirche? Wo wäre ohne sie der Eifer der Apostel, der Starkmut der Märtyrer, die lilien-gleiche Reinheit der Jungfrauen?



Herzliches ‚Vergelt's Gott!‘

allen unsern Wohltätern, Abonnenten und Abonnentinnen für die im verflossenen Monat eingesandten Beiträge. Doppelt dankbar für pünktliche, treue Einsendung in dieser schweren Zeit, versichern wir Sie des besonderen Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete: „Verleihe ihnen der Herr allen das ewige Leben!“

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: 1. Am Rosenkranzfest (7. Okt.) und während der Oktav desselben.

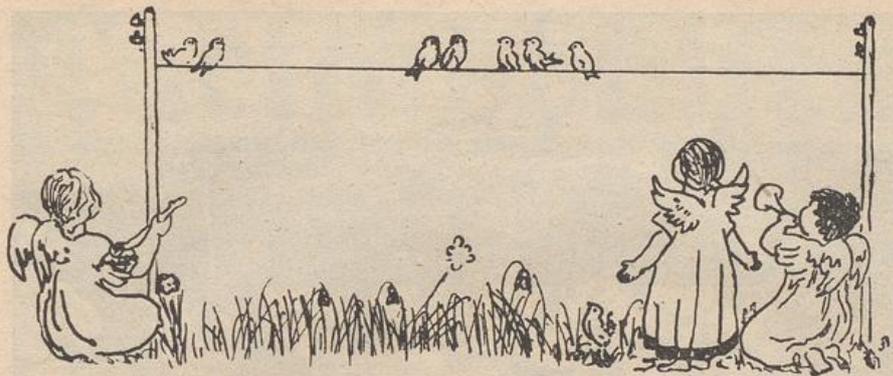
Goldkorn.

„Indem wir“, sagt der heilige Cyprian, „das für uns vergossene Blut Christi empfangen, werden wir gestärkt und angeregt, daß wir auch unser Blut heldenmütig für Ihn vergießen, denn stark wie der Tod ist die Liebe.“

Gebetserhörung

Innigen Dank dem heiligen Judas Thaddäus für auffällige Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

M. C. „Riffingen“.



F ü r d i e K i n d e r

Seute erzähle ich euch einige kleine heitere Szenen, welche unsere Würdige Mutter Generaloberin auf ihrer Visitationsreise im Kongo erlebt hat. — Denkt euch, die Schulknaben haben selbst eine Festhalle gebaut und haben, wie ihr auf dem Bilde hier seht, ganz flotte Reigen gespielt. Auch die Mädchen zeigten ihre Künste im Spiel.

Ein Küchenjunge von Bamania durfte in Coquilhatville, einer großen Stadt im Kongogebiet, einer Filmvorstellung beiwohnen, und zwar das Begräbnis von König Albert in Brüssel. In seiner Begeisterung wollte er am andern Tag dem Kuhhirten klarmachen, was er alles gesehen habe, und sagte dann einfach: „Schau, das Noviziatshaus unserer Brüder ist ein Hühnerstall gegen die Häuser von Brüssel, die ich gesehen habe.“

Ein anderer schwarzer Bursche, der derselben Filmvorführung beigewohnt hatte, sagte ganz offen und treuherzig zu seinem Herrn: „Du hast mich oft einen Affen genannt, wenn ich ungeschickt war, und das hat mir wehe getan; aber jetzt kannst du mich ruhig so nennen, denn ich sehe ein, daß wir euch Europäern gegenüber nur wie Affen sind. Was habt ihr in Europa doch schöne Häuser und andere großartige Sachen; und das habt ihr alles verlassen?“

Unsere Würdige Mutter besuchte auch die Bewahrschule und gab den Kindern Zwieback; das ist nämlich dort ein großes und seltenes Geschenk. Sie wartete mit Mutter Tertula auf den Augenblick, wo die Mündchen der Kleinen sich öffneten und die weißen Zähne den Leckerbissen zermalmt. Sie warteten aber vergebens. Mit strahlenden Augen hielten sie mit ihren kleinen Fingerchen den Zwieback fest umklammert; kein einziges der Kinder machte den Versuch, ein Bröckchen zu probieren. Ganz erstaunt darüber, erkundigte sich Würdige Mutter nach der Ursache dieses, bei Kindern ungeahnten Ver-



Die ehrwürdigen Schulbrüder machen mit ihren Schülern eine Vorführung
(Photo: Archiv)

haltens. Wir erhielten die schöne Antwort, daß die Kinder diesen seltenen Leckerbissen unverfehrt nach Hause tragen, und daß jedes Familienmitglied etwas davon bekomme und sei es das kleinste Bröcklein. Das hatte Würdige Mutter von den kleinen Krausköpfchen nicht erwartet. — Wieviel Gutes und Edles liegt doch in diesen unverdorbenen Kinderherzen.

Zum Schluß muß ich euch von den dortigen schwarzen Jungen, die so schön gespielt haben, etwas erzählen. Sie sind nicht nur im Spiel gewandt, sondern sind auch im Lernen und in der Musik nicht nachlässig.

Die ehrwürdigen Brüder hatten mit ihren kleinen Schülern den liturgischen Gesang der Vesper eingeübt, und am Fest Christi Himmelfahrt sollten sie in der Kirche ihre schönen Knabenstimmen erklingen lassen. Sie wurden alle als kleine Benediktinermönche gekleidet, saßen wie die Mönche in der Kirche und ließen in hellen Tönen Gottes Lob erschallen. Die vorgeschriebenen Zeremonien machten sie sehr erfurchtsvoll. Das war wirklich ein erhebendes Schauspiel unter den Negern im Heidenland.

R

Die Ehre

Wenn du deinem Schatten nachläufft, so läuft er dir davon; wenn du aber vor deinem Schatten davonläufft, so läuft er dir nach. Gerade so ist's mit der Ehre; wenn du sie fliehst, wirst du sie gewinnen, denn der Demütige wird erhöht werden; wenn du ihr aber nachläufft, wird dich alle Welt verachten.

Caritasblüten

Nr. 11

November

1938

Herr, gib mir Seelen!

Für sie hast Du gelitten,
Für sie hast Du gestritten,
Für sie gingst Du zum Kreuzestod,
Für sie ertrugst Du Todesnot!
Herr, gib mir Seelen!

Laß Deine Sorge meine sein,
Senk Deine Lieb' ins Herz mir ein,
Dann ringe ich mit neuem Mut
Um Seelen durch Dein kostbar Blut.
Herr, gib mir Seelen!

Du opferst täglich am Altar,
Bringst immer Dich zum Opfer dar!
O, laß auch mich ein Opfer sein,
Tauch mich in Deinen Kelch hinein
Und gib und gib mir Seelen!

Leg alles, was ich hab und bin,
Auf die Paten' zum Opfer hin!
Gib Liebesglut zum Leiden mir,
Laß leben mich allein mit Dir
Und sterben für die Seelen!

m. s.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Heute tragen die rauschenden Wogen des Indischen Ozeans unsere Grüße in die Ferne. Ehe wir unser schwimmendes Haus, den holländischen Dampfer „Kons“, bestiegen, mußten wir in der Mariannahiller Provinz noch einen pflichtgemäßen Aufenthalt nehmen. Unter anderem nahmen wir auch der Einladung des hochwürdigsten Herrn Bischofs Fleischer gemäß an der 50jährigen Jubiläumsfeier der Gründung unserer Missionsstation Centocow teil. Wir mußten nämlich dort eine Angelegenheit wegen der Errichtung eines neuen Krankenhauses regeln. Dieselbe Aufgabe wartete unser in Monte Frère. Zum Schluß hatten wir noch die 71. Missionsstation „Knub“ in der Transkei im Umtata-Vikariat zu besuchen. Drei Schwestern und drei von unsern eingeborenen Kandidatinnen machen hier die ersten Pionierinnen. Ein großer geräumiger Kraal dient als Kapellchen und ein zweiter als Schlaßaal. Zwischen diesen beiden Kraals sind noch zwei Zimmer mit vorliegender Veranda. Ein weiterer kleiner Anbau dient als Küche, Vorratzzimmer und Refektorium. Das ganze Bauwerk ist aus Lehm und vorläufig für die Bedürfnisse der Schwestern hinreichend. Dann lenkten wir unsere Schritte nach St. Patricks, unserm Noviziat für eingeborene Schwestern. Zum Schluß ging es nach Mariannahill zurück, der Geburtsstätte unserer Genossenschaft. Am Vorabend des 23. Juli versammelte sich die ganze Schwesternschar um die im Lichterglanz erstrahlende Lourdesgrotte. Hier wurde in stiller Abendstunde unter einem prachtvollen Sternenhimmel der Abschied gefeiert. Die Eindrücke kann ich nicht wiedergeben. Alle waren tief ergriffen! Wir standen vor der Reise vom Süden Afrikas über Ostindien nach dem Norden Europas!

Majestätisch gleitet unser Dampfer durch die Wellen des Indischen Ozeans! Unsere erste Haltestelle war die Insel „Mauritius“. Ein katholischer Priester, der auf dem Schiffe war, nahm uns auf dem Ruderbötchen mit ans Land, um uns die heilige Kommunion zu spenden. Es herrscht reges katholisches Leben auf der Insel. Wir haben uns an der Andacht der Kreolen sehr erbaut.

Zurückgekehrt auf unser Schiff, ging es weiter bis zur Insel „Madagaskar“. Zu unserer Freude steuerte der Dampfer von da zur Insel Zanzibar. Unser erster Blick fiel auf unser Schwesternkloster, das direkt am Meeresstrand liegt. Wir hielten von unserm Dampfer aus Ausschau und entdeckten bald einen hoch-

würdigen Pater Missionar und unsere Provinzialoberin Mutter Renata. Sie brachten uns in deren Heim zurück. Das war eine freudige Überraschung! Um 5 Uhr rief das Signal zur Abfahrt des Dampfers, der uns nach Mombassa brachte; auch hier konnten wir an Land gehen, um die heilige Kommunion zu empfangen. Noch eine andere Freude bereitete uns der liebe Gott. Es war der prachtvolle Sternenhimmel mit dem Kreuz des Südens und dem großen, leuchtenden Abendstern. Dazu kam das wundervolle Meeresleuchten, das wir auf keiner unserer Seereisen in solcher Schönheit gesehen haben. Der Gedanke an die Allmacht und Güte des Schöpfers, und an Maria, den Stern des Meeres, überwältigte uns.



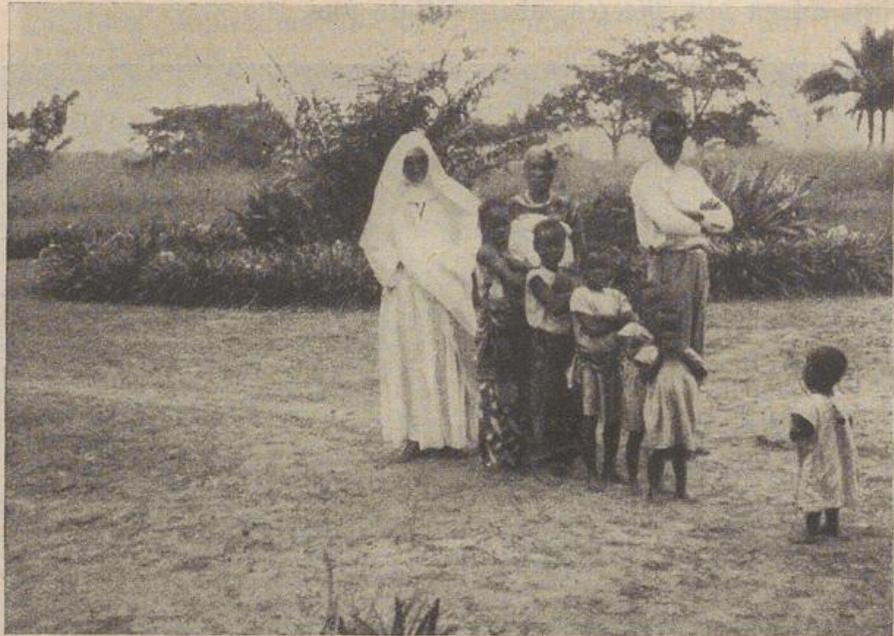
Palmenallee, Missionsstation Flandria

(Photo: Archiv)

Nun kamen die Seychellen in Sicht. Bei der Insel Mahé wurde der Anker ins Meer gesenkt, Lebensmittel ausgeladen und Passagiere ans Land gesetzt. Tausend Jahre alte Palmen, von 75 Meter Höhe, mit dreimal übereinanderhängenden Kokosnüssen bilden die berühmte Seltenheit dieser Insel. Die nächste Haltestation ist „Sabang“. Nun saust der Wind um unser fahrendes Haus! Die Meereswellen kräuseln sich und schäumen, anscheinend vor Anstrengung und Wut. Wir sind mitten im Indischen Ozean. Kein Bötchen, kein Segelschiff, weder Fracht- noch Personendampfer begegnen uns. Der Schiffsverkehr ist hier sehr spärlich. Wir kommen uns vor, als wären wir in der Arche Noes! Endlich legt sich der Sturm, das Wasser glättet sich und die ganze Meeresfläche liegt vor uns, wie ein tiefblauer, glänzender Spiegel. Aber abends kommt

der Meister Wind wieder zurück. Er erfreut uns mit seiner frischen Brise; denn wir fühlen die indische Tropensonne schon gewaltig. In diesen einsamen Stunden zeigte uns der Kapitän die ganze Einrichtung des 170 Meter langen Dampfers. Es ist das schönste und größte Schiff, das wir bis jetzt gesehen haben. Sehr modern und praktisch eingerichtet. Außer den höheren Schiffsbeamten ist alles Personal chinesisch.

Am 14. August legten wir in Sabang auf der Insel Sumatra an. Da in der Nähe keine katholische Kirche war, zogen wir es vor, auf dem Dampfer zu bleiben. Die darauffolgende



Christliche Familie von Bokuma mit Schw. M. Agnella

(Photo: Archiv)

Haltestelle war die berühmte indische Hafenstadt „Singapore“. Es wimmelte von Fischerbooten und Fangstellen, zahlreichen Personen- und Frachtdampfern; Kastenschiffe, Segel-, Motor- und Ruderbötchen passierten den Hafen aus und ein. Ein fortwährendes Gehen und Kommen; ein Bild unserer irdischen Pilgerschaft. Ein kleiner Schleppdampfer zog die großen, prächtigen Schiffe aus dem Hafen in die offene See und kehrte nach vollbrachter Tat stolz und seiner unentbehrlichen Leistung bewußt, wieder in den Hafen zurück. Vom Schiff aus sahen wir zwei große Kirchtürme. Wir gingen dieser Richtung nach und fanden eine prachtvolle Kirche in orientalischer Bauart. Über dem Hochaltar steht im Hintergrund eine Statue der kleinen heiligen Theresia in Lebensgröße. In den bunten Glasfenstern des Priesterchores ist ihr ganzes Leben in Bildern dargestellt.

Diese verborgene Heilige, die große Patronin aller Missionare, fanden wir auf unserer Reise in allen Kirchen.

Am 18. August setzten wir zum ersten Male unsern Fuß auf Asiens Boden, dem vierten Erdteil, in dem unsere Schwestern tätig sind. Es war ja immer der Wunsch unseres hochseligen Vaters Stifeters, daß wir uns auf der ganzen Welt am großen Werk der Seelenrettung beteiligen, und so das kostbare Blut fruchtbar machen. Hier auf der Insel Singapore in der gleichnamigen Stadt konnten wir nach unserer vierwöchigen Reise wieder einmal einer heiligen Messe beiwohnen. Der Priester, die Messdiener, die Gläubigen waren alle Chinesen; aber alles war wie bei uns, ein rührendes Zeichen der Einheit unserer katholischen Kirche. Wir empfingen auch die heilige Kommunion zum ersten Male aus der Hand eines chinesischen Priesters. Auf dem Rückwege zum Schiff bemerkten wir, daß wir in einem chinesischen Stadtviertel waren. Die Geschäftshäuser sind wohl für Europäer nicht einladend; obwohl die Chinesen der afrikanischen Bevölkerung weit voraus sind. — Die Männer tragen vielfach Tücher statt Hosen und die Frauen weite Hosen mit langen, weit herunterhängenden Jacken. Die Kopfbedeckung ist ein spitzer Strohhut mit breitem Rand. Der mächtigen Tropensonne halber mußten auch wir unsere Hüte aufsetzen.

Als wir zu unserem Schiff kamen, mußten wir dasselbe verlassen und in seinen Stellvertreter, den Dampfer „Maatsuyker“ einsteigen, der uns nach „Soerabaja“ bringen sollte. Am 20. August lief unser Schiff im Hafen „Batavia“ ein, von wo aus wir all unsern Lesern freundliche Grüße schicken!

(Schluß folgt.)

3

Eure Gnadengabe sei Caritas für die Missionen

Aufruf des Sekretärs der Propagandakongregation Erzbischof
Celfo Costantini zum Weltmissionssonntag 1938

Die Liebestätigkeit zugunsten der Missionen kommt mit der Mission selbst auf die Welt. Gut siebenmal lenkt der heilige Paulus in seinen Briefen Herz und Sinn der Gläubigen auf die Bedürfnisse der neugegründeten Kirchen. Er gibt der Caritasarbeit für die Missionen die schönsten Namen. Er nennt sie „Eure Gnadengabe“ (1. Kor. 16, 2) und eine „Gott angenehme und wohlgefällige Opfergabe“ (Phil. 4, 18). Am Sonntag, so empfiehlt er den Christen von Korinth, lege ein jeder von euch auf die Seite, was er für die Missionskaritas bestimmt hat.

Es naht wieder, liebe Brüder in Christus, der große Sonntag, der dazu dient, auf der ganzen Welt die Gläubigen zum

Gebet anzuregen und die Gabe für die werdende Kirche unter den noch christusfremden Völkern zu erbitten. Die Bedürfnisse der katholischen Missionen sind ungeheuer groß. Sie wachsen im Verhältnisse zu den Missionsgewinnen. So muß auch eure tätige Liebe wachsen. Es gilt, den Verkündern des Evangeliums das Brot zu reichen und ihre vielgestaltigen Werke aufrechtzuerhalten. Bereits zählt man in der ganzen weiten Welt 14239 ausländische und 6973 einheimische Missionspriester. 15 977 junge Menschen bereiten sich auf den Priesterberuf in den Missionsländern vor. Ausländische und einheimische Laienbrüder werden 10035 gezählt. 55349 Schwestern sind in der Apostolatsarbeit tätig. Die Zahl der Katechisten und Lehrer ist gar auf 163430 gestiegen.

Das bedeutet also ein Heer von 266025 Männern und Frauen, die im Dienste der Verkündigung des Glaubens an vorderster Front stehen und oft in dieser Arbeit ihr Leben opfern. Um dieses Heer christlicher Liebe gruppiert sich eine gewaltige weitverbreitete Organisation von Werken aller Art, von Kirchen, Kapellen, Universitäten, Schulen, Hospitälern, Armenapotheken, Auswärtigenheimen, Druckereien, Zeitungen usw. Diese Streiter Christi strecken die Hände nach euch, ihren Glaubensgenossen, aus. Sie hoffen, daß ihre Bitte nicht unerhört verhallt, daß der Weltmissionssonntag ihnen die Mittel zum Leben und zur Arbeit bietet, daß dieser Tag den Segen Gottes auf ihr Wirken herabzieht. Es bedeutet für die einzelnen ein kleines Opfer, ein Scherflein zu geben. Werden aber die kleinen Gaben aller Katholiken zusammengetan, so kommt eine große Summe heraus. Niemand darf beim Appell fehlen.

In dieser Zusammenarbeit von Millionen von Katholiken besteht das Geheimnis des Erfolges. Die Erfahrungen früherer Jahre bestätigen diese Feststellung. Und ich ergreife gerne diese Gelegenheit, um im Namen aller Missionare dem katholischen Volk, seinen Bischöfen, Priestern und Laienaposteln für ihre unermüdlige Arbeit im Dienste der Missions-Liebestätigkeit zu danken.

Am Mittelpunkt der Missionsarbeit in Rom gehen tagtäglich Bischöfe und Missionare ein und aus, die von ihren Arbeitsfeldern sprechen und Hilfe erbitten. Ich versichere euch: man fühlt einen Stich im Herzen, wenn man sich gezwungen sieht, diesen hochgesinnten Männern die Hilfe zu versagen.

In manchen Teilen Indiens, Afrikas und Chinas schlägt jetzt die Stunde Gottes. Ganze Massen wenden sich an die Missionare. Aber sie müssen ja erst unterrichtet werden. Man muß ihnen Priester, Katechisten und Schwestern schicken. Dazu braucht man aber viele Mittel. Ein Bischof in China, der sein Vikariat vom Kriege verheert sieht, schreibt mir: „Es klingt unglaublich, wenn man hört, wie erbärmlich die Speisen sind,

die diese Ärmsten hier essen. Man glaubt auch kaum, wie hart und ärmlich das Leben ist, das meine Priester führen. Viele von ihnen essen nur Hirse und Durra mit einfachen Gemüsen.“ Derselbe Bischof mußte sein kleines Seminar schließen, weil er kein Brot mehr hatte, um die Seminaristen zu verpflegen. Die Kirche ist ein mystischer Leib. Wenn ein Glied leidet oder sich freut, empfinden alle anderen Glieder mit.

Die Neuchristen der Missionen, die unter Heiden leben, verstehen sehr wohl diese Pflicht solidarischer Verbundenheit mit den Missionaren. Der Bischof des gequälten Kanton schreibt mir: „Ich übersende diese kleine Kollekte für das Werk der Glaubensverbreitung. Ich betrachte es als eine Sache von höchster Wichtigkeit, das Werk in unseren Missionen zu errichten. Um besseren Erfolg zu erzielen, habe ich die Schwestern beauftragt, seinen Zweck zu erklären, die Leute mit seiner Organisation vertraut zu machen und es in allen Christengemeinden einzuführen.“ So breitet sich jetzt allenthalben in den Missionen das Werk der Glaubensverbreitung und das Werk vom heiligen Apostel Petrus für den einheimischen Klerus aus. Jedermann weiß, mit wieviel geistlichen Gnaden die Päpste die päpstlichen Werke der Missionsfürsorge bereichert haben. Unser Heiliger Vater Pius XI., der der Missionstätigkeit einen niegesehenen Aufschwung gab, empfing im verflossenen April den Generalrat der Päpstlichen Missionswerke. Er sprach mit höchster Anerkennung über die geleistete Arbeit und segnete alle Mitarbeiter im Missionshilfswerk. Er zeigte aber auch tiefes Mitleiden mit den ungeheueren Menschenmassen, die von der christlichen Botschaft noch unberührt sind. Uns aber lud er ein, unseren Eifer und unsere Liebe zu verdoppeln. Seine Ansprache schloß er mit den Worten: „Nil actum si quid agendum.“ — Vieles wurde geleistet, aber noch viel mehr bleibt zu tun übrig.



Wie sich ein verstockter Heide durch christliche Großmut überzeugen ließ

Auf der Insel Sansibar wird besonders das Schulwesen durch das reichentfaltete Sektenwesen sehr beeinträchtigt. Das machte sich besonders bei unserer Schule in Mwana-Kombo sehr bemerkbar. Man sagte sich von vornherein, daß hier nichts Vielversprechendes geleistet werden kann, wenn nicht Gott selbst eingreift. Ganz in der Nähe lag eine hochanglikanische Schule, die einen uns sehr abgeneigten und feindlich gesinnten Lehrer hatte, der die Leute gegen uns aufhetzte.

„Ich“, so erzählte uns eine unserer Lehrerinnen, „zweifelte

sehr an dem Aufkommen dieser Schule. Die hochanglikanische Schule besteht schon sehr lange und hatte auf die Leute dieser Umgebung großen Einfluß, und andererseits war durch das Hezen das Vorurteil gegen uns schon tief in die Herzen eingepflanzt worden. Manch ein Anfänger unserer Schule wurde uns weniger durch den Lehrer selbst, als durch seine Helfershelfer abwendig gemacht. Die Schwierigkeiten waren sehr groß und nahmen immer mehr überhand, was auch nach und nach unsern schwarzen Lehrer ganz entmutigte. Als ich meine Zuflucht zu einem unserer hochwürdigen Patres nahm, wußte auch dieser keinen Ausweg zu schaffen, er meinte, dem Sektenwesen stehen wir noch vorerst machtlos gegenüber. Letzten Endes kam mir der rettende, wenn auch gleich wenig Aussicht gebende Gedanke, mit dem Gegner selbst einmal zu verhandeln. Ich setzte die freundlichste Miene auf, um ihm meine friedliche Absicht zu deuten, dennoch erzitterte er gewaltig, als er mich auf sein Haus zuschreiten sah. Er erwartete wohl, daß ich ihn recht ausschimpfen werde, ich hingegen blieb freundlich, bis er sich allmählich von seinem Schrecken erholt hatte. Nach und nach hielt ich ihm alles recht schonend vor und bat ihn besonders, doch wenigstens vor den Leuten nicht mehr so über unsere Religion zu spotten. Ich fand es ratsam, ihm durch die That zu beweisen, daß wir nie, wie er, gegen Andersgläubige handelten. Im Anfang des Krieges waren nämlich viele von seinem Stamm (Bondei) nahe bei Mlingano, im Morogoro-Kamp und mehrere davon waren im Hospital, beschäftigt; diesen konnte ich manches Trostwort sagen und manchen Dienst erweisen, da ich das Spital dreimal wöchentlich besuchte, um die Sterbenden zu taufen. Ja, sein Staunen wuchs noch mehr, als ich ihm erzählte, daß ich ihren schwarzen Priester Petro im Morogoro-Kamp besuchte und tröstete. Fast weinend erwiderte er mir: „O, er ist mein größter Freund — wie wird er sich freuen, wenn ich ihm dies berichte, denn er ist jetzt auch seit einem Jahr hier.“ Nun war mein Lehrer wie umgewandelt; er konnte mir nicht genug versprechen und beteuern, daß er von jetzt an ganz anders uns gegenüber handeln wollte, nicht mehr wie ein Feind, sondern als edler und hilfsbereiter Freund. Er will uns helfen, daß recht viele Menschen den besonders hier in Sansibar so verkannten und verschmähten Heiland kennen und lieben lernen möchten, und so von der teuflischen Lehre des Islams verschont blieben. Zum Schluß bat er mich noch, daß ich ihn doch jedesmal, wenn ich nach dort komme, besuchen möchte.

Nun ist „Gott sei Dank“ seit dieser Zeit eine auffallende Wendung in dieser Schule eingetreten. Die Katechumenenzahl steigt mehr und mehr, die Leute werden immer zutraulicher, und besonders Christen der anglikanischen Sekte staunen, ihren

Lehrer so umgewandelt zu sehen. Ja, noch mehr: er steht unserm Lehrer mit seinen Erfahrungen auf dem Schulgebiete oft zur Seite.

Wieder ist aus einem Saulus ein Paulus geworden. Möge ihm Gott noch die Gnade zum Übertritt in unsere heilige Kirche schenken!



Zur Königin des Friedens

Ein Heer der Engel umschwebet dich,
Du mächtigste aller Frauen!
Was du befehlst, vollziehen sie
Und wünschen, dich immer zu schauen.
Ein Wink von dir genügt für sie,
Zu fühlen der Gottlosen Wut,
Auf dein Geheiß verfolgen sie
Die wütende, höllische Brut.

Gebiete, o Friedenskönigin,
Zeig deine Macht, o Herrscherin!

Zerstör' und vernichte der Gottlosen Plan
Und sende dein Kriegsheer ins Feld!
Beschäme der Bösen hochmütigen Wahn,
Gib Friede der zitternden Welt!
Den Mutlosen schenke ein mütterlich Wort,
Den Kranken gib Heilung und Trost,
Den Irrenden sei du ein sicherer Hort,
Den Fallenden Stütze und Trost!

Gebiete, o Friedenskönigin,
Zeig deine Macht, o Herrscherin!

Erhöre, o Mutter, die betende Schar,
Die weinend und reuevoll fleht,
Die kindlich sich wendet zu deinem Altar,
Erhör' deiner Kinder Gebet!
Du liebest den Frieden, du hassst den Neid,
Du bist die lauterste Güte!
O Mutter, du voller Barmherzigkeit,
Vor Sünde und Unrecht uns hüte!

Gebiete, o Friedenskönigin,
Zeig deine Macht, o Herrscherin!

m. 8.



Lourenço-Marques, Portug. Ost-Afrika, Mai 1938

(Photo: Archiv)

Von meinen apostolischen Freuden und Leiden

Von Schw. M. Archangela, Lourenço-Marques

„Klingelingling!“

„Hier Colégio Europeu! Wer da?“

„Frau N. N., ich möchte mit Schwester Archangela sprechen!“

„Ich bin es selbst!“

„Ach, Schwester, wann haben Sie Zeit? Ich muß Ihnen unbedingt etwas sagen!“

„Die Schule ist um 4 Uhr aus, kommen Sie um $\frac{1}{4}$ nach 4!“

„Gut! — Nachher!“

Ich machte noch schnell eine gute Meinung, denn unsere Zeit ist sehr in Anspruch genommen, und ich dachte: „Da wird der Sohn wohl wieder nicht gut lernen.“ Punkt $\frac{1}{4}$ nach 4 war die gute Frau N. an der Pforte. — Ja, was war denn mit der sonst so stillen Dame geschehen? Sie war ja ganz aus dem Häuschen und wäre mir beinahe um den Hals gefallen, was bei den so lebhaften Portugiesen leicht möglich ist.

„Schwester, mein Mann will beichten!“

„Wirklich beichten? Oder sagt er nur so?“

„Nein, es ist kein Zweifel, er ist fest entschlossen, jetzt seine Religion als Katholik auszuüben.“ Der Herr war 42 Jahre alt, getauft, kirchlich getraut, hatte aber noch nie gebeichtet, kommuniziert und war auch nicht gefirmt. Mein Herz jubelte, meine Augen strahlten; soll diese Seele für Gott gewonnen

werden?! Die Frau selbst hatte ich vor einigen Jahren gewonnen und sie auf die heiligen Sakramente vorbereitet. Als sie nach der ersten heiligen Kommunion so glücklich war, hatte ich ihr sehr ans Herz gelegt, ihren Mann, der sonst ein musterhafter Gatte war, und ihre vier Kinder dem lieben Gott recht innig zu empfehlen. Es war bereits so weit, daß die Kinder schon die heiligen Sakramente empfangen durften, und er selbst ging am Sonntag öfter in die heilige Messe. Nun erschien er mit seiner Frau, und aus den Fragen, die er an mich stellte, war zu ersehen, daß er es mit der Vorbereitung ernst nahm. Er wollte keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Sünden machen! Er wollte alles beichten, alles! — Unsere Kommunität nahm innigen Anteil an der Freude seiner ersten heiligen Beichte und Kommunion. Nach der Feier kam er mit der ganzen Familie, um sich zu bedanken. Er war so von Herzen glücklich und sagte, daß er alles gebeichtet und keine Sünde mehr auf der Seele habe. In Zukunft wolle er jeden Monat zu den heiligen Sakramenten gehen. Bald fing er an, wöchentlich zu kommunizieren, und jetzt empfängt er den Heiland fast täglich. Der liebe Gott nimmt ihn arg in die Kreuzeschule; aber er hat es erfaßt, Gott aus ganzem Herzen zu lieben. Es gibt Seelen, die tragen ein Kreuz, das uns erdrücken würde; zu denen man nur mit stiller Bewunderung aufschauen kann! Herr N. ist eine von diesen. Er ist der erste Herr, an dessen Bekehrung ich mitwirken durfte.

Es nahten die großen Ferien, in denen wir die Kinder anderer Schulen auf den Empfang der heiligen Sakramente vorbereiten. Werden wohl viele Kinder kommen? Wenn man den größten Teil der Ferien einem frommen Zweck opfert, ist es klar, daß man möglichst viel für den lieben Gott heraus schlagen möchte. Wohl wurde in der Kirche bekanntgemacht, daß in den Ferien Religionsunterricht erteilt werde; aber diese Propaganda ist für eine solche Großstadt viel zu wenig, denn jene, die es nötig hatten, hörten nichts von der Einladung, weil weder sie noch ihre Eltern in die Kirche gehen. Da heißt es eben beten, opfern und Kinder suchen, sich manchmal verächtlich ansehen oder gar auslachen lassen, wie es eben kommt. Die einen sagen einem direkt ins Gesicht: „*Nao quero.*“ — (Ich will nicht.) Dann schleicht bitteres Weh in meine Seele, denn ich frage mich, ob der Heiland noch einmal anklopfen wird. Der Herr ist vorübergegangen, man wollte ihn nicht sehen.

Dem ersten Unterricht sah ich mit Spannung und viel Vertrauen entgegen, denn wenn unsere seeleneifrigen Mitschwestern ihr Gebet zugesagt haben, dann habe ich große Hoffnung! Und es ging gut. Als Gehilfin hatte ich unsere portugiesische Lehrerin. Zur Pfarrei gehört eine neue, sehr große und schöne Schule für eingeborene Knaben, diese erbat ich mir für meine

jetzigen Unterrichtszwecke. Da gab es Luft, Licht und meine fleißigen Kinder, hundert, hundertzehn bis hundertzwanzig! Europäer, Inder und ein oder zwei Negerchen! Wer hätte das geglaubt! — Wie gerne hätte ich unsere eifrige Katechetin, Schwester Theresilla, herbeigewünscht, welche in Mariannahill zur Erholung war.

Doch nun zurück zur letzten Vorbereitung! Öfter und öfter fand sich ein Gymnasiast ein und besonders groß war meine Freude, als sich ein Ungetaufter einstellte; dafür gab's auch wieder Enttäuschungen. Etwa 14 Tage vor dem großen Fest der ersten heiligen Kommunion trat plötzlich eine fleißige Schülerin des Lyzeums zurück; ihr Pflegevater hatte ihr die Erlaubnis entzogen. Zwei ungetaufte Geschwister, ein Knabe von 10 und ein Mädchen von 11 Jahren. Dagegen meldeten sich in den letzten Tagen noch eine Reihe Kinder, die ohne Vorbereitung zugelassen werden wollten. Sonst war aber die Zeit der Vorbereitung eine Zeit der aufrichtigsten Freuden.

Vor zwei Jahren, als ich bei einer besseren, plötzlich verarmten Familie wegen Versorgung mit wärmeren Kleidungsstücken in Verlegenheit war, schrieb ich an ein hiesiges bedeutendes Geschäft um alle möglichen Sachen. Es war mein erster Bettelbrief! Nach einigen Tagen kam ein großes Paket mit den feinsten Sachen an: Mäntel, Anzüge, Kleider, Hemdchen, dem Alter der Kinder entsprechend, und Stoff. Zugleich erhielt ich die Erlaubnis, zu Weihnachten eines jeden Jahres ein Gesuch für die Armen einreichen zu dürfen. So brachte das Christkindchen allerlei für alle Armen in jeder Altersstufe. Vieles, besonders Spielsachen und andere Kleinigkeiten wollte ich als Preise gebrauchen. Meine lieben treuen Mitschwestern halfen mir die Puppen ankleiden und andere Kleinigkeiten. Mittlerweile war es Mitte Januar geworden, der Tag der ersten heiligen Kommunion war da; für viele der schönste des Lebens. Da eine „Missa campa“ (Feldmesse) für den nächsten Tag angesagt wurde, so wurden wir in der Vorbereitung etwas gestört, so daß ich dem Morgen mit Bangen entgegensah. Plötzlich aber trat ein feiner Regen ein, der die „Missa campa“ unmöglich machte.

Jede Erstkommunionfeier hat für mich etwas unsagbar Ergreifendes, aber auch etwas Wehmütiges, weil mich der Gedanke beherrschte: ob die Kinder treu bleiben, und ich bete dringend: „Herr, erhalte sie in Deiner Gnade, und lasse sie lieber heute oder in diesen Tagen sterben, als daß sie ausgelöscht werden aus dem Buche des Lebens.“ Am nächsten Morgen empfingen die meisten Kinder den lieben Heiland noch einmal.

Oft wunderte ich mich über die größeren Sungen vom Lyzeum, wie sie sich so einfach am Katechismus beteiligten, die

Fragen wie die andern beantworteten und alles mitmachten. Es ist keine Kleinigkeit, junge Leute in möglichst kurzer Zeit auf die heiligen Sakramente vorzubereiten.

Am Montag morgen war die Preisverteilung in unserer Schule. Es stellten sich nicht nur ehrliche Gewinner, sondern auch Unberufene ein in der Hoffnung, daß etwas für sie abfallen würde. Es waren drei-—vierjährige Knirpse, und da konnte man doch nicht so an ihnen vorübergehen. Kaum war die Verteilung vorbei, da kam ein großer Junge und sagte:



Kommunionkinder in Lourenço-Marques, Portug. Ost-Afrika, Januar 1938
(Photo: Archiv)

„Ach, Schwester, tauschen Sie mir doch diesen Schlips für einen Rosenkranz ein!“ Leider konnte ich ihm nicht helfen, denn ich hatte unter all den Sachen nur zwei bis drei Rosenkränze.

Zum Schluß noch ein Zeichen der Anhänglichkeit der Kinder an ihre Lehrerin. — Wie ich schon erwähnt, mußte unsere Schwester Theresilla aus Gesundheitsrücksichten nach Mariannhill zur Erholung. Als sie wieder zurückkam, überreichten ihr die Eingeborenen, denen sie Katechese erteilt hatte, ein feines, säuberlich geschriebenes Briefchen, dessen Inhalt lautete:

„Gehrte und ehrwürdige Schwester Theresilla! Es geziemt sich an erster Stelle, zu danken im Namen der Christen im allgemeinen; sowie besonders der Katechismusschüler Soao, Julio, Mungoni und Luiz Diana, welche Ihnen diese ge-

rechte und wohlverdiente Ehrenbezeugung bereitet haben. — Da die Zeit kurz war, als wir hörten, daß Sie, geehrte Schwester, wegen Krankheit abreisten, konnten wir nicht kommen, uns von Ihnen, ehrwürdige Schwester, vor Ihrer Abreise zu verabschieden. Im Namen aller Christen wünschen wir Ihnen, geehrte Schwester, ein gutes Leben und daß Sie glücklich auf Ihrem Posten, den afrikanischen Gläubigen Katechese zu erteilen, fortfahren möchten!"

Lourenco Marques, den 30. Juni 1938.

Schüler der Katechese der Pfarrei
von Lourenco Marques."

3

Allerlei aus der Mission

Es ist nichts so fein gesponnen, es
kommt doch ans Licht der Sonne."

Dieses Sprichwort bewahrheitet sich nicht nur im Land der Weißen, sondern auch unter der Sonne Afrikas. — Während eines Schulsemesters kam ein Junge in unsere Missionschule Citeaur. Da die Schulgesetze noch nicht so streng verpflichteten, wurde ihm die Aufnahme gewährt. Ein Missionar faßt an erster Stelle die Rettung einer Seele, die ihm Gott zuschickt, ins Auge; es kostet oft viel, jemand abzuweisen, sei es aus Mangel an Raum, Nahrung oder aus einem andern triftigen Grunde.

Das oben erwähnte Bürschchen bekam einen Platz unter den andern Schülern und saß in der Reihe der Anfänger, obwohl er schon eines reiferen Alters war. Ein paar Wochen, und er fühlte sich zu Hause, bekam Lust zum Lernen; denn um nicht ganz zur Klasse der Ungebildeten zu gehören und leichter durchs Leben zu kommen, besonders im Verkehr mit den Weißen, strebt mancher Junge danach, sich wenigstens einige Kenntnisse zu erwerben durch Erlernung des Schreibens und Lesens der Zulusprache und kurzen Umgangsformen der englischen Sprache. Nicht so schnell denkt er an seine Bekehrung. Erst durch die täglichen Religionsunterrichte fängt es bei ihm an zu tagen, daß es auch ein seelisches Leben gibt, und daß er außer dem Irdischen etwas Höheres anstreben soll.

„Eines Tages nun, während der Unterrichtsstunden, wurde ich“, so berichtet die Missionarin selbst das Erlebnis, „aus dem Schulzimmer gerufen, und zu meinem Erstaunen standen drei stämmige Männer, Polizisten, vor mir mit der Frage, ob nicht ein Knabe hier sei mit Namen — wir wollen ihn „Holo-

holo" nennen —. Auf meine Bejahung wurde mir erwidert, daß sie geschickt seien, den Knaben vor das Gericht zu bringen. Mein Erstaunen wuchs, zu hören, wie so ein junges Bürschchen schon solche Taten liefern konnte, die ihm Zuchthausstrafen nachziehen. In der That, er war ein Schelm, ein Dieb, der bei einem Weißen Sachen und Geld entwendet hatte. Die Polizei wollte, um ihrer Beute sicher zu sein, in das Klassenzimmer eindringen, ich jedoch wehrte ab mit der Bemerkung, die Sache erst dem hier residierenden Missionar zu berichten. Zwei der Männer, die besonders scharf ihres Amtes walteten, beobachteten den Knaben vorsichtig, damit er ihnen nicht entwische. Sie bewachten Schule und Umgebung, während der dritte mit mir zum Vater Missionar ging. Aber in unserm Holoholo, der durch die Türspalte die Männer erkannte, regte sich die Gewissensangst, und er entfloß durch das Fenster, sprang die Mauer hinab, und wie vom Wind getragen nahm er den Weg zu dem nahegelegenen Konvent, und zwar in die dunklen Kellerräume. Der Polizist, der seinen Ausflug gesehen hatte, eilte im Alarm hinter dem Ausreißer her, natürlich nur bis zum Kellereingang; denn hier war der Junge gut geborgen. Der durch den Lärm aufgeschreckte Missionar eilte herbei, stieg hinab in das dunkle Erdgeschosß und fand hier in der hintersten Ecke unter einem Tisch den Flüchtling. Nur auf die ernstesten Aufforderungen des Missionars kam der Knabe zitternd und bebend aus seinem Versteck, sich immer und immer wieder mit dem heiligen Kreuzzeichen bezeichnend. Aber es half keine Bitte und keine Entschuldigung, seine Erlösung sollte erst nach Vollendung der Buße und Strafe erfolgen, die ihm von der weltlichen Autorität diktiert wurde. Sofort wurden ihm die eisernen Schellen angelegt. Noch immer denke ich seiner letzten Worte: „Wie, drei Männer sind erforderlich, um sich eines schwachen, wehrlosen Knaben zu bemächtigen?“ Ich sah ihn bereitwillig seinen Begleitern folgen, und wir wollen hoffen, daß ihm dieser Fall mit der darauffolgenden Buße im Strafasyll zur Besserung seines Lebens verholfen hat.

Lerne der bösen Natur schon in der Jugendzeit entsagen!
Lerne den Weg der Gebote Gottes wandeln, so wird die
Reinheit des Herzens und der Friede dein irdischer Lohn sein!!!

5

Zum Aberdenken

Wir müssen uns selbst achten, denn wir sind Gottes Ebenbild, Gottes Wohlthat, Gottes Eigentum, Gottes Ehre.

*

Wer sich nicht selbst beherrscht, den beherrschen andere.

Was Ignaz mir erzählt

Ein Mpare aus Ost-Afrika. (Von Schw. M. Roselina.)

Schwester, hast du schon gehört, wie es mir und meiner Schwester Luzia¹ erging, als wir noch kleine Kinder waren?“ fragte mich der etwa 63jährige Ignaz Shengena. — „Nein, Ignaz, das weiß ich nicht und könnte es auch nicht wissen, denn damals wußte ich noch nichts von Afrika.“ — „Nun dann, so will ich dir einen Teil erzählen, das übrige an den folgenden Sonntagen.

Mein Vater war reich. Er hatte viel Vieh und mehrere Frauen. Ich mußte gewöhnlich das Vieh hüten, und um mir die Zeit zu vertreiben, kletterte ich gern auf hohe Bäume und wiegte mich in den Ästen. Meine Schwester Kokiambo brachte mir von Zeit zu Zeit etwas zu essen. Sonst suchte ich mir Süßkartoffeln, machte ein Feuer und legte sie hinein, und wenn sie gebraten waren, ließ ich sie mir gut schmecken.

Doch eines Abends, als ich das Vieh nach Hause trieb, hörte ich von weitem einen großen Lärm und ein Gewimmer im Hause meines Vaters. Erschrocken trieb ich das Vieh in die Umzäunung und lief so schnell ich konnte, um zu erfahren, was das bedeute. Aber, o Schrecken! Da saßen Mann an Mann mit Buschmessern und Speeren, Bogen und Pfeilen, und ich verstand sofort, was das bedeutete. Etwas weiter entfernt saßen Frauen mit ihren Kindern und jammerten und weinten. Dazwischen saßen einige alte Männer und Frauen und sangen ihr Trauerlied, indem sie immer wiederholten:

Von unten kommen die Wataita und wollen uns bestehlen.

Von oben kommen die Wachagga und wollen uns berauben.

Nun laßt uns ziehen und uns wehren.

O, wie mag es uns ergehen!

Obwohl ich noch klein war, konnte ich doch aus diesen Gedanken herausfinden, um was es sich handelte. Ich ging in die Nähe meines Vaters, der mir aber durch eine Handbewegung ganz entschieden zu verstehen gab, daß ich mich sofort zu entfernen habe.

Nun ging ich in den Kraal meiner Mutter, um zu sehen, ob meine Schwester Kokiambo da sei. Ja, da saß sie in einer Ecke, zusammengekauert und weinte, weil sie glaubte, ich sei von den Feinden schon gestohlen. Als sie mich sah, freute sie sich, zog mich näher an sich und gab mir Maisbrei. Mein Hunger war groß, und so fing ich denn an, zu essen. Meine Schwester hörte nicht auf zu weinen und zu jammern: „O bleibe du wenigstens zu Hause, wer wird mich beschützen, wenn du fortgehst?“ Ich versicherte ihr, daß sie keine Angst zu haben braucht. Niemand würde zu uns finden, und sollte es jemand wagen, zu kommen,

¹ Luzia hieß vor der Taufe „Kokiambo“.

so würde ich so viel Steine den Berg hinunterwerfen, daß alle fliehen würden.

Draußen war immer noch Beratung über die Verteidigung unseres Stammes. Ich hörte, wie mein Vater sagte: ‚Wir Wapare weichen nicht! Kommen die Wataita von der Steppe nach oben, so zwingen wir sie mit unseren Pfeilen zur Flucht. Kommen die Wachagga über die Berge, so haben wir unsere Speere und Buschmesser. Alle stimmten ein mit einem langen
,E — — e — — e'!



I g n a z

(Photo: Archiv)

Nun trat ein Zauberer in die Reihen und band einem jeden eine Art Amulett um den Hals, als Zeichen des Schutzes und Sieges. Daraufhin sagte mein Vater mit lauter Stimme: ‚Ihr, Frauen, bringt Essen her, damit wir uns stärken und unsere Ledertaschen mit Vorrat füllen!‘ Nun brachten die Frauen Maisbrei, Bananen, Milch, Bier, und einige hatten schon unterdessen Hühner gekocht.

Die Krieger aßen und füllten ihre Taschen. Dann, wie auf Kommando standen alle auf, und jeder erteilte an seine Zurückbleibenden noch Befehle. Mein Vater sagte zu mir: ‚Du, Shengena, hütetest mein Vieh, gibst auf alles acht, und Rokiambo, deine Schwester, wird dir das Essen bringen.‘ Bei diesen Worten fühlte ich mich ganz Mann und antwortete: ‚Ja, Vater,

alles will ich so beschützen, und du sollst an allem Zuwachs finden, wenn du zurückkommst.' — Da stimmte ein Krieger ein Kriegslied an, wobei er wiederholte:

„Wer hinuntergeht, kämpft gegen die Wataita!

„Wer hinaufgeht, kämpft gegen die Wachagga!

„Auf! laßt uns ziehen und unser Volk beschützen!

Bei diesen Worten teilten sich die Krieger in zwei große Gruppen und zogen in den Kampf; einige die Berge hinunter gegen die Wataita und die anderen die Berge hinauf, um den Angriff der Wachagga zu vereiteln. (Hier dient zur Erläuterung dieses Aufsatzes, daß der Aufstand wirklich stattfand um das Jahr 1884. Die Wataita wurden von den Wamassai ihrer Viehherden beraubt, und weil sie gegen dieses kriegerische und starke Volk nichts vermochten, so beschloßen sie, die Wapare zu berauben. Diese hatten auf ihren hohen Bergen immer Wachtposten aufgestellt, besonders bei Nacht. Als sie nun im Dunkeln die Feuer in der Steppe sahen, wußten sie sofort, was es bedeute. Die Wachagga am Kilimandjaro bekriegten die armen Wapare öfter und beraubten sie nicht nur ihrer Habe, sondern oft sogar ihrer Kinder, die sie als Sklaven verkauften. Daher das Singen: Die Wataita kommen von unten, die Wachagga kommen von oben. . . .)

„Nun war es bei uns traurig. Die armen Frauen fürchteten sich sehr und hüteten ihre Kinder, damit sie ihnen nicht geraubt würden; denn welche Mutter bangt nicht um ihr Kind? Ich trieb das Vieh wie gewöhnlich in die Berge, und Kokiambo brachte mir täglich das Essen. Wenn sie kam, setzte sie sich zu mir, weinte und klagte: ‚Ach, wo mag unser Vater sein! Werden uns nun die Wataita stehlen? O, ich fürchte mich so sehr!‘ Die ersten Tage tröstete und beruhigte ich sie, und nach und nach gewöhnten wir uns an unser Leid.

Nach einiger Zeit kam ein Bote mit der Nachricht, daß die Wataita abgezogen seien und daß auch die Wachagga nicht mehr zu sehen wären. Das war ein guter Trost für die geängstigten Mütter und für uns Kinder. Aber die Krieger blieben auf ihrem Posten.

Die schlauen Wataita gingen auseinander, als sie merkten, daß die Wapare Wache hielten, und verteilten sich in kleine Gruppen, um ungesehen durch die Schluchten ans Ziel zu kommen. Wir Kinder glaubten uns in Sicherheit und außer jeder Gefahr auf diese günstige Nachricht hin. Wir fingen wieder an, lustig zu spielen; ich kletterte wieder auf den Bäumen herum, vertrieb einen oder mehrere Affen, die sich scharenweise dort aufhielten. Dann suchte ich Raubvögel zu fangen, um sie als Lockspeise für die Schlangen aufzustellen, denen ich dann den Garaus machte; mit all dem war bald alle Angst vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

REQUIESCANT IN PACE!



Unsere verstorbenen Mitschwwestern (Oktober 1937 bis Oktober 1938)

Schwester M. Syncretia, Alvina Apostel, geboren am 10. Nov. 1878 zu Sedischütz, Schlesien; gestorben den 23. Oktober 1937 in Mariannhill, Südafrika.

Schwester M. Syncretia verbrachte volle 38 Jahre im heiligen Ordensstand. Ein frohes Gotteskind von Anfang an, blieb sie es auch in späteren Jahren. Ihre geschickten Hände arbeiteten für den Altarschmuck; für unsern Herrn im Sakrament war ihr keine Mühe und Sorge zu groß. Trotz ihres blühenden Aussehens hatte die gute Schwester viele körperliche Schmerzen zu ertragen. Da klopfte der Bräutigam an und mahnte seine Braut leise, sich aufs letzte Stündlein gefaßt zu halten. Wohl vorbereitet ging sie unter dem Gebet ihrer Mitschwwestern sanft und ruhig hinüber in die ewige Heimat.

Schwester M. Corbiniana, Therese Reichelt, geboren 7. Oktober 1866 in Eichau, Schlesien; gestorben 6. November 1937 in Tzopo, Südafrika.

Rasch und unerwartet holte der liebe Gott unsere Schwester Corbiniana. Über 40 Jahre arbeitete sie in der Mission als Gartenschwester. Zuletzt verjagte ihre Kraft und es stellte sich heraus, daß sie an einem Bein Knochenfraß hatte. Das Bein mußte abgenommen werden, was auch geschah. Die Kranke hatte jedoch eine Vorahnung ihres nahen Todes. In voller Gottergebenheit sagte sie: „Ich wünsche und verlange nichts anderes, als daß Gottes Wille an mir geschehe. Will er, daß ich gesund werde, dann ist es recht; will er, daß ich sterbe, so sterbe ich gerne!“ So ging sie nach verhältnismäßig kurzer Leidenszeit hinüber ins bessere Jenseits.

Schwester M. Kunigunde, Helene Schabel, geboren 16. November 1861 in Salach, Württemberg; gestorben 18. November 1937 in Tzopo, Südafrika.

Fast volle 50 Jahre wirkte diese treue Schwester in der Mission unter dem Wahlspruch: „Nichts der Menschen wegen, sondern alles einzig aus Liebe zu Gott!“ Große Anspruchslosigkeit, Arbeitsamkeit, Pflichttreue und Liebe zum Gebet zeichneten diese Schwester besonders aus. Im Leiden war sie ein Muster der Geduld. Als ihre Kräfte sozusagen erschöpft waren, brachte man sie ins Sanatorium nach Tzopo. Dort glaubte man bei ihrer Ankunft, daß ihr letztes Stündchen ganz nahe sei. Die letzten sechs Jahre war sie fast gänzlich erblindet und konnte nur noch ganz wenig hören. Sie mußte noch viele Leiden ertragen, bis ein Blutsturz ihrem Leben ein Ende machte. Der Priester und die Mitschwwestern beteten an ihrem Sterbelager, während die Sterbende immer Stoßgebete flüsterte.

Schwester M. Wunibalda, Margareta Urbanska, geboren 10. Juni 1857 in Kornatobo, Ostpreußen, Eintritt 15. Januar 1891; gestorben 19. November 1937 in Centokow, Südafrika.

Nach 47jähriger Tätigkeit rief der Herr seine Dienerin aus dem irdischen Weinberg zu sich. Sie war den armen Waisen eine treue-
sorgte, kluge und umsichtige Mutter, die zugleich über einen großen
Schatz von Kenntnissen verfügte. Sie konnte andern nicht nur ratend,
sondern auch unterhaltend zur Seite stehen. In ihren letzten Lebens-
jahren schickte ihr der liebe Gott durch Entziehung des Augenlichtes ein
nicht unbedeutendes Kreuz; aber sie ließ den Mut nicht sinken und
pflegte desto mehr das innere Leben in Gott. Viele Jahre hatte die gute
Schwester auf der Station Centokow zugebracht, und sie wünschte auch
an ihrem Wirkungsort zu sterben, welche Bitte der liebe Gott ihr auch
gewährte.

Schwester M. Dominika, Pauline Strzalla, geboren 10. September 1861
in Knurow, Oberschlesien, gestorben 23. November 1937 in Maria-
Katschig, Südafrika.

Die Verstorbene war eine unserer ersten Pionierinnen; volle 49
Jahre brachte sie auf der Missionsstation Maria-Katschig zu. Mehr als
40 Jahre betreute sie den umfangreichen Obstgarten, den sie mit eigener
Hand anlegte. Hier arbeitete sie unermüdlich trotz ihres Alters bis 14
Tage vor ihrem Tode. Ihr Asthmaleiden nötigte sie, Tage und Nächte
nur auf dem Liegefessel zuzubringen. Oft wiederholte sie, daß sie sich
auf den Augenblick freue, da sie Gott zum ersten Male schauen dürfe.

Schwester M. Gertrudis, Brigitta Sack, geboren 6. März 1857 zu
Nomburg, Rhld. Eintritt 15. Oktober 1890; gestorben 13. Januar
1938 in Centokow.

Sie bewahrte ein kindliches Gemüt bis zu ihrem Tode. Im Innern
des Hauses beschäftigt, sorgte sie mit großer Liebe für ihre Mitschwe-
stern. Sie war auch mehrere Jahre Oberin in Clairvaux, und es war
ihr keine Mühe und Anstrengung zu groß, um allen alles zu werden. —
In aller Stille übte sie ein Leben des Apostolates und des Opfers, das
wahrhaft staunenswert war. Jetzt wird sie ihre Nächstenliebe durch ihre
Fürbitte beim Allerhöchsten ausüben.

Schwester M. Bonosa, Clementine Huber, geboren 20. November 1867
zu Altenhöfen, Baden. Eintritt 6. November 1896, gestorben 19. Fe-
bruar 1938 in Tzopo, Südafrika.

Sie verbrachte nur wenige Jahre in Mariannahill und kam dann als
Krankenschwester auf die Station Lourdes. Hier gab sie 38 Jahre hin-
durch das Beispiel einer ruhigen, still arbeitenden Ordensschwester, die
sich restlos für ihre Kranken aufgeopfert hat. Dabei war sie ein echtes
Marienkind und eine große Verehrerin des heiligen Josef, dem sie
ihre Kranken und Sterbenden immer aufs dringendste empfahlen hat.
Mit Recht konnte der Priester an ihrem Grabe sagen: „Schwester Bo-
nosa starb als Opfer ihres Berufes.“ Stets war sie bemüht, in ihrem
Krankendienste den Ärmsten der Armen Hilfe zu bringen, wo sie nur
konnte; und wenn es galt, eine unsterbliche Seele dem Teufel abzu-
ringen, war ihr Eifer doppelt groß. Treu war sie in Freud und Leid
auf der Seite des göttlichen Meisters gewandelt, bis die himmlische
Mutter sie heimgeholt hat in das Land der Seligen.

Schwester M. Maximiliana, Maria Siedersberger, geboren 31. Januar
1891 zu Finsing, Bayern. Eintritt 1. Oktober 1915; gestorben 6.
März 1938 im Mutterhaus Heilig Blut.

Diese stille Opfersseele arbeitete bescheiden und anspruchslos auf
europäischen Filialen, bis ihr schweres Asthmaleiden sie ins Mutter-
haus ins Krankenzimmer rief. Die große Atemnot und der brennende Durst,
welche ihre besonderen Leidensanteile waren, zehrten sie ganz aus; aber
nie vernahm man einen Laut der Klage, sondern immer hatte sie noch

ein stilles Lächeln auf den Lippen. — Als es mit ihr zum Sterben kam, war sie noch bei vollem Bewußtsein, als das Kommunionglöcklein erkante. Ihre Augen strahlten noch einmal hell auf, als an ihrem Sterbebett noch einmal das Gebet: „Jungfrau, Mutter Gottes mein. . .“ ihrem Wunsche gemäß verrichtet wurde. Bei den Worten: „Maria, hilf mir in den Himmel hinauf“, hauchte sie ihre schöne Seele aus. — Nach dem Tode fand man ein Dankbriefchen an Mutter Oberin und die Mitschwestern. Der Schluß dieser herrlichen Worte ist: „Meine Freude, meine Sehnsucht, den dreieinigen Gott bald zu schauen, ist unbeschreiblich groß! Komm, Herr Jesu, komm!“

Schwester M. Quintina, Hildegard Karasch, geboren 14. Oktober 1893 zu Mückultschütz, Schlesien. Eintritt 6. November 1917; gestorben 30. März 1938 in Paderborn.

Sie war eine frohe und schaffensfreudige Natur, und es war ihr sehr schwer, sich mit dem Krankenzimmer vertraut zu machen. Viele Jahre hindurch hatte sie in deutschen Filialen den Dienst der Pfortnerin versehen. Durch ihr freundliches und stets heiteres Wesen war sie sehr beliebt. In ihrer letzten schweren Krankheit wollte sie nicht, daß eine Schwester ihretwegen die Nachtruhe opfere. Am 29. März setzte wieder eine furchtbare Atemnot ein, die bis zum nächsten Tage anhielt, bis abends um 9.30 Uhr der Tod sie von ihren schweren Leiden erlöste.

Schwester M. Cosma, Franziska Aschenbrenner, geboren 28. April 1876 zu Zimmering, Oberpfalz. Eintritt 4. September 1896; gestorben 25. April 1938 in Mariannhill.

Sie war auf verschiedenen Stationen tätig und verbrachte die letzten 14 Jahre bei den eingeborenen Schwestern in Assisi, wo sie bei der Gründung dieser neuen Genossenschaft von Eingeborenen viele und schwere Opfer brachte. Sie war aber wegen ihres goldenen Humors allgemein beliebt bei Christen und Heiden, bei den Eingeborenen und beim auswärtigen Volk. Dazu war ihre große Mildtätigkeit überall bekannt, so daß sie sich durch ihre Herzensgüte ein bleibendes Denkmal gesetzt hat in Assisi und Umgebung. Ende des Jahres 1937 mußte sie sich einer gefährlichen Operation unterziehen, die sehr gut verlief. Nach wenigen Monaten stellte sich jedoch ein böser Husten ein, dem sie am 25. April zum Opfer fiel. In kindlicher Ergebung in Gottes heiligen Willen gab sie unter dem Gebete des Priesters und der Mitschwestern ihren Geist auf.

Schwester M. Hilga, Anna Kerber, geboren 22. August 1913 zu Alzenau, Bayern. Eintritt 30. August 1931; gestorben 29. April 1938.

Diese junge Blume, die der Heiland sich geholt, trat schon mit 18 Jahren in Neuenbeken ein, erlernte dann die feinen Handarbeiten, bis sie das Examen ablegen konnte. Nach vollendeter Lehrzeit und zurückgelegtem Postulat wurde sie am 1. Februar 1937 eingekleidet. Bald nachher mußte sie sich in ärztliche Behandlung begeben. Der Zustand wurde immer bedenklicher, und am 26. April 1938 legte sie auf dem Krankenbette mit voller Ergebung in Gottes heiligen Willen die heiligen Gelübde ab und wurde gleichzeitig mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Schon nach drei Tagen kam der liebe Heiland seine junge Braut zu holen.

Schwester M. Brigitta, Karoline Berwick, geboren 12. Dezember 1856 zu Bohligen in Baden. Eintritt 22. Oktober 1887; gestorben 2. Mai 1938 in Tzopo, Südafrika.

Sie gehörte noch zu den Pionierinnen unserer Genossenschaft in Südafrika. Mit 14 mutigen Jungfrauen setzte sie am 22. Oktober 1887 zum ersten Male den Fuß auf afrikanischen Boden. Mit Liebe und Opferwilligkeit stand sie den Kranken bei und verstand es, durch gütige

Trostworte und geeignete Medizinen das Los ihrer Patienten zu erleichtern. Als 1923 bei Tropo das Sanatorium für kranke und abgearbeitete Schwestern errichtet wurde, betätigte sie da ihren Beruf als echte Krankenschwester, bis sie selbst ans Schmerzenslager gefesselt wurde. Betend und leidend schaute sie dem Tode mit Vertrauen auf ihren Heiland ins Auge.

Schwester M. Edmunda, Maria Freuendorfer, geboren 27. Januar 1865 zu Mitterfeld, Bayern. Eintritt 26. Juli 1888; gestorben 20. Mai 1938 in Tropo.

In Reichenau erfüllte sie ihre Pflichten als treusorgende Hausmutter voll und ganz. Später wurde sie noch auf andere Stationen versetzt und hatte das Glück, am Sterbebett unseres hochseligen Vaters Stifter zu knien. Segensreich wie ihr Wirken in der Mission war auch ihr Leben in der stillen Krankenzelle. Wer Schwester Edmunda einen Besuch abstattete, fühlte sich von ihr angezogen und durfte etwas von ihrer Liebe, ihrem inneren Frieden und ihrem frohen, kindlichen Geist aus der Krankenzelle mit sich nehmen. Möge diese liebe Seele uns nun eine Fürsprecherin sein im Himmel!

Schwester M. Fidelis, Josepha Roos, geboren 4. September 1868 zu Denkingen, Württemberg. Eintritt 13. Januar 1897; gestorben 14. Juli 1938 zu Mariannhill.

Nach langem Siechtum schlummerte sie am Abend des 14. Juli unerwartet, aber wohl vorbereitet ins andere Leben hinüber. An ihrem Todestage wohnte sie noch der heiligen Messe bei und empfing die heilige Kommunion. Kurz nach dem Frühstück befiel sie eine leichte Ohnmacht. Der Arzt sah keine Gefahr, und die liebe Kranke selbst war über Tag sehr heiter. Um 5.30 Uhr abends gab sie still, so daß die um das Bett Knienden es kaum bemerkten, ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Niemand hatte untertags geahnt, daß am anderen Morgen bereits das Requiem gesungen würde.

Schwester M. Christeta, Josefina Hogeland, geboren 18. März 1889 zu Roermond, Holland. Eintritt 8. Oktober 1912; gestorben 22. Juli 1938 im Mutterhaus Heilig Blut.

Die liebe Verstorbene hatte sich vor längeren Jahren durch einen Unglücksfall ein schweres Kopfleiden zugezogen, das sich mit der Zeit immer mehr verschlimmerte. Ganz unverhofft holte der göttliche Bräutigam seine liebe Braut zu sich. Gerade an ihrem Todestag fühlte sie sich sehr wohl, machte untertags dem Heiland einen kleinen Besuch und ging in den Garten hinaus. Es war ihr letzter Gang, denn da wollte Gott sie zu sich in die Ewigkeit rufen. Sie bekam noch die letzte heilige Ölzung im Freien; wir dürfen aber mit Recht hoffen, daß sie in Anbetracht ihrer vielen, langen Leidensjahre ein herrliches Ruheplätzchen im Himmel gefunden hat.

Schwester M. Emerentiana, Sophie Wittenauer, geboren 17. Mai 1853 zu Moosbach in Baden. Eintritt 28. Dezember 1888; gestorben 29. Juli 1938 in Tropo.

Sie war eine ausgezeichnete Krankenschwester und allgemein beliebt. Nicht wenige verdanken ihrer hilfsbereiten Opferwilligkeit ihr Leben. Manchen Patienten, die von den Ärzten bereits aufgegeben waren, darunter auch Europäer, sind unter ihren Händen noch genesen. Als das Alter seine Rechte verlangte, wurde sie nach Tropo ins Sanatorium versetzt, im Jahre 1924. Aber auch da war sie immer zum Wohle des Nächsten tätig. Erst acht Tage vor ihrem Tode suchte sie das Krankenbett auf und litt sehr schwer. Nach Empfang der heiligen Sterbesakramente rief der Schöpfer sie ins bessere Jenseits hinüber.

Schwester M. Cäcilia, Maria Seitz, geboren 4. Februar 1862 zu Erlenbach in Bayern. Eintritt 7. Oktober 1886; gestorben 7. August 1938 im Mutterhaus Heilig Blut.

Mutter Cäcilia arbeitete 22 Jahre in der Mission, wurde 1907 zur Generalvikarin gewählt, welchem Posten sie 12 Jahre in treuer Pflichterfüllung vorstand. Anfangs 1908 trat sie die Reise ins Mutterhaus an. Nach abgelaufener Amtszeit wurde sie Hausoberin in Boisheim, Rhld. Die letzte sechs Jahre ihres Lebens brachte sie größtenteils auf dem Krankenbett zu. Solange sich ihre Hände bewegen konnten, verrichtete sie auch da noch kleine Dienste. Ihr ganzes Leben war Arbeit und Gebet. Am Sonntag, dem 7. August, ihrem Sterbetage, betete sie morgens noch „... und gib mich ganz zu eigen dir!“ Nach dem Mittagessen setzte schon der Todeskampf ein. Abends vor dem Angelusläuten hauchte sie ihre Seele aus. Am 8. Dezember dieses Jahres sollte sie ihr goldenes Profestjubiläum feiern, worauf sie sich sehr freute. Der liebe Gott wollte ihr die Freude machen, dasselbe im Himmel zu feiern. Aus Pietät wurde sie im Sarge mit Goldblumen geschmückt.



Die Freuden der armen Seelen

Vom heiligen Franz von Sales

Die Betrachtung des Fegfeuers sollte uns nicht bloß Furcht, sondern auch Trost einflößen. Es ist wahr, das Fegfeuer ist so schmerzlich, daß keine Pein in der Welt mit demselben in Vergleich kommen kann, indessen ist es doch auch gewiß, daß auf dieser Erde keine Zufriedenheit kann gefunden werden, die mit jener, welche die Seelen im Fegfeuer innerlich empfinden, verglichen werden könnte; denn:

1. Sie sind in einer beständigen Vereinigung mit Gott.
2. Sie unterwerfen sich vollkommen dem Willen Gottes, ihr Wille ist verwandelt in den göttlichen; sie können nichts anderes wünschen und verlangen, als was Gott will, so daß, wenn ihnen der Himmel offenstünde, sie gleichwohl sich eher in ihren Abgrund versenken würden, als daß sie mit den ihnen noch anhaftenden Makeln vor den reinsten Augen Gottes erscheinen wollten.
3. Ihre Reinigung geschieht mit ihrem Willen und aus Liebe, weil es dem Allerhöchsten so gefällt.
4. Sie wollen eben deswegen so lange in dem Reinigungsorte verharren, als es Gottes Wille ist.
5. Sie sind außerstand, eine Sünde mehr zu begehen, sie sind ohne Reiz zur Ungeduld oder zu irgendeiner andern Unvollkommenheit.
6. Sie lieben Gott über alles, mehr als sich selbst, mit einer vollkommenen, reinen, ganz uneigennütigen Liebe.
7. Sie empfangen großen Trost von den heiligen Engeln.
8. Sie sind ihrer ewigen Seligkeit versichert, und ihre Hoffnung ist so beschaffen, daß sie nie getäuscht werden kann.
9. Ist auch die Bitterkeit ihrer Schmerzen so heftig als sie will, sie genießen doch dabei den höchsten Frieden.
10. Wenn der Reinigungsort in Ansehung der Schmerzen eine Art von Hölle ist, so ist er auch ein Paradies wegen der Süßigkeit, welche

durch die Liebe in ihre Herzen ausgegossen ist: denn die Liebe ist stärker als der Tod und mächtiger als die Hölle.

Wenn es sich aber, schreibt der heilige Franz von Sales weiter, mit dem Fegfeuer so verhält, möchte etwa jemand sagen, warum soll man sich dann der leidenden Seelen erbarmen und ihnen hilfreich beispringen? Die Ursache ist, weil sie bei allen ihren Vorteilen entsetzliche Qualen leiden und unsers Mitleidens wohl würdig sind. Nebstdem sind sie, solange sie sich im Fegfeuer befinden, von der Herrlichkeit des Himmels ausgeschlossen. Beide Ursachen sollen uns bewegen, ihnen die schnellste Hilfe zu leisten, und dies kann geschehen durch unser Gebet, Fasten, Almosen, durch alle Gattungen der guten Werke, vorzüglich durch das heilige Messopfer.

B

Herzliches „Vergelt's Gott!“

allen unseren Abonnenten und Beförderern für die pünktliche Einzahlung des Beitrages. Es sei allen hier an dieser Stelle ein herzliches „Gott lohn es Ihnen“ gesagt mit dem Versprechen, daß wir Ihnen täglich in unserm und der Kinder Gebete den Segen des kostbaren Blutes zuwenden wollen.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: 1. Am Fest Allerheiligen. 2. Allerseelentag oder auch innerhalb der Oktav desselben.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

„Ein einziger Tropfen Blutes, vom Sohne vergossen, hätte genügt, den Zorn des Vaters zu besänftigen. Was aber der Gerechtigkeit genügte“, sagt der heilige Chrysostomus, „das genügte der Liebe nicht!“ Jesus gab all sein Blut bis zum letzten Tropfen.“

Gebetserhörung

Dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Rosenkranzkönigin und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, innigen Dank für Erhörung einer Bitte und für die Erhaltung einer guten Stelle. Veröffentlichung war versprochen.

R. E. aus W.

Dank der lieben Mutter Gottes und dem heiligen Josef für Gebetserhörung in wichtiger Angelegenheit.

Fr. J., Berlin.

Dem heiligen Judas Thaddäus Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

M. H., D.

Das Totenglöcklein

kündet allen unseren Abonnenten und Abonnentinnen den Tod treuer Missionsfreunde: Frau Johanna Jakoby aus Saarlautern 2; Herr Johann Rau, Saarlautern; Frau Kommerzienrat Altmann aus Altdötting. Außerdem läutet das Totenglöcklein einem jugendlichen Sterben. Unsere liebe, kleine Beförderin Anni Meyer aus Holz hat ihren Flug zum Himmel genommen. Trotz ihrem jugendlichen Alter sprach sie, von Mut und Eifer beseelt, daß, wenn sie erst groß sein wird, sie Missionarin werden wollte. Gott hat sicher diesen guten Willen für die Tat angenommen. Früh vollendet hat sie viele Jahre erreicht!

Gedenket all unserer lieben Verstorbenen in euren Gebeten, die armen Seelen sind die dankbarsten Vergelter!!!

Caritasblüten

Nr. 12

Dezember

1938

Mutter, kehre bei mir ein!

Still ist die Nacht! -
Zwei müde Wanderer suchen Rast
Und stehn vor Bethlems Toren. -
Maria trägt die süße Last,
Als Mutter auserkoren.

„Wo ist ein Heim?
Nur Stunden noch - und Jesus kommt -
Wohin kann ich Ihn legen?
Ist niemand, der in dieser Nacht
Uns hilfreich kommt entgegen?
Sankt Josef klopft vergebens an
Bei Reichen und bei Armen;
Man fährt ihn rauh und lieblos an
Ohn' Mitleid und Erbarmen.
Die ganze Stadt hat keinen Platz
Für Den, dem sie zu eigen -
Nur draußen ist ein kalter Stall -
Wer wird den Weg uns zeigen?“

Sie finden ihn, den rauhen Ort,
Wo Ochs und Esel wohnen -
„Hier soll das fleischgewordne Wort
Zur Erde niederkommen? -“

O Mutter, kehre bei mir ein,
Ich möchte dich empfangen!
O laß mein Herz die Heimstatt sein
Und stille mein Verlangen!
O Mutter, kehre bei mir ein,
In meines Herzens Mitte!
Bring mir dein süßes Jesulein!
Erhöre meine Bitte!

m. s.



Allen lieben Lesern und Leserinnen unserer Caritasblüten
wünschen wir ein recht frohes gnadenreiches Weihnachtsfest!

Möge der Engel, der den Frieden verkündete,
seine schützende Hand über ihre Familie, über
ihre Tätigkeit und über das ganze teure Vaterland halten! Daß
der kleine Friedenskönig im Stalle zu Bethlehem alle und alles
segnen möge!

Die Redaktion.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Schluß)

Von Mutter M. Tertula

Sum letzten Male eilen unsere Grüße über den weiten Ozean. In einigen Wochen hoffen wir, so Gott will, nach mehr als 11½-jähriger Abwesenheit, wieder auf europäischem Boden zu sein. — Am 24. August begrüßten wir unsere ersten indischen Missionspionierinnen. Gegen 7 Uhr morgens lief unser Schiff in den Hafen von Soerabaja ein. Wir entdeckten eine weiße Gestalt, es war die Schwester Oberia von Soemenep. Der hochw. Herr Pastor von Soemenep war auch anwesend und sorgte in zuvorkommender Weise für alles Nötige. Bei den Ursulinen wurden wir mit großer Liebe aufgenommen, um an Seele und Leib gestärkt die Reise fortsetzen zu können. Ein Schiff, welches den Verkehr von Java mit Madoera regelt, brachte uns in 20 Minuten auf diese Insel. Nach einer vierstündigen Autofahrt erreichten wir Soemenep, das Heim unserer Schwestern.

Die Freude des Wiedersehens war so groß, daß sie es kaum fassen konnten. Wir tauschten uns über alles das aus, was eine Neugründung mit sich bringt, und konnten ihnen manche praktische Winke geben durch die Erfahrungen, die wir in Afrika gemacht hatten. Das Klösterchen unserer jungen Schwestern ist gemietet. Sie haben sich aber gut eingelebt in diesem sonnigen Land und sind voll des Seeleneifers. Mögen diese fünf Schwestern den Preis unserer Erlösung, der aus den fünf Quellen der Wunden Jesu floß, in Madoera fruchtbar machen können.

Merkwürdigerweise waren es auch gerade fünf Jungfrauen, die der liebe Gott als erste Pionierinnen unserer Genossenschaft im Jahre 1885 berief.

Soemenep ist ein kleines Städtchen am östlichen Ende der Insel Madoera und wird vom Meere umspült, weshalb wir auch unserer ersten Niederlassung den Namen „Stella Maris“ geben wollen. Das Arbeitsfeld unserer Schwestern ist groß: 141 Kinder kommen zur Schule. Viele haben einen weiten Weg und kommen mit dem Fahrrad oder einem kleinen Fuhrwerk. Wie wir bereits in der September-Nummer erwähnten, sind die Kinder sehr anhänglich an die Schwestern und haben ein tiefes religiöses Empfinden. Sie fragten eines Tages die Schwester, ob denn nicht die Würdige Mutter den Tabernakel im Hauskapellchen aufschließen dürfte.

Madoera ist ungefähr halb so groß wie Holland, hat aber nur einen einzigen katholischen Priester und unsere fünf Schwestern. Die Pfarrkirche, d. h. ein gemieteter Saal, ist $\frac{3}{4}$ Stunden von Soemenep entfernt. Auf dem Wege dorthin sahen wir herrliche Palmen und üppiges Grün. Allerlei Volk in den verschiedensten Trachten kam uns entgegen. Frauen trugen eine Art Korbdeckel auf dem Kopfe, in welchem Fleisch, in Portionen fertig gerichtet, lag und sich noch andere Lebensmittel befanden. Männer trugen an einer Stange über der Schulter zu beiden Seiten große Bündel frisches Gras für ihre Kuh. — Hier gibt es wandernde Kaufbuden. Die Verkäufer waren von verschiedener Hautfarbe; die einen liefen eiligst dahin, die andern saßen

am Weg, je nach dem Volksstamme, dem sie angehörten. Aber fast alle kamen ohne Schuhe, während die Ochsen, welche den Karren ziehen, eine Fußbekleidung anhaben.

In einem breiten Graben nahmen Menschen und Tiere ein gemeinsames Reinigungsbad. Daß der Sonntag ein Ruhetag ist, weiß der Madoerese noch nicht. Es gibt dort nur ausländische Katholiken: Europäer, Halbeuropäer und Sapaner, etwa 270 an der Zahl. Alle zwei Monate sucht der hochwürdige Herr Pastor sie auf und feiert bei ihnen das heilige Messopfer. Dann müssen die Schwestern selbstverständlich auf den Gottesdienst verzichten.



Unsere Schwestern in Soemenep mit unserer Würdigen Mutter Generaloberin
(Photo: Archiv)

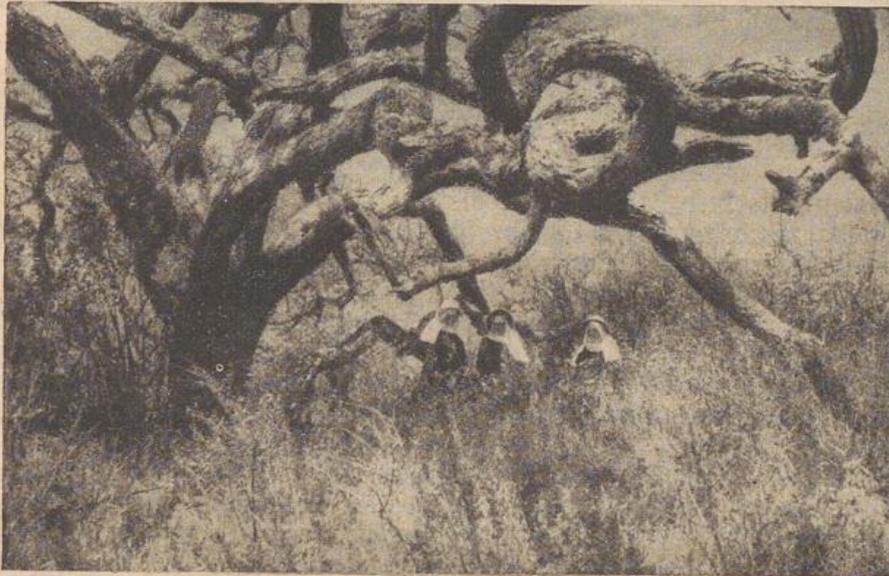
Während unserer Anwesenheit kam der hochwürdige Herr Präfekt von Malang, zu dessen Präfektur auch Madoera gehört, zu einer notwendigen Besprechung der neuen Missionsverhältnisse. Se. Exzellenz stellte uns in freundlicher Weise sein Auto zur Verfügung, damit wir die Insel und ihre Bevölkerung näher kennenlernen konnten.

Sehr interessant war die Salzgewinnung. An einer bestimmten Stelle, wo das Meerwasser sehr salzhaltig ist, wird das Wasser auf ein großes Feld gepumpt, wo es in der starken Tropensonne verdunstet. Die zurückgebliebene Salzlage wird auf Haufen geschöpft, in die Fabrik gebracht und gereinigt. Das ganze Unternehmen ist staatlich und hat sehr großen Absatz.

Wir folgten auch der Einladung des hochwürdigen Herrn Präfekten in seine Präfektur Malang auf der Insel Java und besuchten die verschiedenen Lehrorden, welche dort tätig sind. In Soerabaja fanden wir liebevolle Aufnahme bei den Ursulinen und den Missionschwestern von Steyl. In selbstloser Weise teilten sie uns all ihre Erfahrungen mit.

Das 40jährige Regierungsjubiläum unserer Königin Wilhelmina wurde in Soemenep sehr festlich begangen. Nähere Einzelheiten werden die Schwestern selbst beschreiben und den Lesern mitteilen.

Der Regent von Soemenep, ein Eingeborener, lud uns ein, sein Heim zu besichtigen und ließ uns zur festgesetzten Stunde mit seinem Auto abholen. Bei der Villa, einem alten, prachtvollen indischen Bau, angekommen, kam uns die Kadenaya, in unserer Sprache „Gnädige Frau“, zur Begrüßung entgegen. Sie ist eine reiche Javanerin und trug prachtvolle, funkelnde Geschmeide. Der Herr Regent war noch durch andere Besuche in Anspruch genommen, kam aber, sobald er frei war, zu uns. Seine Wohnung ist zum größten Teil eine offene, breite



Ein Schattenplätzchen in der Steppe

Würdige Mutter Generaloberin, Mutter Ubalda und Schw. Felizitas (Photo: Archiv)

und sehr geräumige Säulenhalle. Der erste Teil dient als Rats- und Gerichtssitzungsraum, der zweite als gemütlicher Empfangsjalon. Die Dame bot uns eine kleine Erfrischung an. Der in der Nähe weilende Diener, ein Madoerese, kam mehr kriechend als gehend auf ihren Ruf herbei. Kniend nahm er den Auftrag seiner Herrin entgegen und überreichte in derselben Stellung das erfrischende Getränk. — Der Regent sowohl als seine Gemahlin beherrschten die holländische Sprache vollständig. Bei ihrem demnächstigen Besuch in Europa wollen sie auch unser Mutterhaus besuchen.

Später führten sie uns durch die anderen Wohnräume, die mit alten, kostbaren Altertümern ausgestattet waren. Den Garten belebten verschiedene Vögel und Vögeln in Käfigen, oder an zierlichen Kettchen, die an den Füßchen und an der Stange festgehalten wurden. Nachdem wir alles besichtigt hatten, ließ er uns mit seinem Wagen nach Hause bringen. Unterwegs sahen wir fast bei jedem Hause einen oder mehrere Vogelkäfige an einer langen Stange befestigt in der Luft schweben. In einem derselben sitzt ein niedliches Täubchen, das, dem Aberglauben der Leute entsprechend, Unglück und Sterbefälle ferne hält.

In Soemenep war natürlich doch nicht unseres Bleibens; wir wollten heim! Der Abschied war ja sehr schwer. Unsere fünf Schwestern mußten allein auf diesem weiten Missionsgebiet in fremdem Land zurückbleiben, während wir zur Heimat steuerten. — Der hochwürdige Herr Pastor begleitete uns zum Schiff. Leider mußten wir erfahren, daß wieder kein Pfarrer an Bord war. Sechs andere Schwestern aus Maastricht, in deren Kloster in Batavia wir so freundliche Aufnahme fanden, teilten mit uns dieses Los.

In Singapore lief unser Dampfer Indrapoera an. Wir gingen dort noch zur Kirche; aber der Priester war auf Außendienst. Man machte uns auf ein Karmeliterinnenkloster aufmerksam. Ein chinesischer Priester reichte uns dort den Leib des Herrn. Das Kapellchen ist klein und einfach. Hinter dem Gitter beten und opfern seine treuen Bräute für das große Missionswerk. Das einfache, schlichte Kloster mit seinen rauhen Wänden und Fußböden wurde von italienischen und französischen Karmeliterinnen gegründet. Sie nehmen auch junge Chinesinnen auf, die sie für das Ordensleben schulen. Postulantinnen in langen, weiten, schwarzen Hosen und ebenso weiten Jacken bedienen mit einer Laienschwester die Pforte. — Wir wollten noch der Mutter Priorin unsern Dank für die Gastfreundschaft abstaten. Bald erschienen zwei ehrwürdige Gestalten in schwerem, braunem Ordenskleid, schwarz verschleiert, hinter dem Sprechgitter. Nach einem herzlichen Abschied von dieser einsamen Buß- und Gebetsstätte eilten wir unserm Dampfer zu. Welch ein Kontrast!! Hier Noblesse, Konzert, reich besetzte Tafel, Luxus in allen Ecken und Enden! — Das alles jedoch störte uns nicht; denn es war ja nur ein Übergang zur Heimat!

In Sabang konnten wir einer heiligen Messe beiwohnen. Die Ursulinen kamen uns schon entgegen und boten wieder ihre Hilfe in liebevoller Weise an. Bei der Abfahrt von Sabang setzte ein heftiger Sturm und Regen ein. Das Schiff hatte schwer zu kämpfen mit den ungestümen Wellen. Wegen zu großer Hitze versuchten wir, das Kabinenfensterchen zu öffnen, wurden aber gleich mit einer Welle überrascht, und hatten dafür nasse Kleider und Betten. Alles war seekrank, und man sehnte sich nach der Insel Ceylon, der nächsten Haltestelle. Dann führt uns unser Weg noch durch das Rote Meer, eine Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, in das Land, wo die heilige Familie gelebt. Auch den Berg Sinai werden wir zu sehen bekommen und manche biblische Erinnerung wird wachgerufen.

Wie im Traum ziehen nun all die Erlebnisse von dieser Visitationsreise an uns vorüber und die Sehnsucht nach der Heimat wächst mit jedem Tag; aber auch der Drang, dem lieben Gott für den Schutz in so vielen Gefahren von Herzen zu danken.

Bemerkung aus dem Mutterhaus.

Nun sind die beiden lieben Reisenden bereits in unserer Mitte. Die Freude des Wiedersehens kann man nicht mit Worten geben. Unsere Würdige Mutter Generaloberin war des Lobes voll über das Gedeihen des Missionswerkes im Norden, Süden und Westen Afrikas, und wir dürfen auch schon sagen, in Indien.

Diese Reise, vorgeschrieben von der kirchlichen Autorität der Propaganda Fide in Rom, hat von den beiden Reisenden große, unge-



Auf dem Weg zur Kirche, Soemenep, Madura

(Photo: Archiv)

kannte Opfer gefordert; aber überall brachten sie Freude, überall konnten sie sich davon überzeugen, was der echte Beruf einer Missionschwester, ihr Seeleneifer und ihre Pflichttreue mit Gottes Hilfe vermögen. Überall wurden sie aber auch gebeten um neue, junge Kräfte, damit kein Stillstand in der Arbeit im Weinberg des Herrn einträte. Stillstand ist Rückschritt! Darum bitten wir den Herrn des Weinberges recht innig: „Herr, schicke Arbeiter und Arbeiterinnen, damit Dein Reich ausgebreitet werde auf der ganzen Welt und in allen Zonen der Erde!“

3

Ein Besuch um die Seligsprechung eines indianischen Mädchens

In den Vereinigten Staaten und in Kanada haben 5000 Indianer eine Sammlung der eigenartigsten Gesuchsschriften, die der Heilige Vater je gesehen hat, um eine Seligsprechung vorgenommen. — Sie haben ihre Gesuche in Zeichensprache, in primitiven Lettern und in den vielen Sprachen ihrer Rasse geschrieben. Alle bitten um die Seligsprechung der Kateri Tetawitha, der Lilie der Mohawks, die im Jahre 1680 gestorben ist.

Kateri (Katharina) führte ein heiliges Leben und wurde wegen ihrer Frömmigkeit von den Zauberern ihres Stammes verfolgt. Ihr Grab befindet sich an den Ufern von St. Lawrence und ist ein großer Wallfahrtsort geworden. Bei Berührung des Staubes auf ihrem Grabe oder ihrer Kleidung sollen sehr viele Heilungen und Gnaden erwirkt worden sein. Jedes Jahr lassen ihre Stammgenossen eine heilige Messe zu ihrer Ehre lesen.

John J. Wynne S. J., der Vizepostulator, und dessen Mitarbeiter hatten sehr große Mühe beim Einsammeln der Gesuche in der Angelegenheit dieses indianischen Mädchens. Es konnte kein Formular zur

Unterzeichnung rundgegeben werden; die Indianer mußten ihre eigenen Bittschriften aufstellen. Einige gebrauchten dafür Zeichen, andere fremdartige Buchstaben, außerdem wurden auch verschiedene Sprachen gebraucht. Nun ist diese Aufgabe vollendet. In den Vereinigten Staaten haben 2774 und in Canada 2355 Indianer das Gesuch unterzeichnet. Manche Unterschriften bestehen aus einem Kreuz, andere aus Fingerabdrücken. Die Stämme, welche zu den Unterzeichnern gehören, sind unter anderem: die Sioug, die Kraaien, die Apachen, die Chippewa, die Schwarzfüßler und die Plattköpfe. Ein Indianer schreibt an den Heiligen Vater:

„Es tut mir so leid, daß wir gegen Deine ersten Missionäre so grausam gewesen sind. Jetzt ist es anders... Es würde uns freuen, wenn Du zu uns sagen würdest, daß unsere kleine Kateri Tekakwitha für uns arme Sünder betet.“

Mgr. Wagnozzi, der Auditor der apostolischen Delegation in Washington, wird dem Heiligen Vater diese Gesuche anbieten. Sie sind in Pergament gewickelt und von den Indianern in einer eichenen Dose geborgen. Das Holz derselben ist von dem Baum, der in Murrillsville im Staat Neuyork gewachsen ist, als Kateri vor 282 Jahren dort geboren wurde. (De Tijd.)

5

Advent

Nahe bist Du - Herr!

O Weisheit, strömend aus des Höchsten Mund,

O komm und lehre uns wandeln Deine Pfade!

O Adonai, o heil die Seele, krank und wund,

Und stärke sie mit Deiner Gnade.

O Wurzel Jesse, aus Dir sprießt das Reis hervor,

Es öffnet sich die Blume und bringt uns allen Frieden.

O Davids Schlüssel, öffne uns das Tor,

Befreie alle, die verlassen sind hienieden

Und die sich sehnen nach dem Himmelslicht!

O Aufgang aus der Höhe, komme, Gnadensonne!

O leuchte in das Herz, dem es an Mut gebricht

Und bringe allen Müden Deiner Gnade Wonne!

O König aller Völker, heiß Ersehnter, komm!

Du einigst, was getrennt und brichst der Sünden Bande.

Dein Zepter will nur Frieden. - Komm, o König, komm!

Zerreiß der Feinde Fesseln! Herrscher aller Lande!

Emanuel, o komm in unser Herz hinein!

O komm und bring uns Deinen Segen!

Laß unsre Seelen Deine Wonne sein

Und lenke sie zu Dir auf ihren Lebenswegen.

Nahe bist Du, Herr!

m. v.

Was Ignaz mir erzählt

Ein Mpare aus Ost-Afrika. (Von Schw. M. Roselina.)

(Fortsetzung)

Da fiel mir ein, daß ich einen Streich spielen könnte, um Rokiambo zu erschrecken. Bald hatte ich alles ausgedacht und freute mich auf den Spaß. Ich ahnte aber nicht, daß mir die bittere Wahrheit begegnen würde. — Es war Mittagszeit, in welcher Rokiambo immer kam. Ich verkroch mich hinter einem Strauch, und als Rokiambo nur das Vieh allein sah, rief sie laut meinen Namen. Da sagte ich im Flüsterton: „Still, still, die Wataita sind in der Nähe! Da ließ Rokiambo das Essen fallen und lief nach Hause. Ich fing an, über sie zu lachen und rief ihr zu, daß ich sie angeführt hätte. Belebend vor Angst und Schrecken kam sie zurück und sagte klopfenden Herzens: „Aber, Shengena, mache doch keine solche Dummheiten, was täten wir, wenn die Wataita wirklich kämen?“ — „A, bah“, sagte ich, „du weißt doch, daß Onkel sagte, sie seien in ihre Berge zurück! Meinst du, die werden sich getrauen zu kommen, wenn unsere Leute Wache halten?“ — Doch mein Mutwille war noch nicht zu Ende, und ich neckte weiter. „Hör mal, Rokiambo, wenn du mir den Mais nicht besser kochst und nicht mehr Samli (Butterfett) hineintust, dann liegt mir wenig daran, ob dich die Wataita stehlen oder nicht!“ Rokiambo sagte in zitterndem Ton: „Aber, Shengena, sprich doch nicht so, ich fürchte mich!“

Nun fing ich an zu essen, und es schmeckte mir gut. Rokiambo schrak bei jedem kleinen Geräusch zusammen, und es tat mir leid, sie so in Schrecken versetzt zu haben. Um sie zu beruhigen, sagte ich zu ihr: „Weil du so törichte Angst hast, so warte hier, ich steige auf den hohen Baum und dann kann ich weit und breit sehen und dir bestimmt sagen, daß niemand in der Nähe ist.“ Gesagt, getan! In meinem Übermut kletterte ich auf den Gipfel eines hohen Baumes und rief so laut ich konnte: „E — e — e —, ihr Wataita, geborene Hasenfüße, geschlagene Wildkazen, bleibt uns vom Leibe!“ Da! — was war das? Rokiambo rief: „Shengena, komm schnell, aber schnell!“ Dann hörte ich sie weinen. Ich schaute hinunter, und, — o Schrecken — vier ganz fremde Männer setzten sich stillschweigend unter den Baum, auf dem ich war, und ein fünfter hielt Rokiambo fest und sagte: „Wenn du einen Laut tust, so ersteche ich dich auf der Stelle“, und dabei zeigte er ihr ein scharfes Messer. Sie zitterte und bebte, und ich kletterte, so rasch ich konnte, vom Baum herab, ohne einen Gedanken fassen zu können. Als ich unten ankam, traf mich dasselbe Los wie meine Schwester. Nun mußte ich helfen, alles Vieh meines Vaters still und behende in die Steppe hinunterzutreiben. Ich wußte nur zu gut, daß es bei dem leisesten Widerstand meinerseits um das Leben von uns beiden geschehen war. So folgten wir wie im Traum und wußten nicht, was mit uns geschehen würde. Das sollte uns bald klar werden; denn wir wurden immer weiter und weiter getrieben bis in die Nacht hinein; dann rasteten wir, aber schlafen konnten wir nicht. Beim Morgengrauen wurden wir wieder aufgetrieben, und der neue Marsch begann. Endlich kamen wir zu großen Lagern, wo Hunderte von Kriegsmännern versammelt waren und zahlreiche Viehherden standen. — Ich sah einige junge Männer, die auch gefangen waren

wie wir. Man hielt uns beide streng abgesondert. Es wurde Feuer gemacht und einige Ochsen von dem geraubten Vieh geschlachtet und verzehrt.

Mittlerweile kamen wieder neue Krieger und brachten neue Viehherden und einige junge Burschen, die aber alle größer waren wie ich. Stumm ergab ich mich in mein Schicksal, und hörte auch, wie sich die Leute ihre Erlebnisse erzählten, obwohl ich der Wataitasprache nicht mächtig war; aber Taita und Kipare sind nahe verwandt. In kurzer Zeit hatte ich unsere Lage begriffen! Die Wataita und Wachagga hatten auf Umwegen die Wapare erreicht und ihnen eine förmliche Niederlage beigebracht. Nun wußte ich, daß wir Sklaven seien und das Vieh alles Kriegsraub.

Bei diesem Bewußtsein war ich starr wie ein Stein. Ich regte mich nicht. Ich konnte auch Kokiambo nicht ansehen, ohne mich über unsere Lage zu entsetzen. ‚Was nun? Wäre ich allein! Aber meine Schwester! Was wird mit ihr geschehen? Wird man uns ums Leben bringen oder lange quälen?‘ So saß ich lange Zeit, ganz in mein Leid versenkt, als mir ein Mann ein Stück Fleisch reichte und mir zu trinken gab. Ich schaute auf und sah, daß Kokiamba das gleiche erhielt und fragend zu mir herüberschaute. Das ließ mich mein Elend vergessen, und ich griff nach der Kürbisflasche und trank sie in einem Zuge aus. Dasselbe tat Kokiambo, die nur gewartet hatte, um zu sehen, was ich tue. Darnach nahm ich das Fleisch und aß — nur, um meiner Schwester unsere Lage zu erleichtern. Reden durften wir nicht miteinander. Ich beobachtete die Männer und wußte gar nicht, was es bedeutete, als auf einmal, es mochte gegen drei Uhr nachmittags sein, sich jeder mit der geraubten Beute bepakte. Sie schnallten alles fest auf den Rücken, auf die Achsel und den Kopf. Es graute mir, so viele Buschmesser, Speere und allerlei Knüttel zu sehen. Als sie sich alles aufgeladen hatten, blies einer auf einem Büffelhorn, und alle traten in Reihe und Glied. Mehrere nahmen die Gefangenen in ihre Mitte und eröffneten den Zug. Andere trieben das Vieh zu beiden Seiten, und dann schlossen sich die eigentlichen Krieger an, von welchen einer mich bei der Hand packte und mitzog. Mit Schrecken sah ich nach meiner Schwester. Doch was sah ich? War es ein Traum oder war ich nicht mehr bei Sinnen? Einer der Krieger packte sie, hob sie an beiden Armen in die Höhe, und im Nu saß sie auf seiner Schulter. Ob bequem oder nicht, — auf alle Fälle wurde sie nicht mißhandelt. Er trug sie eine lange Strecke, bis der Zug ein ruhigeres Tempo annahm und das laute Töhlen und Lärmen etwas gedämpfter erklang; dann ließ er sie sanft abgleiten und mitlaufen. Wie gerne hätte ich diesem guten Menschen für diese Wohlthat gedankt; aber ich mußte auf meinem Platz bleiben und hatte Mühe, mitzukommen.

Nach einem Marsch von mehreren Stunden, als es schon Nacht war, machten wir halt. Ich kauerte mich todmüde ins Steppengras und suchte in der Dunkelheit nach meiner Schwester Kokiambo. Die Krieger riefen und schrien durcheinander, bis einige Feuer anzündeten. Da schlich ich etwas näher zum Licht, und, o Glück, ich erblickte Kokiambo noch wohlbehalten, ebenfalls im Grase sitzend. Ich konnte die Augen nicht mehr offen halten und fiel in Schlaf. Bald sah und hörte ich nichts mehr. Als ich wieder erwachte, war es tageshell, einige von den Leuten schliefen noch ringsherum im Grase. Andere trugen Holz herbei,

um das erlöschende Feuer wachzuhalten. Ich mußte mich gut besinnen, um mich zurechtzufinden in meinen Gedanken. Da kam ein Mann auf mich zu und gab mir ein Stück Zuckerrohr, das ich in meinem Hunger und Durst mit den Zähnen schälte und aß.

Als ich mich auf diese Weise gestärkt hatte, überdachte ich meine Lage, und ich fand sie zum Verzweifeln. Was sollte aus mir werden? Und was aus meiner armen Schwester Kokiambo? Wollte ich entlaufen, ich wußte keinen Weg. Wir befanden uns tief in der Steppe, wo nur die wilden Tiere hausten. Da saß ich still und schaute den Leuten teilnahmslos zu. Diese machten Feuer, kochten Fleisch; andere gingen die Kühe melken und tranken die Milch. Es mochte gegen acht Uhr morgens sein, nach unserer Zeit, da erklang das Signal zum



Glandria

Von links nach rechts Mutter Rivarda, Ehrw. Mutter Generaloberin und Schw. Theovilla
(Photo: Archiv)

Weitermarsch. Wieder bepackten sich die Männer mit ihren Lasten, und als das Horn blies, brachen sie auf, wie am Tage vorher.

Es ging im raschen Tempo, keines hatte Zeit, nach dem andern zu sehen. Meine Schwester, die ich nicht sah, war in den Schlußreihen und hatte Not, mitzukommen. So ging es eine Zeitlang, bis endlich das Horn das Zeichen zur Rast gab. Wir fielen nieder ins Gras und durften nun ausruhen; weil ein Fluß in der Nähe war, wurde auch Wasser geholt. O wie dankbar war ich, als mir einer die gefüllte Kürbisflasche reichte mit den Worten: 'Du hast gewiß auch Durst.' Ich konnte vor lauter Durst kein Wort sagen, leerte die Flasche mit einem Zug und schlief ein.

Als ich erwachte, sah ich einige Männer in meiner Nähe, die mich mitleidig ansahen und mit den andern in lebhaftem Gespräche waren. — Da, o Schreck! Sie gaben den Kriegern ein Stück Stoff, zwei Buschmesser, einige Stränge Perlen. Als sie das in Empfang nahmen, sagten sie zu ihnen: 'Fertig, ausgemacht! Da nehmt ihn!' Einer der

Männer nahm mich bei der Hand und hieß mich, ihm zu folgen. Nun fing ich an, aus Leibeskräften zu schreien: Kokiambo, Kokiambo! Muß ich denn fort, ohne Dich! Meine Schwester weinte ebenfalls und streckte beide Arme nach mir aus. Da standen die beiden Männer still und beratschlagten, wovon ich natürlich nichts verstand. Einer fragte mich dann, ob das meine Schwester sei. Ich bejahte es unter großer Erregung und laut schluchzend. Dann sagte er gütig zu mir: „Sei nur stille, Kind, Kokiambo geht auch mit uns.“ Da fühlte ich mich glücklich und sagte kurz: „Mein Vater, laß meine Schwester mit mir gehen!“

Nun wurde der Preis auch für sie abgemacht. Die Männer bezahlten mit Perlen und einigen Luchern. Meine Schwester und ich standen zitternd und bebend da, wir wußten nicht, was mit uns geschehen sollte. Endlich gingen die fremden Männer mit uns weiter, den Bergen zu. Was sie zu uns sagten, verstanden wir nicht. Als wir eine Strecke gelaufen waren, erhielten wir je drei Bananen und ein Stück Zuckerrohr. Wir hatten Hunger zum Erbarmen und aßen im Gehen, so schnell wir konnten. Nach ungefähr drei—vierstündigem Marsch rasteten wir einen Augenblick am Fuße eines Berges. Nun fingen wir zu steigen an, immer höher und höher, bis wir an einige Hütten kamen, wo uns die Leute Maissuppe gaben. Wir wollten essen, aber statt dessen fingen wir zu weinen an. (Fortf. folgt.)

3

Für die Kinder

Weihnachten kommt! Das Christkindchen sucht Euch beim Kripplein! Ich glaube sicher, daß viele unserer kleinen Leser und Leserinnen das eine und andere Opferchen bringen, um dem Jesuskindchen Freude zu machen. Dafür liebt Euch auch Jesulein auf ganz besondere Weise.

Eine Schwester schreibt aus Marienthal in Südafrika:

„O, wie freuten sich unsere Kleinen, als sie das Krippchen sahen mit Maria und Josef und dem Kindlein in der Mitte. Wie funkelt die schwarzen Auglein, als sie ringsherum die Hirten und sogar einen Ochsen und einen Esel sahen. Das Liebste von allem ist ihnen aber doch das Christkindchen; das merkte die Schwester, welche die Kapelle besorgte, am besten. Da lag eines Tages ein Ei beim Jesuskindlein, und das ist für ein schwarzes Kind ein großes Opfer. Ein anderes Mal fand die Schwester Süßigkeiten, zuweilen auch kleine Geldstückchen. Das brachten sie aber alles, wenn niemand es sah.“

Eines Tages lag ein Geldstück am Halse des Jesukindleins, und zwar darum, weil die Schwarzen glauben, das Herz sitzt im Hals. Selbst auf den Zehen des heiligen Josef lag ein Sparpfennig. Alles, was die Kinder brachten, waren für dieselben große Opfer, denn höchst selten bekommen sie Geld oder Süßigkeiten.“

Ich bin davon überzeugt, daß der liebe Gott viel von diesen schwarzen Kinderchen hält. Er schaut ja nicht, ob sie schwarz oder braun oder weiß sind; ob sie ein altes oder neues Kleidchen tragen; Er schaut nur darauf, ob sie Ihn lieben. — Ja, niemand hat so viel für Euch getan und gelitten wie Jesus.

Zum Schluß wünsche ich Euch ein recht frohes, freudiges und gesegnetes Weihnachtsfest!

REQUIESCANT IN PACE!



Unsere verstorbenen Mitschwwestern (Nachtrag)

Es liefen aus Süd- und Ost-Afrika noch Todesnachrichten ein, die wir zur Vervollständigung des Jahrganges noch gerne mitteilen:

Schwester M. Demetria, Maria Greb, geb. 30. 7. 1869 zu Untersteinbach, Bayern. Eintritt 16. 1. 1891. Gestorben 27. 8. 1938 in Kvimvaba, Süd-Afrika.

Wohl vorbereitet auf den Tod, von dem sie Monate vorher so oft gesprochen hatte, wurde sie doch von ihm überrascht. Man fand sie tot vor dem Gartentor, das sie, wie es schien, öffnen wollte, um trotz ihrer 69 Jahre noch an die Arbeit zu gehen. Mahnte man sie in liebevoller Weise, sich doch öfter Ruhe zu gönnen, dann gab die eifrige Opfereeule immer zur Antwort: „Ich bin nicht müde, ich kann noch arbeiten!“ — Der göttliche Heiland wird ihr aber ein schönes Ruheplätzchen bereitet haben, das sie auf ewig genießen kann. R. i. p.

Schwester M. Imelda, Karoline Ernst, geb. 11. 5. 1860 zu Rundsüh, O.-Schles. Eintritt 8. 10. 1891. Gestorben 8. 10. 1938 in Mariannahill.

Nahezu ein halbes Jahrhundert hat die immer wohlgenute Missionschwester die Last und Hitze der südafrikanischen Sonnenhitze getragen, und wir dürfen uns nicht wundern, daß sie zuletzt ein großes Verlangen nach der ewigen Heimat hatte. Bis wenige Wochen vor ihrem Tode besorgte sie noch immer die Kranken in Mariannahill, wo ihr nach so reger Tätigkeit noch ein stilles Wirken beschieden war.

Vor ihrem Tode versicherte sie die umstehenden Schwestern, daß sie nichts mehr beunruhige, und daß sie nur auf die Ankunft des göttlichen Bräutigams warte. R. i. p.

Schwester M. Baltasara, Maria Port, geb. 28. 10. 1872 zu Aulwangen, Württemberg. Eintritt 15. 10. 1897. Gestorben 17. 9. 1938 in Tzopo, Süd-Afrika.

Sie war eine der ersten Schwestern, welche die Station Himmelberg angefangen haben, und brachte die großen Opfer einer Neugründung mit Freuden. Schon im Jahre 1921 stellte sich bei ihr Blutsturz und Lungenschwindsucht ein und machten ihr viele Beschwerden. Aber sie fand es ganz natürlich, daß das Leiden der Anteil einer Missionschwester sein müsse. Sie kannte keine Schonung für sich, so daß man sagen kann: Man kann im Opfergeist nicht weiter gehen, als Schwester Baltasara es getan hat.

Schwester M. Friedberta, Maria Schweinesot, geboren 21. 7. 1888 zu Spreda (Oldenburg). Eintritt 20. 12. 1910. Gestorben 12. 10. 1938 zu Zanzibar, Ost-Afrika.

Schwester M. Friedberta hat 24 Jahre unter den Aussätzigen, den von der Menschheit Verstoßenen, auf der Insel Zanzibar gearbeitet. Mit einer so selbstlosen Liebe, daß selbst die Regierung ihre Wirksamkeit in besonderer Weise hochschätzte. Die sonst so rüstige Schwester wurde ein Opfer ihres schweren Berufes und erlag in wenigen Tagen dem tödlichen Malariafieber und einer Blutvergiftung; aber sie war bereit zum Sterben. — Ihr Tod ist ein schwerer Schlag für die dortige Mission. Sie war den Kranken ein Arzt, den Waisen und Verstoßenen eine Mutter. Am Begräbnis dieser Schwester nahmen reich und arm, vornehm und niedrig teil. Wie mag sie für ihre vielen, unbekanntesten Liebeswerke im Jenseits empfangen worden sein, bei dem, der gesagt hat: „Was ihr einem meiner Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan!“ R. i. p.

3

Was die englisch-arabische Zeitung „Samacahr“ über unsere am 12. Oktober verstorbene Schwester M. Friedberta in Zanzibar berichtet

„Schwester M. Friedberta, geboren am 21. Juli 1888, kam im Juli 1914 nach Zanzibar, als Gehilfin in der Aussätzigen- und Armenpflege in Walezo. Ihre großmütige Aufopferung und ihr heiligmäßiges Dienen machte sie bald sehr beliebt bei den unglücklichen gequälten Eingeborenen und den Ausgestoßenen und Niedergedrückten. Sie war ihrer mildtätigen Aufgabe, die sie ganz selbstlos durchführte, so hingeegeben, daß sie es vermied, nach Europa zu reisen, sondern sich nur ein oder zweimal einen kurzen Urlaub an Ort und Stelle, als Ruhepause gönnte.

Ihre offensichtliche Selbstaufopferung den Mitmenschen gegenüber wurde gebührend von Sr. Majestät dem König gewürdigt, indem er ihr die Ehrenmitgliedschaft des Britischen Reiches verlieh. Se. Hoheit der Sultan erkannte ihr die silberne Jubiläumsmedaille zu.

Der Beerdigungsgottesdienst wurde in der römisch-katholischen Kirche am selben Nachmittag gehalten. Ihm wohnten viele Würdenträger bei. Der Zug, der die Kirche um 4.30 Uhr zum Friedhof verließ, bestand aus einer großen Anzahl Menschen aller Klassen und Bekenntnisse. Die Knaben und Mädchen der St.-Josefs-Kloster-Schule eröffneten den Zug. — Auf dem Friedhof wartete eine noch größere Menge, worunter sich hohe Persönlichkeiten befanden. Der Privatsekretär Sr. Hoheit des Sultans, der Privatsekretär Sr. Exzellenz des Britischen Residenten, der Hauptsekretär und Frau Mr. Elderj, der geehrte Kapitän M. C., L. Lester, der Sekretär der Finanzen u. a.

Wie populär die Verstorbene bei den Armen von Walezo war, kann man ersehen aus der Tatsache, daß ein ganzer Zug von ihnen den sterblichen Überresten der großen Verstorbenen die letzte Ehre erwies. Ihr Andenken wird für immer von allen in Ehren gehalten werden.

Eine verschwenderische Fülle von Blumen, die von allen Seiten her gespendet wurden, überhäufte die Ruhestätte der Verstorbenen. — Die Beerdigungsfeierlichkeiten wurden vom hochwürdigen Pater O'Flynn vorgenommen; andere Priester der röm.-katholischen Kirche assistierten.“

Herzliches „Vergelt's Gott!“

allen unsern lieben Abonnten, Beförderern und Wohlthätern, denen wir nicht persönlich danken konnten, für die pünktliche Einzahlung. Wir empfehlen alle dem kommenden Friedensfürst und wünschen an dieser Stelle eine segensbringende Weihnacht und ein fruchtbringendes neues Jahr!

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut:

Am Feste des hl. Franz Xaver, 3. Dezember; am Feste des hl. Nikolaus, 6. Dezember; am Feste Mariä Empfängnis, 8. Dezember; am hl. Weihnachtstfest.

Goldkorn:

„Wuchere mit dem großen Schätze des kostbaren Blutes für die armen Seelen und ehre so den Preis der Erlösung. Du verrichtest damit das größte Werk der Barmherzigkeit.“ P. J. Schneider.

Gebetserhörungen

Innigen Dank, besonders der hl. Mutter Anna, der lieben Gottesmutter, dem hl. Josef, dem hl. Schutzengel für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. M. S. M.

Innigen Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu und dem ehrw. Diener Gottes Vinzenz Pallotti für Erhörung in einem besonderen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. H. B., Oberalme, Westf.

Das Totenglöcklein

Gedenket unserer lieben Heimgegangenen: Herrn Franz Meyer, Sohn unserer lieben, eifrigen Beförderer und Abonnten Familie Meyer aus Westhausen und Bruder unserer Schwester M. Ildesonsis. Herrn Josef Hartberger aus München, eifriger Beförderer und Abonnt, Vater unserer Schwestern M. Josefila und M. Edmunda. Der Herren Vinzenz und Konrad Peikert aus Herne, Westf., treue Abonnten und Brüder unserer Schwester M. Luka. Frau Anna Weinrich aus Westhausen und hochw. Herrn Pfarrer Ignatius Görz aus Bornheim, Rhld.

Herr gib ihnen allen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen. Herr, laß sie ruhen in Frieden! (300 Tage Ablass.)

Inhalts - Verzeichnis 1938

Gedichte:	Heimkehr vom Grabe	71
	Ave Maria	99
Maria, Königin des Reiches	Christi Himmelfahrt	104
Christi	Vor der hl. Kommunion 125, 140	
Opfergang	Mariens Herz im Herzen Jesu	126
Beim Kreuze	Geh zu Maria	137
Siehe, ich bin die Magd des	Mariä Himmelfahrt	153
Herrn	Der Gefangene im Tabernakel	162
		56

In Sturm und Leid	173	Nachrichten aus dem Mutter-	
Sung gewohnt, alt getan	175	haus	33, 70, 97, 203
Dem Kinde Maria	177	Unsere verst. Mitschwestern	235, 253
Rosa mystica	193	Religiöse Abhandlungen:	
Mein Lied dem König	202	Marian. Aktion 19, 32, 96, 126,	213
Herr, gib mir Seelen!	217	St. Josef, ein Freund der	
Zur Königin des Friedens	225	Blumen	55
Mutter, kehre bei mir ein	241	Wem dient die Caritas?	173
Advent	248	Wenn die Sonne vom Firma-	
Erzählungen:		ment verschwinden würde	214
Visitationsreise unserer Würd.		Die Freuden der armen Seelen	239
Mutter Generaloberin 3, 26, 50		Vollkommene Ablässe 24, 48, 64,	
66, 90, 114, 130, 154, 178, 194, 218,	243	88, 112, 128, 152, 176, 192,	
Seltfame Bescherung	14	214, 240, 255	
Unser Lehrer Mavimbela	15	Gebetserhörungen 24, 48, 64,	
Bekehrung durch eine Kniebeu-		88, 112, 128, 152, 176, 214, 240, 255	
gung	21	Eure Gnadengabe sei Caritas	
Kaffrischer Aberglaube	28	für die Missionen	221
Eine junge Opferseele	30	Allerlei aus der Mission:	
Die schönste Wallfahrt	34	Seite	9, 57, 206, 230
Denen, die Gott lieben, gerei-		Beschreibungen:	
chen alle Dinge zum Besten	39	Unsere neue Mission in Indien	7
Die Insel der Einsamen	42	Nkoi, der Leopard	12
Ngoni als Untersuchungsrei-		Feier der Einkleidung der ersten	
sender	60, 83	eingeborenen Schwestern im Vi-	
St. Josef sorgt	63	kariat Bagamoyo	37
Eine Nacht in der Wüste	72	Das neue Christkönigshospital	
Treu bis zum Tod	76	in Tropo	53
Der hl. Josef als Unterhändler	102	Aus Afrikas Naturleben	100
Die Umschiffung des Victoria-		Auf Missionswanderungen	138
Nyanza	105	Grundsteinlegung des Hospitals	
Die Klause von St. Kaddus	119	in Mount Frère	141
Eine moderne Mutter der Ma-		Der Eingeborene der Insel Java	
chabäer	147	und sein Gottesdienst	144
Schöne Hände	148	Aus der Missionschule in Neu-	
Tiefgläubiger Sinn	164	enbeken	149
Was unsere Schwestern aus		Zanzibar	161
Holländisch-Indien erzählen	165	Goldenes Priesterjubiläum im	
Mein erster Schultag bei schwar-		Herz-Jesu-Sanatorium, Süd-	
zen Kindern	170	Afrika	163
Ein eigenartiger Läuferling	190	Modernes Apostolat	190
Mit dem Flieger von Coquil-		Rhodesia einst und jetzt	208
hatville nach Luluabourg, Congo	204	Unsere ersten Tage in Afrika	183
Ein probates Mittel	207	Weitere Nachrichten aus Indien	185
Wenn Neger heiraten	211	Totenglöcklein:	
Wie sich ein verstockter Heide		24, 48, 64, 88, 112, 128, 176,	
durch christliche Großmut über-		192, 240, 255	
zeugen ließ	223	Für die Kinder:	
Von meinen apostolischen Freu-		22, 45, 86, 109, 127, 150, 192, 215, 252	
den und Leiden	226		
Was Ignaz mir erzählt	232, 249		
Ein Gesuch um die Seligspre-			
chung eines indianischen Mäd-			
chens	247		
Was die englisch-arabische Zei-			
tung „Samacahr“	254		

203
253

213

55
173

214
239

255

255

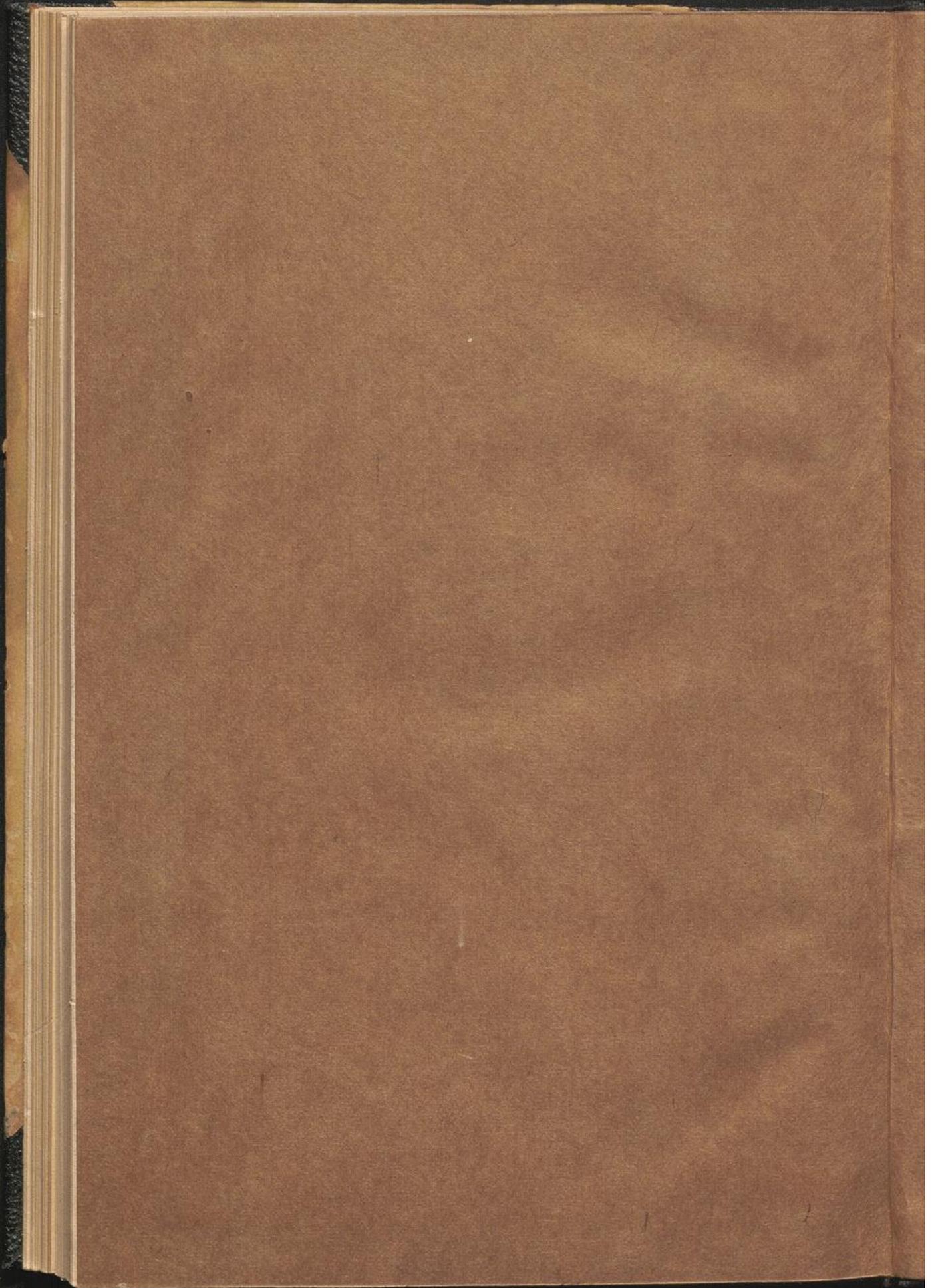
21

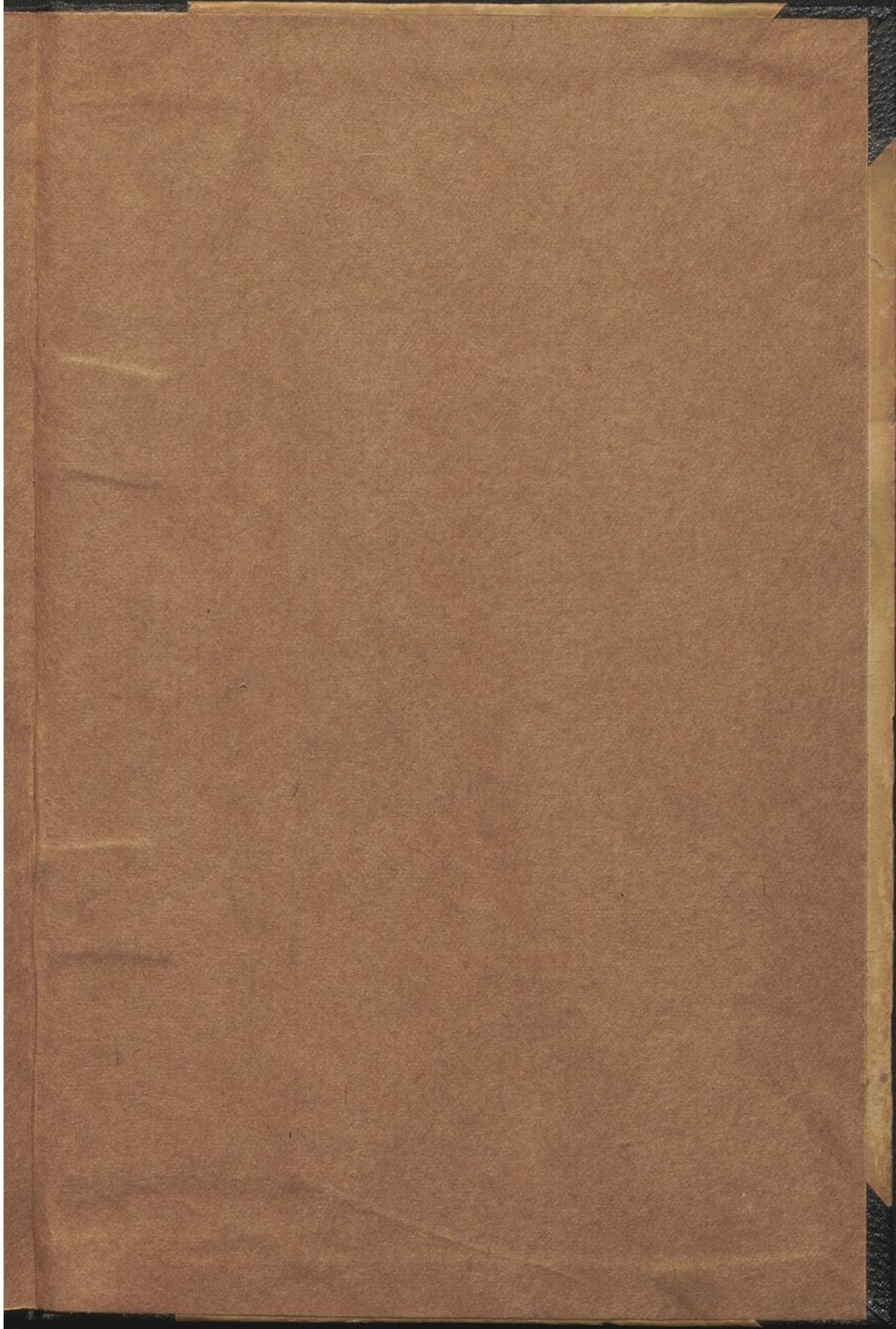
30

7
2

7

3
0
3





Carita

ritasblüten
1938